



**Beiträge**  
zur  
**Husumer Stadtgeschichte**

Heft 8 • 2002

Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

# Beiträge

zur

# Husumer Stadtgeschichte

Heft 8 · 2002



Herausgegeben  
von der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

# Vorstand der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Vorsitzender: Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum  
Schriftführer: Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum  
Schatzmeister: Horst-Günter Susott, Nordhusumer Straße 36, 25813 Husum  
Beisitzer: Fiete Pingel M.A., Herzog-Adolf-Straße 43, 25813 Husum

## Redaktionsausschuss

Dr. Christian M. Sörensen (Vorsitzender), Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt  
Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum  
Dr. Ulf Dietrich von Hielmcrone, Süderstraße 14, 25813 Husum  
Fiete Pingel M.A., Herzog-Adolf-Straße 43, 25813 Husum  
Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum

## Schriftleitung

Dr. Christian M. Sörensen, Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt

## Geschäftsstelle der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Krämerstraße 8, 25813 Husum. Tel. 0 48 41 / 32 28

Satz/Lithografie: Fotosatz Husum GmbH  
Verlag, Druck und Verarbeitung: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft,  
Postfach 1480, D-25804 Husum – [www.verlagsgruppe.de](http://www.verlagsgruppe.de)

ISBN 3-89876-078-2

*Abbildung Umschlagseite: Blick auf die Altarwand der St.-Marien-Kirche Husum nach Teilrestaurierung 2001. Taufe hier vor den Altarschranken aufgestellt (s. Text S. 79). Aufnahme: Ulf Dietrich von Hielmcrone*

# Inhalt

Vorwort .....	7
Eine Prachtbibel der Spätrenaissance aus dem Husumer Schloss Von Holger Borzikowsky .....	8
Musik an der Husumer Schlossorgel 1626-1799 Von Konrad Küster .....	27
Zwei Husumer Schreib- und Rechenmeister: Peter Nicolai Svensen (1755-1765) und Johann Friedrich Schütt (1765-1797) Von Jürgen Kühl .....	47
Verfahren und Hinrichtung der Kindesmörderin Ellien Abels im Jahre 1780 in Husum Von Claus Paulsen .....	66
Die St.-Marien-Kirche zu Husum – Zur Frage ihrer Stellung im Gesamtwerk Christian Frederik Hansens Von Ulf Dietrich v. Hielmcrone .....	72
Sophie Jacobsen – Höhere Bildung auch für Mädchen Von Jürgen Dietrich .....	82
Krieg und Gefangenschaft in Frankreich – Der Husumer Johannes Bollmann und seine Erinnerungen an das Ende des Ersten Weltkrieges Bearbeitet von Klaus Schumacher .....	101
Das Schicksal des „Halbjuden“ Carl Cohn und seiner Familie Von Christian M. Sörensen .....	118
Einnerungen an meine Flucht aus Danzig nach Husum 1945 Die letzten Tage als Zehnjähriger in der Frontstadt und das knappe Entrinnen auf dem Seeweg Von Günter Ramelow .....	123
Gedicht „Husum“ Von Therese Chromik .....	128

Literarische Skizzen Franziska zu Reventlows, 1893/94	
Die Entdeckung der ersten Veröffentlichungen	
Franziska zu Reventlows in den „Husumer Nachrichten“	
Von Annegret v. Hielmcrone .....	129
Gedicht „Nahe der kleinen Stadt“	
Von Therese Chromik .....	150
Jubiläen von Husumer Vereinen, Gesellschaften, Verbänden und Einrichtungen	
Von Frenz Bertram und Christian M. Sörensen .....	151
Tätigkeitsbericht	
Von Holger Borzikowsky .....	156
Die Erfassung Husumer Grabdenkmäler	
Von Thomas Friedrichsen .....	159
Nachrufe auf Brar Volkert Riewerts und Klaus Lengsfeld	
Von Fiete Pingel .....	160
Angebot der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte:	
Graphik „Altes Rathaus Husum“ von Friedrich Laubengeiger .....	166
Buchbesprechungen .....	168
Verzeichnis der Autoren .....	183

## Vorwort

Seit ihrer Gründung im Jahre 1987 hat die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte sieben Hefte ihrer „Beiträge“ vorgelegt, die viel Zuspruch gefunden haben. Der Redaktionsausschuss hofft, dass auch das vorliegende Heft 8 möglichst vielen Lesern etwas Interessantes bieten kann. Es bringt Aufsätze zu verschiedenen Teilbereichen der Stadtgeschichte, so zum Bereich Kultur je einen Beitrag über eine Prachtbibel aus dem Schloss und Musik an der Schlossorgel, zwei Husumer Schreib- und Rechenmeister, höhere Mädchenbildung, die Marienkirche und literarische Skizzen Franziska zu Reventlows. Außerdem werden Gedichte von Therese Chromik abgedruckt.

Die politische Entwicklung beleuchten die Beiträge über die letzte Hinrichtung in Husum, die Kriegsgefangenschaft in Frankreich, das Schicksal eines „Halbjuden“ und die Flucht aus Danzig. Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen und kulturellen Leben in der Storm-Stadt bringt Heft 8 die Tätigkeitsberichte unserer Gesellschaft und ihrer Arbeitsgruppe zur Erfassung der Husumer Grabdenkmäler sowie Artikel zu den Jubiläen des Vereins für Bürgerwogelschießen und des Nordfriesischen Vereins Husum-Rödemis.

Nachrufe auf die um die Stadtgeschichte verdienten Männer Brar V. Riewerts und Klaus Lengsfeld, das Angebot einer Graphik von Friedrich Laubengeiger und mehrere Rezensionen zu für die Stadtgeschichte wichtigen neuen Büchern vervollständigen den weiten Bogen, den dieses umfangreiche Heft spannt.

Die Schriftleitung dankt den Autoren für ihre Beiträge, ebenso den Personen, die die Herausgabe mit Informationen und Bild- und Textunterlagen unterstützt haben. Um solche Unterstützung bitten wir auch weiterhin. Der Redaktionsausschuss, dessen Mitgliedern ich ebenfalls herzlich für die Mitarbeit danke, ist auch offen für kritische Hinweise und gegebenenfalls Beiträge zum nächsten Heft. Mein ganz besonderer Dank gilt Herrn Holger Borzikowsky, dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft, dafür, dass er wiederum einen wesentlichen Teil der Redaktionsarbeit geleistet und darüber hinaus Satz und Layout vorbereitet hat.

Für finanzielle Unterstützung bei dieser Veröffentlichung dankt die Gesellschaft der Sparkasse Nordfriesland. Für die bewährte gute Zusammenarbeit danken wir der Husum Druck- und Verlagsgesellschaft.

Im Jahre 2003 begeht Husum sein 400-jähriges Stadtrechtsjubiläum. Zu diesem großen Ereignis wird unsere Gesellschaft ein Werk über die Geschichte Husums herausgeben, das alle Epochen beleuchten soll und an dem schon intensiv gearbeitet wird.

*Husum, im November 2002*

*Christian M. Sörensen, Schriftleiter*

## **Eine Prachtbibel der Spätrenaissance aus dem Husumer Schloss**

Von Holger Borzikowsky

Zu den Höhepunkten der Ausstellung „Gottorf im Glanz des Barock“ 1997 im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloss Gottorf gehörte die Präsentation des Silberaltars der Herzogin Augusta, einer Leihgabe des Dänischen Nationalmuseums Kopenhagen. Bis 1751 befand sich der Altar im Husumer Schloss, der einstigen Nebenresidenz der Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorf und Sitz der Herzoginwitwen Augusta und Maria Elisabeth im 17. Jahrhundert. Diese ließen das 1577-1582 am Rande des Ortes errichtete „Schloss vor Husum“ stattlich ausbauen, modernisierten es im Sinne ihrer Zeit und machten es durch ihre Sammeltätigkeit zu einem kulturellen Zentrum mit überregionaler Ausstrahlung. Nach der Vertreibung der Gottorfer Herzöge aus dem Herzogtum Schleswig 1721 war das Schloss vor Husum bis zum Jahre 1864 königlich dänischer Besitz.<sup>1</sup>

Außer dem Altar, einem herausragenden Werk sakraler süddeutscher Goldschmiedekunst des Frühbarock, Arbeit des Augsburger Goldschmiedes Albrecht von Horn und Geschenk eines Hamburger Kaufmanns an die Herzogin,<sup>2</sup> enthielt die Ausstellung als weiteres Exponat, das ursprünglich zum Inventar der Husumer Schlosskapelle gehört hatte, einen mit einem kostbaren Einband versehenen Wittenberger Bibeldruck aus dem Jahre 1584, Leihgabe der Königlichen Bibliothek Kopenhagen.<sup>3</sup> Ein am Schluss des Druckes eingebundenes Blatt verzeichnet handschriftlich die Geburten der acht Kinder Herzogin Augustas (1580-1639), einer Tochter König Friedrichs II. von Dänemark, Gemahlin Herzog Johann Adolfs von Gottorf. Die Reihe beginnt mit der Geburt des Sohnes Friedrich 1597. Dieser war seit dem Tode des Vaters 1616 als Friedrich III. regierender Herzog – der geistig bedeutendste in der Reihe der Gottorfer Herzöge. Die vierhundertste Wiederkehr seines Geburtstages gab den Anlass zur Ausstellung „Gottorf im Glanz des Barock“. Das in die Bibel von 1584 eingebundene Blatt weist den Band als persönliches Exemplar der Herzogin Augusta aus, sie dürfte es, als sie ihre Witwenresidenz Husum bezog, aus dem Hauptschloss Gottorf mitgenommen haben. Erstmalig wird die Bibel allerdings erst 1706 in einem Inventar des Husumer Schlosses erwähnt, als Bestandteil der Ausstattung der Schlosskapelle. Einen Kapellenbereich enthielt der Bau offenbar ursprünglich nicht, er ist vermutlich erst nach 1616 unter Herzogin Augusta angelegt worden und umfasste am Ende der Gottorfer Zeit den Hauptraum mit einer Fürstenloge im Erdgeschoss des Südflügels und als Nebenräume Sakristei und Betstube, die in westlich anschließenden Anbauten lagen.<sup>4</sup>



*Abb. 1: Die Bibel der Herzogin Augusta von Schleswig-Holstein-Gottorf (vorderer Einbanddeckel), Königliche Bibliothek Kopenhagen*



Abb. 2: Titelblatt. Im reichen Rollwerkrahmen sind Szenen aus dem Alten Testament sowie unten das kurfürstlich sächsische Wappen dargestellt.



Z

er damit die Heiden schlägt/ Und er wird sie regieren mit der ersten Krone/ Und er tritt die Leiter des Weins des gemüthigen Jorns des allmechtigen Gottes/ Und hat einen Namen geschrieben auff seinem Kleid/ vnd auff seiner Hüften/ also/ Ein König aller Könige vnd ein HERR aller Herren.

Und ich sah einen Engel in der Sonnen stehen/ vnd er schrey mit großer Stimme/ vnd sprach zu allen Vögeln/ die vnder dem Himmel fliegen/ Komet/ vnd versamlet euch zu dem Abendmal des grossen Gottes/ das ist es ist das fleisch der Könige vnd der Heubtleute/ vnd das fleisch der Starcken/ vnd der Pferde/ vnd dero/ die drauff sitzen/ vnd das fleisch aller Freien vnd Knechten/ beide der kleinen vnd der grossen.

Und ich sah das Thier/ vnd die Könige auff Erden/ vnd sie Hete versamlet/ streit zu halten mit dem/ der auff dem Pferde saß/ vnd mit seinem Heer. Und das Thier ward gegriffen/ vnd mit in der falsche Prophet/ der die Zeichen thet für im/ durch welche er verfür die das Bildschiden des Thiers nennen/ vnd die das Bild des Thiers anbeten. Lebendig wurden diese beide in den feurigen Ofen geworffen/ der mit Schwefel brandet/ Und die andere wurden erwürgt mit dem Schwert des/ der auff dem Pferde saß/ das aus seinem Munde gieng/ Und alle Vogel wurden sat von frein fleisch.

## XX.

A A

Und ich sah einen Engel vom Himmel fallen/ der hatte den Schlüssel zum Abgrund/ vnd eine grosse Ketten in seiner Hand. Und er greiff den Drachen/ die alte Schlange/ welche ist der Teufel/ vnd der Satan/ vnd band im tausent Jar/ vnd warff im in den Abgrund/ vnd verschlos im vnd versiegelte oben drauff/ das er nicht mehr verfürten solt die Heiden/ bis das vollendet wurden tausent Jar/ vnd darnach mus er los werden eine kleine zeit.

Und ich sah eine Stulte/ vnd sie sagten sich darauff/ vnd man ward gegeben das Gerichte vnd die Seelen der enghenckten vmb des zeugnis Jesu/ vnd vmb des worts Gottes willen/ Und die nicht angebetet hatten das Thier/ noch sein Bild/ vnd nicht genommen hatten sein Mahcken an ir Eren/ vnd auff ire Hand diese lebten vnd regierten mit Christo tausent Jar. Die andern Todten aber wurden nicht wider lebendig/ bis das tausent Jar vollendet wurden. Das ist die erste Auferstehung. Selig ist der vnd heilig/ der teil hat an der ersten Auferstehung/ Aber solche hat der ander Tod keine macht/ Sondern sie werden Priester Gottes vnd Christi sein/ vnd mit im regieren tausent Jar.

Die tausent Jar werden  
sehen an sehen/ da  
Doch ist gesagt in  
dem der Lohr ist  
aller recht nach  
sant Jacobi Romer  
In des sind die Chri-  
sten die leben/ vnd  
haben gegreut/ ein  
des Erleis Dank.  
Aber nu wil der  
Teufel dem Papst  
in hülfe kommen/  
vnd die Irrenden  
assortet/ weil  
nichts belien wil.

Ecc 11

370

Abb. 3: S. 428 im Neuen Testament mit Illustration zum 19. Kapitel, Vers 11-21, der Apokalypse des Johannes

Das 1706 abgefasste Inventarverzeichnis, das heute im Landesarchiv Schleswig-Holstein (Schleswig) liegt, ist das ausführlichste überhaupt, das wir kennen; in ihm nachgetragen wurden bis 1711 eingetretene Veränderungen.<sup>5</sup> Die neuere Schlossforschung hat die These geäußert, dass das Verzeichnis im wesentlichen den Einrichtungszustand beschreibt, den der Bau beim Tode der Herzoginwitwe Maria Elisabeth, der Gemahlin Friedrichs III., im Jahre 1684 aufwies.<sup>6</sup>

Die Schlossinventare des 17. Jahrhunderts<sup>7</sup> hatten offenbar dezidiert die Aufgabe, Auskunft über die Bewohnbarkeit von Räumlichkeiten zu geben; aus diesem Grunde wohl berücksichtigten sie die Ausstattung des Kapellenbereiches, der die Bibel möglicherweise immer zugeordnet war, nicht. Zusammen mit 43 Exemplaren des 1676 im Auftrage der Herzogin Maria Elisabeth herausgegebenen Husumer Hofgesangbuches und dem „Kirchen Buch“ wurde die Bibel 1706 in der Herrschaftlichen Loge der Schlosskapelle vorgefunden.<sup>8</sup> Es muss offen bleiben, ob sie nur den Herzoginnen zum privaten Studium oder zur privaten Andacht diente oder auch durch die Hofprediger während der Gottesdienste in der Schlosskapelle benutzt wurde. Mit dem „Kirchen Buch“ ist vermutlich die Agende für die Gottorfer Landeskirche gemeint, die der Hofgelehrte Adam Olearius 1665 herausgegeben hatte.<sup>9</sup>

Die Verfasser des Inventars von 1706, zwei Mitglieder der Husumer Amtsverwaltung,<sup>10</sup> kamen um Irrtümer nicht herum, als sie sich bemühten, Beschreibungsmerkmale für die Bibel zu finden. Vor allem die Identifizierung künstlerischer Techniken bereitete ihnen Schwierigkeiten. Der Eintrag lautet: „... die Wittenberger Biebel De Ao. 1584 in folio mit schwarzem Sammit überzogen, worauf die 4 eckbänder: 1 Länglichter Plathe auff Jeeder seite mit dem Gottorfischen Wapen dan auch 2 Haspen, und 2 Hacken, alles von feinen getriebenen Silber beschlagen, nebst ein Klein silber Blech, so man auf die Blettern stechen Kann, worauff S. gezeichnet stehet, in dieser Biebell sind die verhandenen Historische Kupferstücken insgesamt illuminirt.“<sup>11</sup>

Es wird aber doch spürbar, dass die Verfasser des Inventars die Bibel von 1584 schon als besonders kostbares ‚Buchindividuum‘ empfanden. Den repräsentativen Charakter des Bandes bewirken das stattliche Format des Bandes mit den Seitenmaßen 35,5 x 23,0 cm und vor allem die Gestaltung des Einbandes. Die beiden Buchdeckel und der Buchrücken sind mit schwarzem Samt überzogen, je vier filigran wirkende silberne Eckbeschläge zieren vorderen und hinteren Buchdeckel, mittig ist je ein silbernes Medaillon mit dem königlich-dänischen (vorn) beziehungsweise dem herzoglich gottorfischen Wappen (hinten) aufgesetzt. Ferner ist der Band mit zwei silbernen Schließen (1706: „Haspen“) versehen. Alle Silberteile sind gegossen, nicht getrieben, wie die Inventarverfasser 1706 meinten; so können sie mechanischen Beanspruchungen, etwa beim Aufschlagen oder Transportieren, standhalten. Die Illustrationen im Inneren – Holzschnitte, nicht Kupferstiche – sind in noch heute leuchtend frischen Farben koloriert.

Noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verblieb die Bibel in Husum. Ein Inventar des Husumer Schlosses aus dem Jahr 1731 verzeichnet sie als in der Kapellensakristei – „Im Gewölbe“ – bewahrt; dorthin waren inzwischen auch

der Silberaltar und zwei silberne Altarleuchter aus dem Kapellenhauptraum verbracht worden.<sup>12</sup> Der noch heute erhaltene Raum konnte Schutz vor Diebstahl und Feuer bieten. Die Sicherheitsmaßnahme war durchaus erforderlich geworden, denn das nunmehr königliche Schloss wurde nur noch in einigen Nebenbauten von Mitgliedern der Amtsverwaltung bewohnt, das Hofleben war erloschen. Gleichwohl dürfte die Schlosskapelle noch durch den Amtmann und seine Mitarbeiter für Gottesdienste benutzt worden sein; für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist dies für den Amtmann Johann Siegfried von Schönfeldt (amt. 1761-1799) sicher bezeugt.<sup>13</sup>

Überdies wurde für eventuelle Aufenthalte des dänischen Königs eine Suite im ersten Obergeschoss des Südflügels bereitgehalten. Von dort war die Kapelle über eine (noch heute vorhandene) Treppe erreichbar. Die Könige machten sich allerdings rar im Schloss. „Um Johannis“ 1748 (d. h. um den 24. Juni d. J.) besuchte König Friedrich V.<sup>14</sup> Husum; hierüber berichtet der Husumer Advokat und Chronist Johannes Laß im zweiten 1750 gedruckten Teil seiner Chronik „Sammlung einiger Husumischen Nachrichten“.<sup>15</sup> Der König nutzte jedoch nicht die königlichen Räume im Schloss, sondern logierte im sogenannten Neuen Gebäude (heute Neustadt 36), dem Wohnsitz des Amtmannes im Westen des Äußeren Schlossplatzes. „Um 10 Uhr ging der König aus des Amtmanns Hauß ... hinauf auf das Schloß und nachdem selbiges von Allerhöchst Denenselben in Augenschein genommen war / reiseten Sie sogleich nach Bredstett ...“, bemerkt Laß. Nach 1721 war das Schloss nur unzureichend unterhalten worden, die Zeichen baulichen Verfalls scheinen in der Mitte des Jahrhunderts bedrohlich geworden zu sein. Eine Entscheidung über das weitere Schicksal des Bauwerkes war herbeizuführen. Die persönliche Besichtigung wird dies dem König verdeutlicht haben. Im August des Jahres 1748 verfügte Friedrich V. in einer Königlichen Resolution, „das Schloß zu Husum noch ferner bezubehalten“ und eine „Haupt-Reparation“ durchzuführen.<sup>16</sup> Die Planung oblag dem Königlichen Landbaumeister Otto Johann Müller. 1751/1752 erfolgte eine durchgreifende Umgestaltung des Renaissanceschlusses im Sinne architektonischer Gestaltungsprinzipien des Barock. In den Zustand der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde das Schloss seit den 1970-er Jahren zurückgebaut.

Doch auch der teilweise ruinöse Zustand der Ausstattung muss Friedrich V. bei seinem Besuch des Schlosses aufgefallen sein, es sei denn, man hatte versucht, ihn vor dem König zu verbergen. Bereits das Schlossinventar von 1731 aber hatte unmissverständlich auf den kritischen Zustand eines Teils der beweglichen Einrichtung gewiesen, und schließlich war dieses Inventar der Königlichen Rentekammer in Kopenhagen, die den königlichen Besitz als zentrale Oberbehörde zu verwalten hatte, eingereicht worden. Zumindest bereits aus dem Inventar mussten sich die königlichen Beamten in Kopenhagen unterrichtet fühlen. Im Schloss vor Husum selbst direkt verantwortlich war der Königliche Schlossverwalter; dies war seit 1731 Daniel Logée.<sup>17</sup> Als er 1747 verstarb,<sup>18</sup> war die Übergabe des Schlossinventars durch ein neues Inventar zu protokollieren; dies geschah 1748, wobei etliche Verluste festgestellt wurden.<sup>19</sup> Zum Teil dürfte hierfür der natürliche durch mangelnde Unterhaltungs-

maßnahmen bedingte Verfall von Inventarstücken verantwortlich gewesen sein. Allerdings waren 1731 konservierende Maßnahmen an einem Teil des Gemäldebestandes durchgeführt worden.<sup>20</sup> Die Ermittlungen im Falle des Verlustes königlichen Eigentums in der Zeit der Amtsführung des Schlossverwalters Logée wurden übrigens erst 1761 abgeschlossen, indem eine Königlichen Resolution den Wegfall der Forderungen an dessen Nachlass „wegen gewisser Mängel in dem Inventario über die Meubles“ verlauten ließ.<sup>21</sup>

Friedrich V. von Dänemark hat, wie es scheint, der Ausstattung des Husumer Schlosses ein persönliches Interesse entgegengebracht; diesem ist das Bestreben der Rentekammer und des Landbaumeisters Otto Johann Müller zu verdanken, die im frühen 17. Jahrhundert eingebauten Prachtkamine zu erhalten.<sup>22</sup> 1748 konnte Friedrich im Schloss auch die durch Augusta und Maria Elisabeth angelegte Sammlung von Porträtgemälden der herzoglich gottorfischen Familie und ihrer Verwandtschaft in Augenschein nehmen, eine der größten Porträtsammlungen im Königreich.<sup>23</sup> Noch neun Jahre später ließ er einen Teil des Bestandes, 120 Porträts, aus dem Husumer Schloss in die Königliche Kunstkammer im Schloss Christiansborg in Kopenhagen verbringen.<sup>24</sup> Von dort gelangten sie 1812 in das Schloss Frederiksborg (Seeland), in dem seit eben diesem Jahr eine Sammlung von Porträts bedeutender Persönlichkeiten der dänischen Geschichte angelegt wurde. Der Begründer der dänischen wissenschaftlichen Kunstgeschichtsforschung, Niels Laurits Høyen, beschäftigte sich mit den Husumer Bildern und ließ ihnen eine gewisse Wertschätzung zukommen.<sup>25</sup> 1830 veranlasste er die Überführung von weiteren 43 Porträts aus dem Husumer Schloss nach Frederiksborg. Dort verbrannten 1859 sämtliche aus dem Husumer Schloss übernommenen Gemälde bis auf drei.

Auch die Verbringung des Husumer Silberaltars nach Kopenhagen dürfte persönlicher Wunsch Friedrichs V. gewesen sein. Außer dem Altar gelangten 1751 elf Silberreliefs aus der Husumer Schlosskapelle in die Königliche Kunstkammer. Fünf von ihnen sind heute im Nationalmuseum Kopenhagen erhalten.<sup>26</sup>

Für die Prachtbibel der Herzogin Augusta zeitigte der königliche Besuch des Jahres 1748 keine Folgen. Dem im gleichen Jahr angefertigten neuen Schlossinventar ist zu entnehmen, dass sie weiterhin „Im Gewölbe bey der Kirchen“ verwahrt wurde.<sup>27</sup> Die Aufgaben eines Schlossverwalters waren 1747 Johann Jacob Brinckmann, seit 1732 Hausvogt und Zollverwalter bei der Husumer Amtsverwaltung, übertragen worden.<sup>28</sup> Hausvogtei und Schlossverwalterstelle verblieben noch für eine weitere Generation innerhalb der Familie, denn 1762 übernahm Matthias Friedrich Brinckmann diese Ämter von seinem Vater Johann Jacob, der 1767 verstarb.<sup>29</sup>

Mit einer Verzögerung von sieben Jahren reichte Matthias Friedrich Brinckmann 1769 der Kopenhagener Rentekammer ein neues Schlossinventar ein.<sup>30</sup> Aus ihm ging hervor, dass er einige Inventarstücke in persönlichen Verwahrsam genommen hatte, diese sich also in seinem Privathaus – dem vom Vater 1753 erworbenen „Neuen Gebäude“ auf dem Äußeren Schloßplatz<sup>31</sup> – befanden, unter ihnen die Prachtbibel Augustas. Die Rentekammer scheint dies kommentarlos hingegenommen zu haben, nachdem Brinckmann jedoch 1788

verstorben war, wurde im Nachlass nur noch ein Teil des in das Haus des Schlossverwalters verbrachten königlichen Eigentums, darunter allerdings die Bibel, vorgefunden.<sup>32</sup> Der Amtmann Johann Siegfried von Schönfeldt mochte in dieser Sache nicht die Gesamtverantwortung übernehmen, sondern erinnerte in einem Schreiben vom 3. Februar 1792<sup>33</sup> die Rentekammer an dienstliche Verfehlungen des verstorbenen Schlossverwalters: Dieser sei von Kopenhagen mehrfach zur Übersendung eines neuen Inventars angemahnt worden, aber da er sich „nicht dazu anschickte“, sei ihm „sogar seine Gage als Schlossverwalter innebehalten worden, welches denn endlich die Einsendung des Inventarii [von 1769] bewirckt haben muß“. Er habe erst jetzt das Inventarium zu Gesicht bekommen, da es ihm durch die Rentekammer zugesandt worden sei. „Eine Ablieferung an mich ist aber nie geschehen“, beteuerte Schönfeldt. Die im Privathause des ehemaligen Schlossverwalters bewahrten, jetzt fehlenden Inventarstücke habe er nie gesehen. Das Inventar, das Schönfeldt erhalten hatte, war jedoch schon nicht mehr das Original von 1769, sondern eine Abschrift, die der Nachfolger Brinckmanns als Schlossverwalter L. Breckling 1791 mit Revisionsbemerkungen versehen hatte;<sup>34</sup> dieser Version hatte Breckling überdies Aufstellungen des im Nachlass seines Amtsvorgängers fehlenden beziehungsweise aufgefundenen, nun in seinem eigenen Verwahrsam befindlichen Schlossinventars beigefügt und die gesamten Unterlagen zunächst an die Rentekammer gesandt,<sup>35</sup> die sie dann dem Amtmann von Schönfeldt zur Stellungnahme hatte zugehen lassen.

Die Rentekammer entschied in diesem Falle schneller als um die Jahrhundertmitte, nämlich schon im März 1792: Sie verzichtete auf Forderungen an den Nachlass Brinckmanns und folgte damit einem Rat des Ingenieurs Wilhelm Theodor von Wegener, der im Oberhofmarschallat die Aufsicht über die königlichen Schlösser führte und die Feststellung getroffen hatte, dass die fehlenden Inventarstücke des Husumer Schlosses „vermuthlich von keinem sonderlichen Werth“ sein könnten.<sup>36</sup>

Doch der Rechtfertigungsdruck, den der Husumer Amtmann von Schönfeldt empfand, rührte auch noch von einem anderen Missstand her: Die Aufsicht über die Gemäldesammlung des Schlosses hatte die örtlich Zuständigen überfordert. Schönfeldt schrieb am 3. Februar 1792 an die Rentekammer, dass die im Hauptbau des Schlosses vorhandenen Gemälde zwar noch vorhanden seien, wenngleich „in einem durch die Länge der Zeit ziemlich delabirten [d. i. verfallenen] Zustande“. Die im südlichen Nebengebäude im Blauen Saal hängenden Gemälde aber seien, da „Fenster und Türen schon längst verfallen ... räuberischen Händen ausgesetzt gewesen“, die verbliebenen Gemälde seien in dem „fast offenen Gebäude“ verdorben, doch verfallen vorgefunden seien sie „schon im Jahr 1769 wie aus dem Inventario zu ersehen“ – ersichtlich also schon zu diesem Zeitpunkt auch für die Rentekammer, was der Amtmann nicht direkt zum Ausdruck bringt. Wollte er darauf hinweisen, dass man sich in Fragen des Umganges mit der Gemäldesammlung selbst überlassen hatte fühlen müssen? Bereits 1751 und 1754 waren Teile der Bildersammlung verauktioniert worden.<sup>37</sup> 1769 hatte Matthias Friedrich Brinckmann der Rentekammer einen weiteren Verkauf vorgeschlagen,<sup>38</sup> der jedoch unterblieb. Wie unsi-

cher sich die Husumer Seite hinsichtlich einer Bewertung der Gemälde und Auswahl für einen Verkauf fühlte, geht aus einem Schreiben Schönfeldts an die Rentekammer aus dem Jahre 1770 hervor; einen Kunstkennner finde man nicht am Ort und in der weiteren Umgebung, einen solchen gebe es wohl erst in Hamburg ..., betonte der Amtmann.<sup>39</sup> Schließlich erfolgte erst 1796 eine weitere Auktion von Bildern, darunter alle im „Blauen Saal“ befindlichen Stücke.<sup>40</sup>

Wohl nicht zu weit geht die Schlussfolgerung, dass auch das Schicksal der Prachtbibel der Herzogin Augusta eine unglückliche Wendung zu nehmen drohte, als sie – vielleicht zunächst aus guter Absicht, um sie sicherer zu verwahren – aus dem Schloss entfernt wurde. Bereits im Schlossinventar von 1748 waren Schäden an den Silberteilen des Einbandes vermerkt worden, der vordere Buchdeckel war zerbrochen.<sup>41</sup> Das Bibelexemplar ging jedoch nicht verloren, verblieb sogar bis über das Jahr 1792 hinaus im persönlichen Verwahrsam des jeweiligen Schlossverwalters.

Im August des Jahres 1799 erreichte die Königliche Rentekammer ein Schreiben des Husumer Hausvogtes und Schlossverwalters Christian Steemann, in dem dieser wiederum Bezug nahm auf einen Teil des in seinem Hause befindlichen Inventargutes aus dem Schloss.<sup>42</sup> Steemann sprach zunächst die beiden silbernen Altarleuchter an, die in „vorigen Zeiten“ in der Schlosskapelle gebraucht worden seien. Sie hätten ein Gewicht von zusammen 15 Pfund und gewiss einen Wert von über 250 Reichstalern. Steemann regte an, sie öffentlich zu versteigern. Ferner befände sich bei ihm „eine alte mit Silber beschlagene Bibel, welche in Samt eingebunden ist.“ Sie sei „vom Jahre 1584“, eine „Witttembergische Ausgabe“, und habe in Hinsicht ihres Alters einigen Wert für eine Bibliothek. Für die Husumer Gelehrtenschule wäre sie ein willkommenes Geschenk, wenn die Königliche Rentekammer „die Gnade haben wollte, ihr solche zu überlassen.“

Die Rentekammer reagierte nunmehr harsch. In einem Schreiben vom 31. August wies sie in knapper Form Steemann an, nicht nur die Leuchter und die Bibel, sondern auch ein Kruzifix und das „Kirchenbuch“ mit der fahrenden Post an die Behörde einzusenden.<sup>43</sup> Die Rentekammer hatte sich wohl aus einem Inventar des Schlosses von 1796<sup>44</sup> darüber informiert, dass sich beim Schlossverwalter auch noch die beiden letztgenannten – von diesem nicht erwähnten – Inventarstücke befanden.

Im Dezember 1799 entschied eine Königliche Resolution über den Verbleib der inzwischen aus Husum übersandten Stücke: „Die vordem zum Husumer Schloß Inventario gehörigen silbernen Leuchter nebst dem Crucifix von Elfenbein sind an Unsere SilberKammer zur Aufbewahrung abzuliefern, so wie die dazu gehörige alte Bibel nebst dem Kirchenbuch, an Unsere hiesige Bibliothek abzugeben ist.“<sup>45</sup> Mit Schreiben vom 31. Dezember 1799 wurden die Prachtbibel der Herzogin Augusta und das „Kirchenbuch“ dem Geheimrat, Staatsminister und „Chef“ der Königlichen Bibliothek, Grafen von Reventlow, übermittelt.<sup>46</sup>

Die Auffindung des 1799 um das Schlossinventar geführten Schriftwechsels im Landesarchiv Schleswig-Holstein und der Abgleich mit den Husumer Inventarverzeichnissen ermöglichten es dem Verf. im Jahre 1989, die Provenienz



*Abb. 4: Herzogin Augusta. Ausschnitt aus einem ganzfigurigen Porträt (Ölgemälde), Schloss vor Husum*

der mit der Signatur 1 – 72 2° in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen bewahrten Bibel zu erschließen. Bisher noch nicht identifiziert werden konnten das „Kirchenbuch“ und das Kruzifix.

Den beiden Altarleuchtern war nur eine kurze Existenz in der Silberkammer beschieden. Bereits im Januar/Februar des Jahres 1800 wurden sie auf Weisung des Oberhofmarschalls Adam Wilhelm von Hauch zusammen mit weiteren Stücken Tischsilber eingeschmolzen. Das Silber wurde als Teilzahlung für den Kauf von 26 Empire-Tafelleuchtern bei der Firma Jacques Lefebvre-Caters in Tournai verwendet. Auch dieses Gerät ist nach etwa 40 Jahren wieder eingeschmolzen worden.<sup>47</sup>

Aus der – wenngleich knapp gehaltenen – Beschreibung der Altarleuchter im Inventarverzeichnis des Husumer Schlosses v. 1706<sup>48</sup> geht hervor, dass auch sie eindeutig der Sphäre der Herzogin Augusta von Schleswig-Holstein-Gottorf zuzuordnen waren. „Auch stehen auf dem Altar 2 große in gestalt eines Engels gegossene zier verguldete Leuchtern ...“ heißt es im Inventar; sie seien am Fuß mit einem gekrönten A „bemercket“, trugen also Augustas Monogramm und waren vielleicht von ihr in Auftrag gegeben worden. Auch diese Arbeiten dürften – wie schon der Silberaltar des Albrecht von Horn und die 1584 gedruckte Prachtbibel – den hohen künstlerisch-repräsentativen An-

M<sup>o</sup>. 1597. Dec. 22. Decembris in Donnerstags nacht,  
 zwölfften. 11. uel. 12. Vorne ist meine Tochter (Friedrich) gebo-  
 ren worden.

M<sup>o</sup>. 1599. Dec. 19. Decembris ist meine Tochter Elisabeth  
 Dorsen achte Sinesius nacht, zwölfften. 9. uel. 10. Vorne ge-  
 born worden.

M<sup>o</sup>. 1600. Dec. 5. Decembris achte Sinesius nachte,  
 uel. 4. Vorne ist meine Tochter Hedwig geboren worden.

M<sup>o</sup>. 1602. Dec. 12. Decembris achte Martinus zwölfften. 9. uel.  
 10. Vorne vor mittage, ist meine Tochter Veronika gebohren, ge-  
 born worden.

M<sup>o</sup>. 1603. Dec. 13. Decembris am Dienstag in der nacht ein Vier-  
 tel nach Sinesius Vorne, ist meine Tochter Hedwig geboren.

M<sup>o</sup>. 1605. Dec. 9. Decembris, achte Martinus nachtags feize uel.  
 11. uel. 2. Vorne ist meine Tochter Anna geboren.

M<sup>o</sup>. 1606. Dec. 15. Decembris achte Dienstag in der nacht ein Viertel nach  
 Sinesius ist meine Tochter Hedwig geboren worden.

M<sup>o</sup>. 1609. Dec. 12. Decembris achte Sonntag nach mittag ein Viertel  
 nach Sinesius ist meine Tochter Elisabeth geboren und kurz darauf nach  
 pfangener christenheit auch in Closter besprochen.

Abb. 5: In die Bibel eingebundenes Blatt mit Eintragungen der Geburten der acht Kinder Herzogin Augustas und Herzog Johann Adolfs von Schleswig-Holstein-Gottorf

spruch der in Husum residierenden, aus königlichem Stamme gebürtigen Herzoginwitwe Augusta dokumentiert haben. Die heute im Schloss Rosenborg, Kopenhagen, befindliche silberne Abendmahlsgarnitur Herzogin Augustas wird ebenfalls im Witwensitz Schloss vor Husum in Gebrauch gewesen sein, wengleich sie über Inventare dort nicht nachweisbar ist. Die Garnitur besteht aus vier Teilen – Kelch, Kanne, Oblatendose und Patene –, die sämtlich „1632“ datiert sind und 1734 aus Schloss Göttorf nach Rosenborg verbracht wurden.<sup>49</sup> Der Kelch hat als Knauf (Nodus) einen emaillierten Schädel, durch den gekreuzte Gebeine gesteckt sind, „ein Symbol für Vergänglichkeit und Erlösung“, in dieser Ausgestaltung „einzigartig in Europa“.<sup>50</sup> Die Garnitur wurde 1997 ebenfalls im Landesmuseum Schloss Gottorf gezeigt.

Für etwa ein Jahrhundert lag, so scheint es, die Bibel der Herzogin Augusta in den Magazinern der Königlichen Bibliothek verborgen. Vielleicht schon früh im 19. Jahrhundert wurde sie restauriert.<sup>51</sup> Im Jahre 1908 wird sie in einem Ausstellungskatalog der Königlichen Bibliothek in der Abteilung „Bogbind“ (Bucheinbände) mit knappen bibliographischen Angaben und dem Hinweis erwähnt: „Fløjelsbind med sølvbeslag og det danske og gottorpske våben. Udført i Holstein (?) ca. 1600 (?)“<sup>52</sup> (Samteinband mit Silberbeslag und dem dänischen und Gottorfer Wappen. Ausgeführt in Holstein [?] etc.) Eine 1966 veröffentlichte Untersuchung zu den Illustrationen der zweiten dänischen Vollbibel, deren Herausgabe durch Friedrich II. von Dänemark veranlasst worden war, nennt die Augusta-Bibel ebenfalls knapp.<sup>53</sup> Die Festschrift, die 1999 anlässlich der Einweihung des Erweiterungsbaues der Königlichen Bibliothek erschien, erwähnt sie im Rahmen einer Darstellung der Geschichte der Gottorfer Bibliothek.<sup>54</sup> – Der einst zur Bibel gehörige silberne Blattstecher muss heute als verloren gelten.

Außerordentlich reich sind die Silberarbeiten der Augusta-Bibel in der Formensprache des späten 16. Jahrhunderts ornamentiert (Beschlag- und Rankenwerk). Technisch sind sie von hoher Qualität, jedes Teil wirkt überdies bei allem Detailreichtum als ausgewogene Komposition. Da Vergleichsbeispiele fehlen, bleibt die Herkunft der Arbeiten offen. Den Goldschmieden verfügbar waren druckgraphisch verbreitete Vorlagenwerke im zeitgenössischen Formenkanon. Dies erschwert regionale Zuordnungen. Nicht von der Hand zu weisen ist die Annahme Dieter Lohmeiers, die Bibel sei Augusta anlässlich ihrer Verheiratung mit Johann Adolf von Gottorf 1596 geschenkt worden.<sup>55</sup> Eine weitere Schlussfolgerung wäre, dass der Prachteinband, wenn er denn zu diesem Zeitpunkt schon existierte, durch den dänischen Königshof in Auftrag gegeben worden ist, vielleicht in Kopenhagen oder Hamburg als nordischen Zentren der Goldschmiedekunst. Bekannt sind Verbindungen des Hofes zu dem Hamburger Goldschmied Jacob Mores d. Ä., aber es gibt nur sehr partielle stilistische Übereinstimmungen zwischen ihm und dem Meister des Prachteinbandes der Augusta-Bibel. In Frage kommt auch eine süddeutsche Herkunft.

Die Silberteile sind in der Technik des Sandgusses angefertigt, die sehr viel Erfahrung und Zeit erfordert. Zunächst muss ein Modell (zum Beispiel aus Buchsbaumholz) angefertigt sein, mit dem in leicht angefeuchtetem Formsand die Eindrücke hergestellt werden, die nach weiteren vorbereitenden Phasen

ausgegossen werden können. Die Vorteile des Sandgusses liegen unter anderem darin, dass mehrere Stücke gleichzeitig im Formrahmen gegossen werden können und die Technik also verhältnismäßig kostengünstig ist. Aus diesem Grunde und weil hohe Schmelztemperaturen möglich sind, wird der Sandguss noch heute verwendet.

Durch Belötungen und Punzierungen hat der Goldschmied nach dem Guss die Beschläge weiter bearbeitet. Die Eckbeschläge zeigen die Grundform eines Kreuzes, das auf Jesu Opfertod weist, wie die Blumendarstellungen auf dessen Auferstehung; je ein in der Kreuzesmitte angebrachter gegossener Engelskopf nimmt das Gewicht des geschlossenen oder aufgeschlagenen Bandes auf und schützt die flacher angelegten Teile der Silberarbeiten.

Seinen Ausgang nahm das Exemplar im Zentrum des deutschen reformatorischen Buchdruckes: Wittenberg. Hierauf weist der Titel: „Biblia Das ist / Die gantze heilige Schrifft / Deusch. D[octoris] M[artini] Luth[eri]. Cum Gratia & Priuilegio. Wittemberg. M. D. LXXXIII.“; und noch einmal in der Holzschnitteinfassung ist der Hinweis gegeben: „Wittemberg. Anno D[omi]ni 15.84“. <sup>56</sup> Die Druckerwerkstatt gibt sich im sogenannten Kolophon (Druckvermerk) am Ende des Hohen Liedes Salomonis zu erkennen: „Wittemberg / Gedruckt durch Hans Kraffts Erben.“ <sup>57</sup> Hans Krafft (d. Ä.) war als Buchdrucker in Wittenberg seit 1549, vielleicht auch schon seit 1547, bis zu seinem Tode 1578 tätig; <sup>58</sup> aus seiner Offizin, der produktivsten am Ort im 16. Jahrhundert, gingen zu seinen Lebzeiten 106 Druckwerke <sup>59</sup> hervor. Krafft, der aus Usingen in der Wetterau stammte, erwarb sich hohes Ansehen in Wittenberg und gehörte zeitweilig dem Rat der Stadt an. Sein erster Bibeldruck erfolgte 1572. In gewissem Umfang übernahm die Werkstatt Kraffts die Funktionen der Offizin des Hans Lufft, des bedeutendsten Buchdruckers der lutherischen Reformation (tätig in Wittenberg seit etwa 1522, gest. 1584). <sup>60</sup> Hans Krafft, der seinen Namen in Johannes Crato gräzisierte, hat zahlreiche Werke von Professoren der Wittenberger Universität, darunter 43 Schriften von Philipp Melanchthon, gedruckt. Er legte großen Wert auf eine qualitätvolle Gestaltung seiner Produkte; sie zeichnen sich aus „durch schönes Papier und sauberen Druck“ <sup>61</sup>, für den „reine, große und splendide Lettern“ <sup>62</sup> verwendet wurden. Die Werkstatt des Hans Krafft wurde nach seinem Tode von seinen Söhnen bis 1614 erfolgreich weitergeführt. <sup>63</sup>

In der Frühzeit des Buchdruckes waren die Tätigkeiten des Buchdruckers und des Verlegers in der Regel in einer Hand vereint. Hans Krafft betätigte sich schon selbst nicht mehr verlegerisch. In Wittenberg war für den sehr einträglichen Bibelverlag ein Verlegerkonsortium zuständig, das mit einem kurfürstlich-sächsischen Privilegium ausgestattet war. Die Zeile „Cum Gratia & Priuilegio“ (Mit gnädiger Erlaubnis) im Titel der 1584 gedruckten Bibel weist diese als Verlagswerk des Konsortiums aus, dem zu diesem Zeitpunkt die Buchführer (Buchhändler) Samuel Selfisch und Johannes Rühel sowie Barbara Vogel als Nachfolgerin ihres verstorbenen Mannes, des Buchführers Bartholomäus Vogel, angehörten, <sup>64</sup> allerdings bleiben sie in der Bibelausgabe von 1584 ungenannt. Innen finden sich ein Abdruck des Privilegs v. 11. Juni 1564 und ein Porträt (Holzschnitt) des Kurfürsten August.

Die Ausgabe stimmt mit Ausnahme einiger weniger inhaltlicher Korrekturen seiten- und zeilengleich überein mit einem ebenfalls durch Hans Kraffts Erben besorgten Druck aus dem Jahre 1581. Der Text ist einspaltig gesetzt, am Rande stehen sogenannte Summarien, knappe Inhaltsangaben zu den Kapiteln; sie sind von dem Nürnberger Theologen Veit Dietrich verfasst worden und waren schon im Krafftschen Bibeldruck aus dem Jahre 1572 enthalten.<sup>65</sup> Für die Illustrierung wurden ältere Druckstöcke wiederverwendet, die mit Monogrammen signiert sind wie „I T“ oder „M S“. Der Monogrammist M S war vermutlich in der Werkstatt Lucas Cranachs d. Ä. tätig gewesen; er hatte die erste durch Hans Lufft gedruckte vollständige Ausgabe der Luther-Bibel (1534) illustriert.<sup>66</sup> In der Zeit des reformatorischen Bildersturms hatte sich Luther mit der Frage des Verhältnisses von Bibelwort und illustrierenden Bildern auseinandergesetzt; er gelangte zur grundsätzlichen Auffassung, Bilder zu dulden, wenn sie dem Worte dienen – im Sinne von Ex. 20,4: „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“<sup>67</sup> Aus dieser Bestimmung heraus enthielt zwar das Alte Testament, jedoch als einziges Buch des Neuen Testaments nur die Apokalypse Illustrationen, vgl. Abb. 3. Dies lag „schon deshalb nahe, weil die metaphorische Rätselsprache der Apokalypse nach dem Bild geradezu suchte ...“, doch zeigen bereits die in Cranachs Werkstatt entstandenen Apokalypsebilder zum sogenannten Septembertestament v. 1522 „keine Autonomie, die den Text vergessen lassen und eine eigene Deutungswelt eröffnen würden, vielmehr ordnen sie sich dem Wort unter ...“<sup>68</sup>, anders etwa als die Darstellungen der großen Holzschnittfolge Albrechts Dürers zur Apokalypse (1498).

Im Text der Bibelausgabe von 1581 sind Veränderungen beseitigt, die nach dem Erscheinen von Luthers Ausgabe letzter Hand von 1545 in spätere Bibelditionen eingeflossen waren, zum Teil unter dem Einfluss des Calvinismus.<sup>69</sup> In Wittenberg selbst hatte sich Philipp Melanchthon, obzwar einer der engsten Mitarbeiter Luthers, von dessen Anschauungen über das Abendmahl und die Prädestination entfernt und sich den Auffassungen der Calvinisten genähert (Kryptokalvinismus). Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern Melanchthons („Philippisten“) und lutherisch-orthodoxen Theologen in Jena und zur Herausgabe der sogenannten „Jenaer Kampfbibel“ (1564), die den Versuch einer Bibelrevision darstellte.<sup>70</sup>

Die Textform des Wittenberger Bibelruckes von 1584<sup>71</sup> galt in den folgenden Jahrzehnten als normativ. So vertritt die Bibelausgabe von 1584 also den Anspruch, in Übersetzung und textlichen Beigaben Luthers Lehre authentisch widerzuspiegeln. Gegenüber kryptokalvinistischen Tendenzen ihres Gemahls Johann Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf vertrat die Herzogin Augusta am Gottorfer Hof den Anspruch streng-lutherischer Gläubigkeit,<sup>72</sup> und zusammen mit ihrer Prachtbibel aus dem Jahre 1584 wird sie ihn an ihre Witwenresidenz Husum transponiert haben.

## Abbildungsnachweis:

Abb. 1–3, 5: Det Kongelige Bibliotek København; Abb. 4: Archiv Holger Borzikowsky (Aufn. Michael Borzikowsky)

## Quellenverzeichnis

Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig (LAS)

Abt. 7 Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorf

Nr. 4792 Inventar Schloss Husum 1706-1711

Abt. 66 Rentekammer zu Kopenhagen

Nr. 3084.1 Inventare des Husumer Schlosses 1731-1791

Nr. 3539 Husumer Schloss, Nebengebäude, Schlossgarten 1784-1829

Prot. 329 Protokolle 2. Schleswigsches Kontor, Korrespondenzprotokoll

Bd. Q 1748 Juli – 1749 Okt.

Prot. 332 Protokolle 2. Schleswigsches Kontor, Korrespondenzprotokoll

Bd. T 1751 Juni – 1752 Juli

Prot. 376 Protokolle 2. Schleswigsches Kontor, Korrespondenzprotokoll

1791 Okt. – 1792 Okt.

Reichsarchiv Kopenhagen (RAK)

Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor

C 113 Inventarer over Husum slots møbler og indbo 1731 (1736), 1748 (1751, 1761), 1770

Kirchenkreisarchiv Husum-Bredstedt, Husum

Archiv St. Marien Husum

Glockenregister 1747

Sterberegister 1767

## Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur

Borzikowsky, Inventare: Holger Borzikowsky, Inventare des Husumer Schlosses und seiner Nebenbauten 158–1799, in: Konrad Grunsky (Hrsg.), Schloß vor Husum. Husum 1990, S. 175-186

Grunsky, Zeugnisse und Daten: Konrad Grunsky, Zeugnisse und Daten zur Geschichte des Schlosses vor Husum seit 1748, in: Konrad Grunsky (Hrsg.), Schloß vor Husum. Husum 1990, S. 151-174

Grunsky/Fohrbeck, Schloß vor Husum: Das Schloß vor Husum. Geschichte und Gestalt eines gottorfischen Baudenkmals, in: Konrad Grunsky (Hrsg.), Schloß vor Husum. Husum 1990, S. 25-104

## Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte des Husumer Schlosses grundlegend: Konrad Grunsky (Hrsg.), Schloß vor Husum. Mit Beiträgen von Holger Borzikowsky, Konrad Grunsky und Walter Fohrbeck, Ada Kadelbach, Rolf Kuschart, Ernst Schlee. Husum 1990. Mit ausführlicher Bibliographie. – Wichtige nach 1990 erschienene Literatur: Antje Wendt, Die Schloßbauten Herzog Adolfs von Schleswig-Holstein-Gottorf, in: Gottorf im Glanz des Barock. Kunst und Kultur am Schleswiger Hof 1544-1713. Kataloge der Ausstellung zum 50-jährigen Bestehen des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums und zum 400. Geburtstag Herzog Friedrichs III. Hrsg.: Heinz Spielmann und Jan Drees, Bd. 1: Die Herzöge und ihre Sammlungen, Schleswig 1997, S. 132-137; Uta Kuhl, Bildhauer und Bildschnitzer im Dienst der Gottorfer Herzöge, in: Gottorf im Glanz des Barock, wie vor., S. 192-209, dar-

- in, S. 197 ff., Abschnitt „Die Husumer Kamine“; Ulf von Hielmcrone, Das Schloß vor Husum, München/Berlin 2000 (DKV-Kunsthändler 585/0; Schriften des Museumsverbands Nordfriesland 1); Deert Lafrenz, Ein unbekannter Entwurf Cai Doses für das Husumer Schloß aus dem Jahre 1752, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 7 (2000), S. 33-41.
- 2 Der Altar ist 1620 datiert, Meistermarke AH für Albrecht von Horn. – Lit.: Helmut Selting, Die Kunst der Augsburger Goldschmiede 1529-1868, Bd. 1: Geschichte und Werke. Abbildungskatalog, München 1980, S. 57, Bd. 3: Meister. Marken. Beschauzeichen, München 1980, S. 153 (unter ‚Albrecht von Horn‘); Silber und Gold. Augsburgische Goldschmiede für die Höfe Europas. Katalog zur Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums. Hrsg.: Reinhold Baumstark und Helmut Selting, München 1994, S. 26 f., 280, 293-301 (Nr. 69); Lorenz Seelig, Höfische Pracht der Augsburger Goldschmiedekunst, München/New York 1995, S. 22, im unpaginierten Teil „Tafeln“ Nr. 12-15; Gottorf im Glanz des Barock, wie vor. Anm., S. 545 f. (Nr. 180 des Kataloges).
  - 3 Gottorf im Glanz des Barock, wie Anm. 1, S. 554 (Nr. 223, Text: Dieter Lohmeier), Abb. S. 337: vorderer Einbanddeckel. Dieter Lohmeiers Beitrag „Die Gottorfer Bibliothek“ ebd., S. 325-347, erschien überarbeitet und übersetzt in: Fund og Forskning i Det Kongelige Biblioteks samlinger, Bd. 37 (1998), S. 63-102; dort eine knappe Erwähnung der Bibel, S. 88, sowie Abbildung des vorderen Einbanddeckels, S. 71.
  - 4 Zur Geschichte der Schlosskapelle siehe Wolfgang Teuchert, Bericht über neue Ergebnisse der Bauforschung des Landesamtes für Denkmalpflege 1969-1984, in: Nordelbinger Bd. 54 (1985), S. 193-301, hier S. 240-245; Grunsky/Fohrbeck, Schloß vor Husum, S. 61 ff., 83 f.; siehe ferner unter Anm. 13.
  - 5 LAS Abt. 7 Nr. 4792 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 7 S. 178 f.)
  - 6 Grunsky/Fohrbeck, Schloß vor Husum, S. 78.
  - 7 Übersicht bei Borzikowsky, Inventare.
  - 8 Inventar 1706/11 (LAS Abt. 7 Nr. 4792), p. 80.
  - 9 Das Schleßwigische und Holsteinische KirchenBuch ..., Schleswig 1665. „Es bestimmte für mehr als hundert Jahre das kirchliche, fromme und gottesdienstliche Leben in den Herzogtümern. Durch seinen allgemeinen Gebrauch führte es zu lehrmäßiger Disziplinierung der Gemeinden und zu einer Vereinheitlichung der Gottesdienste, der Amtshandlungen und des kirchlichen Lebens insgesamt.“ (Von Gottesfurcht und Kirchenzucht. Aspekte kirchlichen Lebens in Schleswig-Holstein im 17. Jahrhundert, Schleswig 2001 [Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs 75], S. 18).
  - 10 Dieses waren der Kornschreiber Timm und der Hausgerätmeister Jochim Hinrich Kiebach.
  - 11 Wie Anm. 8.
  - 12 Inventar 1731, RAK Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor, C 113 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 8 S. 179 f.), im Abschnitt „Im Gewölbe“, p. [13]-[14], Eintrag über die Bibel: „1. Bibel mit Silbern Beschlag und einem Silbern Blatt Stecher.“ (p. [14]). Als Beilagen Nr. 2 und 3 zum Inventar Taxationen des Silberinventars der Schlosskapelle (einschl. Altar), 1731. Abschrift des Inventars (Borzikowsky, Inventare, Nr. 9 S. 180) in LAS Abt. 66 Nr. 3084.1, als Anlagen Abschriften der Taxationen.
  - 13 Christian Ulrich Beccau, Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte Husums bis zur Ertheilung des Stadtrechtes, Schleswig 1854 (Fotomechanischer Nachdruck St. Peter-Ordning 1988 unter dem Titel „Geschichte Husums bis zur Ertheilung des Stadtrechtes nebst der Stadtverfassung von Husum. Unveränderter Nachdruck der Werke von 1840 [Geschichte der Stadtverfassung von Husum nebst einer Charakteristik des dortigen Stadtrechtes] und 1854“), S. 216: „Der Kammerherr v. Schönfeld [sic!] benutzte dieselbe [die Kapelle] wenigstens noch insoweit zum Gottesdienst, daß er in derselben mit seinen Hausgenossen communicirte ...“ Die Schlosskapelle dürfte nach dem Tode v. Schönfeldts aufgegeben worden sein. Die Aufteilung des Hauptraumes in mehrere Räume erfolgte 1846 oder später (Grunsky, Zeugnisse und Daten, S. 164).
  - 14 Reg. 1746-1766.
  - 15 Johannes Laß, Fortsetzung der Sammlung einiger Husumischer Nachrichten / welche de Anno 1701. biß 1750. Junii inclusiue, aus vielen Nachrichten zusammengetragen ..., Flensburg 1750, S. 213 (Fotomechanischer Nachdruck der kompletten Ausgabe Flens-

- burg 1750 ff.: St. Peter-Ording 1981, unter dem Titel: J. Laß, Sammlung einiger Husumischen Nachrichten).
- 16 Inhalt der Resolution v. 5.8.1748, die zugleich den Verkauf des Schlosses zu Tondern anordnete, dem Königlichen Landbaumeister Otto Johann Müller mitgeteilt in einem Schreiben der Rentekammer v. 13. 8. 1748, LAS Abt. 66 Prot. 329, p. 50 f.
  - 17 Jahr des Amtsantritts Logées angegeben nach Schlossinventar v. 1731, RAK Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor, C 113. Darin am Schluss (fol. 30r) 1731 datierte Ablieferungsvermerke, das Inventar ist sonst nicht datiert.
  - 18 Archiv St. Marien Husum, Glockenregister 1747 Feb. 18.
  - 19 Inventar 1748 mit Ablieferungsbestätigungen 1751 und Beilagen 1761 zur Revision, RAK Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor, C 113 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 11 S. 181, siehe ferner zur Revision dort unter Nr. 12 S. 181).
  - 20 Abschrift der Rechnung des Christian Hinrich Tischler über im Schloss geleistete Arbeiten, Anlage zum Schlossinventar v. 1731 in LAS Abt. 66 Nr. 3084.1, fol. 36v, unter Nr. 14: „40: Biß 50: Stück Schilderey Rahmen Kleiner gemacht, weiln daß Leinen auf den Canten, verfaullet war. umb das die Schildereyen, wieder Könten Ein gespannt werden, und die meisten Wovor ged[achten] Schildereyen. seind hin und wieder Voller Löcher geweiß, nun mehro mit Lein[en] under geleimet und reparirt.“ Dem Schlossinventar angefügt sind etliche Handwerkerrechnungen (Abschriften) über vor allem wohl zur Herrichtung der Schlossverwalterwohnung geleistete Arbeiten (1731/32).
  - 21 Abschrift der Königlichen Resolution im Inventar 1748, RAK Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor, C 113.
  - 22 In einem Schreiben v. 15.2.1752, LAS Abt. 66 Prot. 332, p. 444 f., wies die Rentekammer den Landbaumeister Otto Johann Müller darauf hin, dass der König „in a[nn]o 1748. bey damaliger dortigen allerhöchsten Anwesenheit, auf die antiken Stücke und Zieraten allergnädigste Reflexion gemacht“ habe, und „also die Caminen, welche besonders mit darunter zu rechnen, sind, bey zu behalten seyn werden“ (p. 444). In Abänderung des ursprünglich entwickelten Projektes zum Umbau des Schlosses hatte Müller den Ab- und Wiederaufbau von Kaminen vorgeschlagen. Müller möge, so wünschte die Rentekammer, eine detaillierte Planung zu diesen Änderungen vorlegen, damit dem König hierüber „allerunterthänigste Vorstellung geschehen Könne“ (p. 445). In einer Resolution v. 14.3.1752 ließ der König verlauten, es sei sein „allergnädigster Wille“, dass die an den Kaminen befindlichen „Zierrathen und antiq[ue]n Stücke von Marmor und Alabaster ... völlig beyhalten werden sollen.“ Wortlaut der Resolution in einem Schreiben der Rentekammer v. 18. 3. 1752 an O. J. Müller, LAS Abt. 66 Prot. 332, p. 500 f.
  - 23 Zur Geschichte der Sammlung s. Pohl Eller, Ikonographische Erinnerungen an die Porträtsammlung im Schloß Husum, in: Nordelbingen 39 (1970), S. 108-126; Konrad Grunsky/Fohrbeck, Schloß vor Husum, und Grunsky, Zeugnisse und Daten.
  - 24 Pohl Eller, Ikonographische Erinnerungen, wie vor. Anm., S. 113.
  - 25 Ebd., S. 113 f.
  - 26 Jochen Pause, Silberreliefs aus der Husumer Schloßkapelle, in: Die Heimat, 88. Jg., Nr. 6/7, 1981, S. 177-186; Gottorf im Glanz des Barock, wie Anm. 1, S. 564 (unter Nr. 181).
  - 27 Inventar 1748, RAK Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor, C 113, p. 71-79 Sakristei, hier p. 79: „No. 113. Ein Bibel mit silbern Beschlag und einen silbern Blat-Stecker, der Sammet ist veraltet, und der vorderste Theil des Deckels in Stücken. An dem Silber Beschlag der Bibel fehlet an dem Obersten Hacken der Schnapper, und an der Obersten Eck-Plahte lincker Hand ein Klein Stifften, beydes zu ein halb Quentin oder 3 Lbß taxirt, der Bruch an dem Schnapper aber ist gantz alt, und das Stifften ist allem Vermuthen nach daher ausgefallen, weiln der Deckel des Buches an der Stelle von Alterthum mit auseinander gegangen.“ Quentin = Gewichtsmaß, entspricht 3,78 g, Lbß = Lübscher Schilling.
  - 28 Landesarchiv Schleswig-Holstein, Register über die deutschen Vorstellungen der Rentekammer 1721-1848 (Fotokopie nach dem Original im Reichsarchiv Kopenhagen, Tyske Rentekammer B 13), fol. 211r, 212r.
  - 29 Zum Sterbedatum des Johann Jacob Brinckmann: Archiv St. Marien Husum, Sterberegister 1767 Okt. 23. Zu Matthias Friedrich Brinckmann: Thomas Otto Achelis, Matrikel der schleswigschen Studenten 1517-1864, Bd. 1, Kopenhagen 1966, S. 303 (Nr. 5622).

- 30 LAS Abt. 66 Nr. 3084.1 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 19 S. 185).
- 31 Grunsky, Zeugnisse und Daten, S. 158.
- 32 Schreiben des Schlossverwalters L. Breckling v. 9.1.1792 an die Rentekammer, LAS Abt. 66 Nr. 3539. Vgl. auch Anm. 35.
- 33 LAS Abt. 66 Nr. 3539.
- 34 LAS Abt. 66 Nr. 3084.1 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 22 S. 186). Die Abschrift ist datiert 21. 12. 1791.
- 35 Schreiben Brecklings v. 9. 1. 1792 mit beigegeführten Aufstellungen v. 21. 12. 1791, LAS Abt. 66 Nr. 3539.
- 36 Promemoria v. Wegeners v. 16. 2. 1792, LAS Abt. 66 Nr. 3539; Schreiben der Rentekammer v. 3. 3. 1792 an v. Schönfeldt, LAS Abt. 66 Prot. 376, p. 337. Die biographischen Angaben zu v. Wegener nach Dansk Biografisk Lexikon ... udgivet af C. F. Bricka, Bd. 18, København 1904, S. 351, 352.
- 37 Zu den Auktionen v. 1751 und 1754 s. Grunsky/Fohrbeck, Schloß vor Husum, S. 91; Grunsky, Zeugnisse und Daten, S. 152; Borzikowsky, Inventare, unter Nr. 20 S. 185.
- 38 Schreiben v. 10. 12. 1769, LAS Abt. 66 Nr. 3084.1, fol. 48r-48v im Beilagenkonvolut.
- 39 Schreiben v. 17.1.1770, ebd. fol. 50r-50v + 52r-52v.
- 40 Auktion v. 20. 1. 1796, s. Grunsky/Fohrbeck, Schloß vor Husum, S. 92; Borzikowsky, Inventare, unter Nr. 24 S. 186.
- 41 Siehe Anm. 27. Breckling stellte in der Liste der in seinem Verwahrsam befindlichen Inventarstücke (s. Text S. 15 und Anm. 35) zur Bibel ferner fest, dass „der unterste Haacken auf der untern Seite an der äußersten Plate so übers Buch liegt, abgebrochen, aber nichts bey diesem Bruch verlohren gegangen“ sei, auch sei „der Sammet nicht allein veraltet, sondern durch Alterthum größten theils abgegangen und beschädiget.“
- 42 Schreiben v. 19.8.1799, LAS Abt. 66 Nr. 3539.
- 43 Ebd.
- 44 Erstellt von Schlossverwalter L. Breckling, datiert 22.1.1796, LAS Abt. 66 Nr. 3539 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 23 S. 186). Sechs noch bei Breckling befindliche Gemälde waren am 20.1.1796 mitverteigert worden, s. Abschrift des Inventars 1769 mit Revisionsbemerkungen 1796, LAS Abt. 66 Nr. 3539 (Borzikowsky, Inventare, Nr. 24 S. 186). Mit Schreiben v. 29. 1. 1796 reichte der Amtmann v. Schönfeldt die Inventare an die Rentekammer ein, LAS wie vor.; in diesem bemerkt er, die „jezt noch vorhandenen Gemähle“ seien „so viel [wie] möglich reparirt“ (Schreiben den Inventaren beiliegend).
- 45 Abschrift der Resolution in LAS Abt. 66 Nr. 3539.
- 46 Konzept ebd.
- 47 Die Angaben zu den Altarleuchtern nach brieflicher Mitteilung von Herrn Ole Villumsen Krog, Direktor der Königlich Dänischen Silberkammer (Det Kongelige Sølvkammer), an den Verf.
- 48 LAS Abt. 7 Nr. 4792, p. 85 f.
- 49 De Danske Kongers Kronologiske Samling, Rosenborg 1.105-1.108; Gottorf im Glanz des Barock, wie Anm. 1, S. 546 f. (Nr. 182-185).
- 50 Jørgen Hein, „In einem dunkeln Keller“. Das Schicksal einiger Gottorfer Familienpreziosen, in: Gottorf im Glanz des Barock, wie Anm. 1, S. 269-273, hier: S. 270.
- 51 Die Vorsätze bestehen heute aus Silberbrokatpapier, einem im 18. Jahrhundert gebräuchlichen Material.
- 52 Katalog over Det Kongelige Biblioteks permanente udstilling, København 1908, S. 80 (Nr. 685).
- 53 Povl Otzen, Illustrationerne i Frederik den Andens Bibel 1589, in: Fund og Forskning i Det Kongelige Biblioteks Samlinger, Bd. 13 (1966), S. 51-70, hier: S. 64.
- 54 Harald Ilsøe, Det kongelige Bibliotek i støbeskeen. Studier og samlinger til bestandens historie indtil ca. 1780, København 1999 (Danish Humanist Texts and Studies 21), S. 418.
- 55 Dieter Lohmeier in: Gottorf im Glanz des Barock, wie Anm. 3.
- 56 Der Holzstock wurde wiederverwendet für das Titelblatt der 1588-89 gedruckten Bibel Friedrichs II. von Dänemark, s. Povl Otzen, Illustrationerne, wie Anm. 53, S. 64 und Abb. S. 55.
- 57 Im Zwischentitel vor den Propheten die Angabe „Wittenberg. Gedruckt durch Hans Kraffts Erben. M. D. LXXXIII.“

- 58 Über ihn siehe J. Franck, Artikel ‚Hans Krafft (Crato)‘, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 17 (1883), S. 10 f.; Hans Volz, Hundert Jahre Wittenberger Bibeldruck 1522-1626, Göttingen 1954 (Arbeiten aus der Staats- und Universitätsbibliothek, Hainbergschriften, Neue Folge Bd. 1); Heinrich Kühne, Der Wittenberger Buch- und Papierhandel im 16. Jahrhundert, in: 450 Jahre Reformation, Berlin 1967, S. 301-321; Hans Lülfiing, Artikel ‚Johann (Hans) Krafft (Crato)‘, in: Neue Deutsche Biographie Bd. 12 (1980), S. 648; Heinrich Kühne, Der Wittenberger Buchdrucker Hans Krafft (Johannes Crato), in: Marginalien 61 (1976), S. 34-44.
- 59 Nach Heinrich Kühne, 1967, wie vor. Anm., S. 306. Die Angaben über die Produktion schwanken in der Literatur.
- 60 Vgl. Georg Wolfgang Panzer, Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers vom Jahre 1517 an, bis 1581, 2. erw. Ausgabe Nürnberg 1791 (Fotomechanischer Nachdruck Amsterdam 1968), S. 455, sowie Hans Volz, wie Anm. 58, S. 104 f.
- 61 J. Franck 1883, wie Anm. 58, S. 11.
- 62 Ebd., S. 10.
- 63 Über die Bibelausgaben der Krafftschen Werkstatt äußert Georg Wolfgang Panzer, Entwurf, wie Anm. 60, sie zeichneten sich „von den bisherigen Luftfischen, wenigstens in Ansehung des äusserlichen auf eine vortheilhafte Art“ aus (S. 455 f.).
- 64 Volz, Hundert Jahre Wittenberger Bibeldruck, wie Anm. 58, S. 97 f., 114 f., 152.
- 65 Ebd., S. 113.
- 66 Von der Freiheit eines Christenmenschen. Kunstwerke und Dokumente aus dem Jahrhundert der Reformation, Berlin 1967, S. 84. – Zur Frage der Auflösung des Monogramms I T (Johann Teufel?) siehe: Die Bibelsammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. Zweite Abteilung. Erster Band: Deutsche Bibeldrucke 1466-1600, Stuttgart/Bad Cannstatt 1987, S. XLII, 294 f.
- 67 Heimo Reinitzer, Biblia deutsch. Luthers Bibelübersetzung und ihre Tradition, Wolfenbüttel und Hamburg 1983 (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 40), S. 132.
- 68 Ebd.
- 69 Zur Textstufe der Ausgabe Wittenberg 1581 und zur Bibelrevision siehe: Georg Wolfgang Panzer, Entwurf, wie Anm. 60, S. 458-463; Die Bibelsammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, wie Anm. 66, S. XXXI-XXXII, S. 309 f. (unter E 510); Heimo Reinitzer, Biblia deutsch, wie Anm. 67, S. 269.
- 70 Heimo Reinitzer wie vor. Anm.
- 71 Die Bibelsammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, wie Anm. 66, S. 321 f. (unter E 524).
- 72 Zum Kryptokalvinismus am Gottorfer Hof und zum dogmatischen Lehrstreit s. Jendris Alwast, Das landesherrliche Kirchenregiment zu Gottorf (1544-1721), in: Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Bd. 4: Orthodoxie und Pietismus, Neumünster; 1984 (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Reihe I, Bd. 29), S. 11-71, hier: S. 28 ff.; Erich Hoffmann, Das Gottorfische Kirchenregiment, in: Gottorf im Glanz des Barock, wie Anm. 1, S. 54-59, hier: S. 56 f.

Für Hinweise danke ich Goldschmiedemeister Paulfriedrich Gosch Möller, Meldorf (†), Dr. Jens Ahlers (Landeszentralbibliothek Schleswig-Holstein, Flensburg), Uwe Boyens (Kirchenkreisarchiv Husum-Bredstedt, Husum), Susanne Budde (Det Kongelige Bibliotek, København), Dr. Bernd Heitmann (Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg), Dr. Ulf Dietrich von Hielmcrone (Husum), Ulrich Kopp (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel), Prof. Dr. Dieter Lohmeier (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel), Ole Villumsen Krog (Det Kongelige Sølvkammer, København).

# Musik an der Husumer Schlossorgel 1626-1799

Von Konrad Küster

Das Musikleben im „Schloss vor Husum“ war in jeder Phase abhängig von der Person, die es bewohnte. Prinzipiell gilt dies zwar für jede Residenz; Musikkultur war Teil des Hoflebens, und dieses wurde unverkennbar vom jeweiligen Herrscher geprägt. Die Husumer Verhältnisse sind noch anders: Hier lag kein Regierungssitz, sondern eine Nebenresidenz; doch das Schloss wurde nicht nur besuchsweise bewohnt, sondern es wurde über Jahrzehnte hinweg von verwitweten Herzoginnen als Wohnsitz genutzt, nachdem jeweils ihr ältester Sohn die Regierungsgeschäfte übernommen und den Zentralort Gottorf auf unverwechselbare Weise zu prägen begonnen hatte. Und auch wenn das Husumer Schloss auf diese Weise fester Wohnsitz eines Mitglieds der Herzogsfamilie war, entstand in seiner Nutzung keine Kontinuität; immer wieder gab es Zeiten, in denen es – nach dem Tod einer Herzogsmutter – unbewohnt war. Folglich lassen sich die Nutzungsperioden noch klarer voneinander unterscheiden als im normalen Hofleben der Zeit. Und weil die Bewohnerinnen – einst Ehefrauen der Gottorfer Herzöge – selbstverständlich nicht der Herzogsfamilie selbst entstammten, brachten sie zudem die jeweils unterschiedlichen Vorstellungswelten mit sich, in denen sie als Prinzessinnen für ihr Standesleben vorbereitet worden waren; auch dies gab jenen Perioden einen kulturell unverwechselbaren Charakter.

Zu betrachten ist zunächst die Zeit, in der Herzogin Augusta in Husum residierte: von 1616 an, als ihr Mann (Herzog Johann Adolf) starb. Augusta war eine Tochter des dänischen Königs Friedrich II. Nach ihrem Tod 1639 wurde das Schloss zwanzig Jahre lang nicht dauernd von einem Mitglied der Herrscherfamilie bewohnt; 1659 jedoch starb Herzog Friedrich III., und seine Frau Maria Elisabeth, geboren als kursächsische Prinzessin, folgte dem Beispiel ihrer Schwiegermutter und übersiedelte nach Husum – für 25 Jahre. Ihr Todesjahr 1684 fällt bereits in die Zeit, in der die Existenz des Gottorfer Herzogtums weltpolitisch nicht mehr unangefochten war; dennoch ist auch die Folgezeit zu untersuchen, die mit dem Wirken der Herzogin Friederike Amalie, wiederum einer dänischen Prinzessin, verknüpft ist. Hier sind Geschehnisse zu betrachten, die sich noch zu Lebzeiten ihres Mannes, Herzog Christian Albrecht, ergaben.

Auch nach der Integration des Herzogtums Schleswig in den dänischen Gesamtstaat entfalteten sich musikalische Aktivitäten im „Schloss vor Husum“, nun allerdings unter neuen Prämissen: Das Schloss galt als eine der Nebenresidenzen des dänischen Königs. Fern der Hauptstadt Kopenhagen gelegen, ist nicht zu erwarten, dass in Husum ein eigenes höfisches Musikleben unterhalten wurde; dieses konnte sich aber ergeben, wenn sich ein König in Husum auf-

hielt. Und schließlich: Der Amtmann, dessen Dienstsitz das Schloss war, hatte die Möglichkeit, musikalischen Ambitionen nachzugehen, und so ergibt sich für die Zeit Hans von Ahlefeldts (seit 1752) eine weitere Etappe, die es zu betrachten gilt.

Nur durch ein Detail sind die drei herzoglichen und zwei königlichen Etappen sämtlich miteinander verbunden: dadurch, dass jeweils die Orgel der Schlosskapelle als ein Zentrum des Musizierens zu sehen ist.<sup>1</sup> Damit stehen die Anliegen der gottesdienstlichen Musik, konkret die Aktivitäten des jeweiligen Organisten, im Vordergrund des Interesses. Und diese ergaben sich nicht nur im Orgelspiel, sondern auch in Musik „mit Orgel“. Aus einer solchen Keimzelle zu Beginn des 17. Jahrhunderts entwickelten sich zahlreiche deutsche Hofkapellen.

Damals war in den Stellenplänen der meisten kleineren Höfe stets nur eine einzige Musikerstelle vorgesehen, „der Instrumentist“; mit dem „Instrument“ waren stets Orgel oder Cembalo gemeint. Erst später, besonders nach dem 30-jährigen Krieg, fügte sich um diese Person eine eigene „Kapelle“, deren Leitung einem Kapellmeister übertragen wurde; damit näherten sich die Verhältnisse an kleineren Höfen denen der größeren an. Die Phase, in der für diese „Kapellmeister“ die alte Tastenmusikerfunktion in ihrer Bedeutung zurücktrat, ist am Schloss vor Husum nicht erreicht worden. Dennoch spiegeln sich auch in dessen fünf musikhistorischen Phasen die allmählichen Wandlungen. In jeder Etappe der Entwicklung wurde – unter den jeweils herrschenden Prämissen – eine neue Beziehung zu dem sich wandelnden Berufsbild jenes „höfischen“ Organisten hergestellt.

### **Eine Orgel ohne Spieler? Musik unter Herzogin Augusta**

Die dänische Prinzessin Augusta war in einem zweifellos kunstsinnigen Herrscherhaus aufgewachsen. Doch ist die Funktion, die die Musikkultur dabei übernahm, schwer zu durchschauen. Lange Zeit herrschte der Eindruck vor, dass am Hof ihres Vaters, Friedrich II. von Dänemark, die Musik auf dem stilistischen Stand, der im südlicheren Europa bereits im frühen 16. Jahrhundert überwunden wurde, stehen geblieben war.<sup>2</sup> Andererseits beschäftigte der König eine für seine Zeit gewaltig große Hofkapelle (sie umfasste 47 Mitglieder); und auch die Vorgänge des Jahres 1583 (die erst 1988 wieder bekannt wurden) geben zu denken. Damals wurde im Innenhof des Schlosses Kronborg am Öresund, Symbol für die Macht der Seefahrernation Dänemark, ein spektakulärer Brunnen aufgestellt; dass zu Ehren des Brunnens und seines königlichen Stifters Gedichte verfasst wurden, die als sechsstimmige Motetten „durch einen berühmten Musicum“ vertont wurden, passte sich in die Vorgänge bruchlos ein.<sup>3</sup> So könnte es sein, dass das außerordentlich anspruchsvolle Musikleben, das Augustas Bruder, König Christian IV., gleich zu Beginn seiner Regierungszeit entfaltete, der Sache nach nicht grundlegend neu war. In diesem Kontext müssen also auch die höfischen Kunstvorstellungen Augustas gesehen werden. Demgegenüber wirkt das Musikleben des Gottorfer Hofes, an

den sie 1596 durch ihre Heirat kam, eher bescheiden – und auch das, was für ihre frühe Husumer Zeit an Nachrichten greifbar ist, deutet nicht auf hochfliegende Pläne hin.

Als herausragendes Ereignis hat immerhin der Bau der Schlossorgel zu gelten. Belege für ihre Entstehung ergeben sich nur aus den Gottorfer Kammerrechnungen: Am 5. September und am 24. Dezember 1626 erhielt der Gottorfer herzogliche Orgelbauer Johann Hecklauer je 100 Reichstaler für seine Arbeiten, am 20. Mai 1627 nochmals 60 Reichstaler. Die Möglichkeiten des Instruments spiegeln sich vermutlich in der – in Teilen bis heute erhaltenen – Orgel im Gottorfer Schloss, die Hecklauer kurz zuvor, 1624/25, für 130 Reichstaler grundlegend umgestaltet hatte.<sup>4</sup> So ist erkennbar, dass für die Witwenresidenz hinsichtlich der Instrumentenausstattung der Schlosskapelle die gleichen Standards galten wie für den Gottorfer Hof.

Es ist jedoch keineswegs anzunehmen, dass Augusta für die zehn Jahre seit ihrer Übersiedlung nach Husum 1616 auf Musik verzichtet habe – auch nicht, dass ihr in der Zwischenzeit stets nur Gottorfer Musiker aufwarteten. Erkennbar ist vielmehr auch, dass sie den Husumer Marienorganisten Martin Fredemann in ihr Hofleben einband. Dies spiegelt sich in zwei dürftigen dokumentarischen Hinweisen, deren Bedeutung jedoch abschätzbar wird, wenn man auch ihre Hintergründe zu erfassen versucht.

Das erste Dokument bezieht sich auf die Anschaffung eines „Instruments“; es wurde aus Hamburg geliefert und war vielleicht dort auch hergestellt worden. Ähnlich wie der Begriff „Instrumentist“ auf einen Tastenmusiker verweist, wird auch hier unzweifelhaft auf ein Tasteninstrument angespielt, und zwar – da Details genannt werden – auf ein Cembalo oder Spinett:

„Martinus Organisten zu Husum Das ehr F: G: [Ihro Fürstliche Gnaden] *Instrument* so von Hamburgk gekommen, vnd gantz verdorben gewesen, wiederumb zu rechte gemacht, Auch gantz Nie [neu] befedert vnd bezogen  
2 thal.“<sup>5</sup>

Wenn das Instrument „bezogen“ werden musste, bedeutete dies, dass es mit neuen Saiten versehen wurde; „neu befedert“ wurde es, weil offenkundig die Gänsekielen, mit denen auf Cembalo oder Spinett die Saiten angerissen werden, unterwegs schadhaft geworden waren – zweifellos hatte das Instrument auf dem Schiffstransport einen Wasserschaden erlitten.

Der Aktenvermerk findet sich in einer Aufstellung mit Personalangaben, dessen historische Einordnung Schwierigkeiten bereitet hat.<sup>6</sup> Der zitierte Dokumentenausschnitt zeigt, dass es sich nicht einfach um eine Liste mit Personennamen handelt, sondern um das Fragment eines Rechnungsbuches, wie es auch der alte Aktentitel „Summa der Lohnung auf dem F Hause“ nahe legt. Die Zuordnung zum Husumer Schloss ergibt sich daraus, dass eine Reihe der genannten Personen auch in den späteren Amtsrechnungen genannt ist; die Datierung – deutlich vor der ersten vollständig erhaltenen Amtsrechnung 1627<sup>7</sup> – liegt nahe, weil der Marienorganist Martin Fredemann in der Funktion eines „Organisten zu Husum“ nur bis 1624 tätig war, als ihm Johannes zur Linden nachfolgte. Folglich muss das Dokument zwischen 1616 und 1624 entstanden sein.

Doch die Verbindung zu Fredemann mag noch weiter gereicht haben. Darauf verweist das zweite Dokument: 1626 wurden Fredemann von der Stadt Husum auf Lebenszeit freie Wohnung und ein halbes Gehalt zugesichert.<sup>8</sup> Diese Regelung wurde in Fredemanns 50. Dienstjahr getroffen; 1577 hatte er den Husumer Posten angetreten. Schon mehr als zwei Jahre vor dieser Neuregelung (13. November 1624) hatte er seine Amtsgeschäfte jedoch an einen Nachfolger abgetreten, Johannes zur Linden,<sup>9</sup> bis einschließlich 1625 wurde der städtische Gehaltsanteil nicht an diesen ausgezahlt, sondern weiterhin an Fredemann.<sup>10</sup> Dass Pensionszahlungen auf Kosten der neuen Stelleninhaber erfolgten (die dann bis zum Tod des Vorgängers auf Teile des Gehalts verzichten mussten), ist der Regelfall, nicht aber, dass dann zu Lebzeiten des Pensionierten eine Änderung eintritt. Diese jedoch ergab sich genau in dem Jahr, in dem die Schlossorgel fertiggestellt wurde.

Dass diese Ereignisse tatsächlich in Beziehung zueinander stehen, wird durch ein anderes Detail nahe gelegt: 1631 wird in den Amtsrechnungen unter der Rubrik „Gemeine amts außgabe“ vermerkt: „Priesterlohn 30 ß wegen des Organisten besoldung verhöhet auf 32 ß“.<sup>11</sup>

Grund für die „Verhöhung“ kann nur eine Änderung der bisher geübten Praxis gewesen sein; fortan wurde das Geld für den Organistendienst in der Schlosskapelle in einer Pauschalzahlung an den Pastor von St. Marien entrichtet – warum also nicht auch schon in den Jahren zuvor?

Die Mitteilungen lassen sich folgendermaßen zu einem hypothetischen, aber in sich geschlossenen Bild zusammenfügen: Offenbar war nicht beabsichtigt, eigene Etatposten für Hofmusik im Husumer Stellenplan vorzusehen; das wäre für eine Residenz dieser Größe in jener Zeit auch nicht zu erwarten. Stattdessen wurden von vornherein – wie die Umstände der „Instrumenten“-Beschaffung zeigen – Verbindungen zum Musikleben der Marienkirche geknüpft. Da für den 1624 pensionierten Fredemann im Jahr des Schlossorgelbaues eine neue Gehaltsregelung getroffen wurde (von Seiten der Stadt; entsprechend nach fünf Jahren eine weitere, die nun von der Herzogin ausging), muss Fredemann 1626 den Dienst an der Orgel der Schlosskirche übernommen haben, dessen Anforderungen zweifellos niedriger waren als an St. Marien mit zahlreichen Gottesdiensten auch an Werktagen. Daher wurde das städtische Gehalt auf geringerem Niveau definiert als in der Zeit, in der Fredemann an St. Marien tätig gewesen war. Diese Regelung muss bis 1631 (oder kurz zuvor) Bestand gehabt haben; möglicherweise war die Neuregelung erforderlich, weil Fredemann gestorben war – für ihn ist weder ein Todes- noch ein Begräbnisdatum dokumentiert. Daraufhin zahlte die Herzogin für Orgelmusik 2 Schilling im Jahr – einen minimalen Betrag<sup>12</sup>, der nur als symbolische Leistung verstanden werden kann (ebenso wie die 30 Schilling, die für den Priesterdienst selbst gezahlt wurden).

Dies wirft wiederum Licht auf die Verhältnisse insgesamt: Offenbar hatte der Gottorfer Hof, als das „Schloss vor Husum“ erbaut wurde, von vornherein erwartet, dass dessen geistliche Versorgung (einschließlich der Kirchenmusik) aus der Stadt stammen werde – immerhin handelte es sich bei Augusta um die Witwe des Stadtgründers. Und folglich finanzierte die Stadt auch den Organis-

tendienst am Schloss. Wohl deshalb also taucht in den Husumer Amtsrechnungen Fredemanns Name nie auf (auch nie ein anderer Name, der mit musikalischen Pflichten in Beziehung gebracht werden könnte<sup>13</sup>). Vorausgesetzt, diese Überlegungen decken sich mit der historischen Wirklichkeit: Dann erhielte man aus den wenigen vorliegenden Informationen Einblicke in eine besondere Regelung des Hoflebens, zugleich aber auch über ein „Alterswirken“ Fredemanns und über dessen Tod um 1630/31.

Wiederum nur durch verschwommen wirkende Indizien wird es möglich, ein einziges herausragendes Ereignis der Husumer Schlossmusik jener Zeit zu bestimmen. 1629 heiratete Thomas Selle, damals als Rektor in Wesselburen tätig (später als Kantor in Itzehoe und Hamburg), die Husumer Bürgerstochter Anna Weihe. Nur anhand der gedruckten Hochzeitsmusiken des Husumer Konrektors Matthäus Schwanth und des Kantors Matthias Ebio ist belegt, dass die Hochzeit in Husum stattfand; in den Kirchenbüchern der Marienkirche ist sie nicht verzeichnet.<sup>14</sup> Keinesfalls kann ein kirchlicher Akt wie dieser in den Büchern einfach vergessen worden sein;<sup>15</sup> so ist aus der Aktenlage zunächst nur rekonstruierbar, dass die Hochzeit nicht in der Marienkirche stattgefunden hat. Als Alternative kommt demnach wohl nur die Schlosskapelle in Frage,<sup>16</sup> und da der Bräutigam über beste Verbindungen zu herrschaftlichen Kreisen verfügte, wäre die Ortswahl – eine entsprechende, aber nicht dokumentierte Nähe der Brautfamilie zur Herzoginwitwe vorausgesetzt – nicht erstaunlich.

In der Zeit nach 1631 muss folglich Johannes zur Linden von der Marienkirche aus auch die vorherigen Dienstgeschäfte Fredemanns am Schloss übernommen haben; vielleicht hat er sie allerdings nur organisiert und an einen Stellvertreter delegiert. Weitere Angaben zum Musikleben lassen sich nicht gewinnen. Das braucht nicht zu heißen, dass es keines gab. Doch da sämtliche Hofposten in den Amtsrechnungen erwähnt sind, ist anzunehmen, dass für die Musik weiterhin kein eigener Posten definiert war – und dass alle musikalischen Leistungen für den Husumer Hof, die über den Organistendienst hinausgingen, bis 1639 stillschweigend über die normalen Gottorfer Kapellpflichten finanziert wurden (oder aber aus einer Privatschatulle der Herzoginwitwe, in die kein überliefertes Dokument Einblick gewährt). Die musikalische Seite von Augustas Hofleben war damit offenkundig nicht eigens definiert worden; für die weltliche Seite müssen primär die Kräfte des Gottorfer Hofstaats, für die kirchliche die des örtlichen Husumer Lebens verantwortlich gewesen sein. Bis zum Tod Herzogin Augustas gab es also für die Schlossorgel keinen etablierten Hofposten.

### **Maria Elisabeths Kapellmeister – ohne Kapelle?**

Nach den 20 Jahren, die zwischen dem Tod Augustas und dem ihres Sohnes Friedrich III. 1659 lagen, hatten sich die Verhältnisse grundlegend verändert – auch die kulturellen. Dass nun die Herzoginwitwe, Friedrichs Gemahlin Maria Elisabeth, einen weitaus umfangreicheren Hofstaat etablierte, als ihre Schwie-

germutter ihn gehabt hatte, spiegelt sowohl ein verändertes Bewusstsein der Herrschenden – elf Jahre nach Ende des 30-jährigen Krieges – als auch eine stärkere Abgrenzung zwischen Stadt und Schloss. Wiederum aber benötigte die herzogliche Bewohnerin des Schlosses einige Zeit, um ihr Hofleben zu etablieren – in diesem Fall zweifellos auch wegen der Auswirkungen des schwedisch-dänischen Krieges 1658-1660.

Schon in den Husumer Hofrechnungen der Jahre, die der Übersiedlung Maria Elisabeths nach Husum vorausgingen, werden Ausgaben für Musik vermerkt. Als 1646 der Gottorfer Hoforganist Anton Hoffmann eine Studienreise nach Frankreich und Italien antritt, begleitet ihm der Gottorfer Hof sämtliche Gehaltsrückstände und stattet ihn mit einem Reisegeld von 30 Reichsthalern aus; zusätzliche 10 Reichstaler erhält er aus dem Husumer Hofetat.<sup>17</sup> Hoffmann kehrte von dieser Reise nicht wieder in Gottorfer Dienste zurück; damit bleibt unklar, ob die Zahlungen aus Mitteln der Husumer Hofrechnung sich auf die musikalische Zukunft des Husumer Hofes bezogen, ob sie als Anerkennung der Dienste des Geförderten durch die Herzogin zu verstehen sind oder ob einfach ein anderer Etat genutzt wurde, aus dem – zusätzlich zu den Mitteln der Hofkammer – Geld ausgegeben werden konnte. Doch offenkundig wurde tatsächlich langfristig in die Organisation einer Husumer Hofmusik investiert. Um 1650 wird mehrfach erwähnt, dass einem jungen Organisten die Ausbildung finanziert wurde; im Wortlaut einer Quittung von 1651 liest sich dies folgendermaßen:

„Daß ich Ends bemelte [= Bemeldete] heute dato daß von Anno Ein Tausend sechs Hundert Funffzigh biß Ein Tausend Sechs Hundert Ein vnd Funffzigh Ein Jahres betagte Lehr geldt als Zwey vnd Funffzigh Reichßthlr wegen meines Sohns Tete Hacken so Ihr Durchl: bey dem Organisten zu Alten Wöhrden, Hinrich Hättke gnedigt lehren laßen von Ihr Durchl: Cammer Diehner Jochim Schmidt richtig empfangen Solches thue ich mit meiner Eigen hendigen Vnterschrift bekennen, vnd dem H: Cammer Diehner oder wehr solches mehr benötigt, deßfals bestendigst Quitiren Actum Gottorff  
d 23 Julj ao 1651  
Wob[b]je Hacken“.<sup>18</sup>

Stipendien dieser Art wurden nie nur als Gnadenakte vergeben, sondern verbanden sich stets mit der Erwartung, dass der Begünstigte nach Abschluss der Ausbildung seinem Mäzen lebenslang Dienst leiste.<sup>19</sup> Doch die Hintergründe des Stipendiums bleiben völlig unklar: Weshalb es gerade der Musiker an der traditionsreichen Orgel in Wöhrden/Süderdithmarschen war, der die Ausbildung übernahm (sein Name erscheint in anderen Quellen als „Hinrich Härtker“ oder „Hartke“<sup>20</sup>), ist nicht zu ermitteln; und ebenso wie Hoffmann nicht aus der Fremde zurückkehrte, verliert sich auch die Spur Tete Hackens im Dunkeln. Weder in Gottorf noch in Husum findet sich sein Name wieder. Auch aus dieser Investition konnten also keine ‚Erträge‘ gewonnen werden.

Ein halbes Jahr nach der endgültigen Übersiedlung Maria Elisabeths ins „Schloss vor Husum“,<sup>21</sup> im Mai 1661, war der musikalische Schlüsselposten besetzt, für den Hacken wohl eigentlich ausgebildet worden war: mit „Hanß Conrad Kapeler“ (so die Namensform, mit der er selbst die ihm zugeordneten Ge-



*Abb. 1: Herzogin Maria Elisabeth von Schleswig-Holstein-Gottorf. Ausschnitt aus einem Porträt (Ölgemälde), Schloss vor Husum*

haltszahlungen quittierte<sup>22</sup>), der fortan den Titel eines Kapellmeisters führte. Auch über ihn fließen die dokumentarischen Informationen spärlich; zu Kapelern insgesamt gibt es lediglich drei Zugänge, die untereinander nicht in Verbindung stehen.

Der erste verbindet sich mit Musik. In der umfangreichen Notensammlung des Stockholmer Organisten Gustav Düben (um 1628-1690), die eine der zentralen Informationsquellen für die Musikgeschichte des protestantischen Deutschland um 1650/80 ist, befindet sich eine Komposition Kapelers, die einzige von ihm überlieferte: das Geistliche Konzert „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben“ (Text: Römer 8, 38-39) für zwei Soprane und Continuo.<sup>23</sup> Die Komposition überrascht durch ihre breite und anspruchsvolle Anlage: Anders als in der Musik etwa noch des früheren 17. Jahrhunderts üblich, wird nicht für jeden Textgedanken ein eigener musikalischer Abschnitt entwickelt, sondern der Gesamttext wird zunächst fast vollständig vorgetragen: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, ...“. Die Fortsetzung bleibt offen; stattdessen wird dieser vielfältige Text einer neuen Verarbeitung unterworfen und reicht in dieser noch eine Etappe weiter, ohne aber sein Ziel zu erreichen: „... weder Hohes noch Tiefes ...“. Und auch mit dem Folgenden werden Syntax und Inhalt noch nicht abgeschlossen, sondern es wird zunächst noch eine

weitere Textzelle exponiert: „... noch keine andere Kreatur ...“. Erst jetzt folgt das attributiv reich ausgestattete Prädikat des Satzes „... mich scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herren. Amen.“ Folglich wird in der Komposition jeglichem Eindruck einer kleinzelligen Gestaltung, deren Teilelemente aneinander gereiht wirken, entgegengesteuert und nicht nur der große Zusammenhang der Textaussage, sondern auch die Spannkraft des musikalischen Bogens betont.

Wann Kapeler dieses Werk geschrieben hat und welchem Zweck es diene, ist ebenso unbekannt wie die Frage, woher Gustav Düben die Noten bezogen hat und wo Kapeler sich damals aufhielt. Es mag sein, dass Kapeler in dieser Gestaltung Anregungen aus Italien verarbeitete, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hatte. Doch auch eine Beziehung zur Kantatenkunst des um die Jahrhundertmitte führenden italienischen Vokalkomponisten, Giacomo Carissimi (1605-1674) in Rom, ist nicht herzustellen; Carissimi hielt viel eher an den traditionellen Reihungstechniken fest.

In Rom muss Kapeler jedoch bereits vor 1643 gewesen sein – also auch lange vor seinem Husumer Engagement 1661. Die einzigen Informationen hierzu ergeben sich aus einem biographischen Artikel, den der Hamburger Komponist und Musikschriftsteller Johann Mattheson (1681-1764) 1740 über Johann Jacob Froberger schrieb,<sup>24</sup> Schlüsselgestalt der Cembalomusik um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Chronologisch keineswegs korrekt, berichtet Mattheson, Froberger sei „nach dem Ao. 1650 geschlossenen Westphälischen Frieden“ auf Kosten Kaiser Ferdinands III. in Rom Schüler des päpstlichen Organisten Girolamo Frescobaldi gewesen. Abgesehen davon, dass der Westfälische Friede falsch datiert ist, muss der Romaufenthalt noch früher stattgefunden haben – eben vor 1643, weil in jenem Jahr Frescobaldi starb. Über Kapeler findet sich hier folgende Bemerkung:

„In Rom hatte er [= Froberger] einen teutschen Mitschüler, namens N. [= nomen; Vorname also unbekannt] Kappeler, von welchen man sonst nirgends Nachricht findet, der war catholisch, und beredete Frobergern, daß er von der lutherischen Kirche zur papistischen übertrat. Wie aber dieser Kappeler nachgehends, bei der verwittweten Landgräfinn von Darmstadt, Maria Elisabeth, einer holsteinischen Prinzessinn, zu Husum Hoforganist wurde, sattlete er selbst um, und bekannte sich zum Luthertum.“

Damit kann Kapeler zwar dem außerordentlich undurchsichtigen Kreis der Frescobaldi-Schüler<sup>25</sup> zugerechnet werden; doch aus dem Text lassen sich keinerlei weitere Informationen ableiten – nicht zuletzt deshalb, weil Mattheson die Dienstherrin Kapelers mit ihrer Tochter verwechselt hat. Auch der Hinweis



Abb. 2: Hans Conrad Kapeler, Unterschrift in einer Gehaltsquittung 1665

auf den Konfessionswechsel ermöglicht keinerlei weitere Zuordnung. Somit verbleibt nur die dritte Quelle biographischer Informationen: eben die Daten zu Kapelers Husumer Wirken. Er wurde 1661 mit einem Gehalt von 100 Reichstalern<sup>26</sup> angestellt und starb bereits sechs Jahre später, am 11. März 1667.<sup>27</sup>

Die wertvollste dieser Quellen ist – auch in historischer Hinsicht – die musikalische: Ohne Zweifel favorisierte Maria Elisabeth modernere musikalische Stilfacetten, als sie sonst in der Stadt, besonders in der Marienkirche, gepflegt wurden. Dort wirkte zwischen 1660 und 1689 Johannes zur Lindens Sohn Friedrich: Schüler seines Vaters, zugleich Schüler des Kantors Matthias Ebio, der noch bis 1673 an der Husumer Gelehrtenschule unterrichtete und 1676 im hohen Alter von 85 Jahren starb. Die Husumer Dokumente, die über die örtlichen Schwierigkeiten von Ebios Nachfolger Georg Ferber berichten (der 55 Jahre jünger als sein Vorgänger war und damit musikalisch aus einer anderen Welt als dieser stammte), sollten nicht als Hinweise darauf gelesen werden, dass Ferber starrsinnig, kompromisslos und als Persönlichkeit problematisch gewesen sei,<sup>28</sup> sondern eher als Dokumente für einen plötzlichen Stilumbruch im Musikleben der Marienkirche, auf den die Stadt selbst nicht vorbereitet war. Das jedoch, was über Kapeler zu erfahren ist, kann nur als Beleg dafür verstanden werden, dass am Schloss in musikalischer Hinsicht bereits früher ein anderes, weitaus moderneres Klima herrschte. Und da Kapelers Schülerschaft gegenüber Frescobaldi als unstrittig gelten muss (Mattheson hätte keinen Grund gehabt, dies über einen ihm ansonsten völlig unbekanntem Musiker zu berichten), ist auch klar, dass er nicht allein „Capellmeister“, sondern primär Tastenmusiker war.

Kapeler war nicht der einzige Musiker, der in Maria Elisabeths Diensten<sup>29</sup> stand. Beständig umfasste der Stellenplan auch einen „Musicus“, dessen Funktionen zunächst Detlef Röpstorff wahrnahm. Sein Jahresgehalt machte genau die Hälfte dessen aus, was Kapeler bezog (50 Reichstaler); und als Röpstorff 1663 eine Reise nach Kopenhagen unternahm, erhielt er hierfür 20 Reichstaler, also fast ein halbes Jahresgehalt. Im Sommer 1664 schied er aus den Husumer Diensten aus, wiederum „zu seiner Reiß“ beachtlich unterstützt (diesmal mit 25 Reichstalern). Röpstorff wurde immer wieder auch ausdrücklich als „Violist“ bezeichnet; die Annahme, er habe auch Pflichten als Vokalmusiker erfüllt,<sup>30</sup> beruht allein auf Spekulation. Seine Bedeutung als Geiger wird deutlich an den hohen Gehaltszahlungen, die er später (1671-1695) in dieser Funktion am Gottorfer Hof erhielt.<sup>31</sup> Auch sein Husumer Nachfolger Görries Götje war als Streicher tätig.<sup>32</sup>

Dieser feste Personalbestand, der für das geistliche Musizieren (nach zeitgenössischer Terminologie „in der Kirche“) ebenso zuständig war wie für das weltliche (dasjenige „in der Kammer“), wurde immer wieder ergänzt: Aktenkundig sind Zahlungen für Husumer Stadt- und Gottorfer Hofmusiker. Außerdem dürfte weiteres Hofpersonal für musikalische Aktivitäten herangezogen worden sein;<sup>33</sup> Musik war zudem fester Bestandteil der Pagenausbildung, und daher wurde ein entsprechendes Wirken eher stillschweigend vorausgesetzt als im Einzelfall referiert. Bemerkenswert ist aber vor allem ein

Aspekt: Immer wieder wurde dem Husumer Stadtmusiker Johann Knolcke Geld gezahlt. Während Kapeler stets als „Capellmeister“ und andere Musiker stets als „Musici“ bezeichnet werden, findet sich für ihn fast in jedem Fall der Begriff „Instrumentist“. In der differenzierten Nomenklatur einer professionellen Hofbürokratie ist nicht damit zu rechnen, dass dies Zufall war. Wiederum muss also angenommen werden, dass ein „Instrumentist“ etwas anderes war als ein „Musicus“: eben – wie traditionell – ein Tastenmusiker. Für den Fortgang der Betrachtungen ist nicht unerheblich, dass Husumer Stadtmusiker sich auch in dieser Form betätigen konnten; für den gegebenen Zusammenhang selbst bleibt festzuhalten, dass der „Capellmeister“ tatsächlich als Leiter einer „Kapelle“ (auch ohne dass ihr Umfang rekonstruierbar wäre) zu sehen ist. Knolcke als „Instrumentist“ erhielt regelmäßig 8 Taler für die Mitwirkung bei Hochzeiten von Hofbediensteten.<sup>34</sup> Nur ein einziges Mal erscheint auch er als „Musicant“, und zwar im Oktober 1660,<sup>35</sup> noch ehe Kapeler seinen Dienst angetreten hatte. Gerade damals aber mag er Organistenpflichten ausgefüllt haben.

### **Husumer Musik im Umbruch: Die späten Jahre Maria Elisabeths und das Wirken Friederike Amalies**

Nach dem Tod Kapelers stellte die Herzogin nicht wieder einen „Capellmeister“ ein, sondern vergab an dessen Nachfolger nur noch den Titel „Hoforganist“: an Hermann Arpius. Für ihn liegen die Ausgangsbedingungen umgekehrt wie für Kapeler: Über sein Leben lässt sich relativ vieles berichten; allerdings ist kein Takt Musik von ihm bekannt. Dennoch ist es möglich, einige Details seines musikalischen Profils zu erschließen.

Die erste Mitteilung, die über Arpius vorliegt, ist die Erwähnung seines Namens in der Reihe der Organisten in Boldixum auf Föhr; die Zeitangaben für sein Wirken sind unklar, doch muss dieses in den späten 1650er-Jahren gelegen haben.<sup>36</sup> Um 1659/61 hat er dann die Domorganistenstelle in Ribe (Ripen) inne. Nachweisbar nur anhand von Eintragungen, mit denen seine Kinder in den Taufbüchern erwähnt werden,<sup>37</sup> muss er in Ribe Nachfolger von Jacob Lorentz gewesen sein; dieser war Sohn des Kopenhagener Organisten Johann Lorentz, der in seiner Zeit zu den berühmtesten Meistern dieser Kunst gerechnet wurde,<sup>38</sup> und zog nun von Ribe nach Hamburg. Die Aufsicht über die Bischofskirchen Dänemarks lag beim König, und die Verbindung zwischen diesem und dem Leben der Domkirchen war traditionell besonders eng; darin, dass Lorentz' Sohn an dieser Kirche untergekommen war, spiegelt sich somit die Bedeutung der Stelle. Und wenn Arpius dort dem Sohn des ausstrahlungsreichsten dänischen Organisten der Zeit nachfolgte, ist dies ein Hinweis nicht nur auf seine eigenen musikalischen Fähigkeiten, sondern auch auf seine Verbindungen in die Binnenstrukturen des königlich dänischen Gebietes. Unklar ist aber, wie sich sein Wirken auf Föhr in diesen Kontext einreihen lässt: Boldixum, heute Stadtteil von Wyk, gehörte zum herzoglichen, nicht also zum königlichen Anteil der Insel, der tatsächlich in kirchlicher Hinsicht Teil des Bistums

Ribe war. Arpius blieb bis zu seinem Tod 1681 in Maria Elisabeths Diensten;<sup>39</sup> er wurde in Uelvesbüll begraben.

Die Gottorfer Herzoginwitwe warb also 1667 den Inhaber einer Position des zentralistischen dänischen Staatsgebildes ab – keinen hochrangigen, immerhin aber den Organisten einer der Bischofskirchen. Dies wirft Licht auf ihre Interessenslagen und ihre Beziehungen, und da die Politik ihres Sohnes Christian Albrecht sich viel eher auf Bündnisse mit Schweden ausrichtete, sind diese Kontakte besonders bemerkenswert, auch im Hinblick auf Ereignisse aus ihren letzten Lebenswochen. Am 30. Mai 1684 musste sich Christian Albrecht aus den Gottorfer Gebieten zurückziehen, weil König Christian V. von Dänemark die Parteinahme seines Schwagers für seinen aktuell schärfsten Konkurrenten, den König von Schweden, nicht länger tolerierte und die herzoglichen Gebiete, die er als dänisches Lehen betrachtete, daraufhin einzog. Christian Albrecht ging mit einem reduzierten Hofstaat ins Exil – nach Hamburg, wo 1678 mit seiner Unterstützung die Hamburger Oper gegründet worden war. Kurioserweise folgte ihm sein Kapellmeister nicht dorthin nach: Johann Philipp Förtsch (1652-1732), der neben seinem Kapelldienst Medizinstudien an der frisch gegründeten Kieler Universität betrieb und 1681 mit einer „Disputatio medica inauguralis De petechiis“ promoviert wurde. Förtsch zog nach Husum – als Arzt, wie es in der Literatur heißt. Von dort aus schrieb er allerdings auch seine bewunderten Hamburger Opern (von denen außer den Texten nur einzelne Arien erhalten geblieben sind).<sup>40</sup>

Ein promovierter Mediziner des 17. Jahrhunderts ist jedoch nicht einfach ein „Arzt“, der eine Praxis eröffnet. Seine Qualifikation bezieht sich vielmehr darauf, dass er sich theoretisch mit medizinischen Fragen auseinandergesetzt hat. Promovierte Mediziner der Zeit waren Kandidaten für akademische Lehrstühle, für die Posten eines fürstlichen Leibmedikus oder allenfalls für Funktionen in der zeitgenössischen regionalen Gesundheitsverwaltung (als Arzt eines „Amtes“). Die Frage danach, welche weitergehende medizinische Funktion Förtsch in Husum übernommen habe, eröffnet somit neue Perspektiven, und hier erschließen sich weitere Details auch seines musikalischen Profils.

Dass Christian V. das Gottorfer Territorium eingezogen hatte, bedeutete nicht, dass in diesem fortan sämtliche Formen der herzoglichen Hofhaltung unterbunden waren; zwar verließ Herzog Christian Albrecht das Gebiet, nicht aber seine Mutter Maria Elisabeth. Ihr Hof in Husum bestand weiter. Der Blick auf diesen Umstand wird dadurch verdeckt, dass Maria Elisabeth den königlichen Coup um nur wenige Tage überlebte; sie starb dreieinhalb Wochen später, am 24. Juni 1684. Doch die Abfolge von Ereignissen auch innerhalb einer kurzen Zeitspanne muss respektiert werden – und das bedeutet, dass Förtsch, obgleich sein musikalisches Wirken von herausragender Bedeutung für den Herzog gerade in dessen Exil war, im Gottorfer Territorium gehalten wurde. Und der Coup kam für den Gottorfer Hof auch keineswegs unvorbereitet.<sup>41</sup>

Wenn Förtsch also – trotz der Verpflichtungen im Zusammenhang mit Christian Albrechts Hamburger Exil – nach Husum zog, ist auszuschließen, dass er auf eigene Faust einfach eine Arztpraxis eröffnete; da er ein Mitglied

des herzoglichen Hofstaats war (und dies auch nach der Rückkehr Christian Albrechts blieb), ist in der Ortswahl ein Zusammenhang mit dem Husumer Schloss zwingend anzunehmen. Und weil nach dem Tod Hermann Arpius' kein weiterer Musiker auf den Gehaltslisten der Herzogin Maria Elisabeth stand, braucht das Wirken, das für Förtsch ins Auge gefasst worden war, auch keineswegs auf die Trennung einer medizinischen Funktion (in Husum) und einer musikalischen (für die Hamburger Oper) angelegt worden zu sein. Vielmehr kann er der Herzogin auch mit seinen beiden Qualifikationen gedient haben. Diese Konstruktion braucht mit dem Tod der Herzoginmutter nicht erloschen zu sein. Ohnehin ist zu erkennen, dass auch andere Hoffunktionen in Husum erhalten blieben. Von Anfang 1686 an gab es etwa neuerlich den Posten eines Husumer Hofpredigers: Christian Albrechts Frau Friederike Amalie, eine Schwester Christians V., setzte zu diesem Zeitpunkt den Hofprediger ihrer Schwiegermutter, Joachim Giese, wieder in seinen früheren Dienst ein, nachdem er „anderthalb Jahre ausser Amt“ gewesen war.<sup>42</sup> Ähnlich lässt sich für Förtsch die Bindung an die Husumer Hofhaltung nachweisen (auch noch nach Maria Elisabeths Tod), aber nicht inhaltlich konkretisieren; die Informationen ergeben sich aus einer „*Designation* Derer welche annoch von Husum heer, an Ihro Hoheiten meiner Gnädigsten *Princeßin* zu *pretendiren* haben“ vom 19. Juli 1695. Hierin heißt es:

	[Mark]	[Schilling]
„An <i>Salarien</i> und Kostgelder haben Nachgesetzte zu fodern		
Der Herr Amtmann Buchwald de a <sup>is</sup> 1686.87.88 et 89	5250	...
Herr Licentiat Fortschius	156	10
Der HoffPrediger Giese von <sup>3</sup> / <sub>4</sub> Jahr	312	
Detlef Röpstorff	50	
Der Gärtner in Husum	440	42
...“ <sup>43</sup>		

Der Titel „Licentiat“ ist nicht unbedingt als Hinweis auf ein nichtmusikalisches Wirken zu lesen, sondern kann für Förtsch auch als akademischer Titel verstanden worden sein, der zum Namensbestandteil geworden war; der Betrag mutet im Vergleich zu den Forderungen der anderen niedrig an, doch sind in der Aufstellung nicht auch die bereits ergangenen Zahlungen des fraglichen Zeitraums erfasst. Dass Förtsch hier überhaupt genannt wird, genügt aber als Hinweis auf seine Hofbindung vollkommen, und da auch der Geiger Röpstorff – mit einem nicht unerheblichen Honoraranspruch – erwähnt ist, ergeben sich konkrete Hinweise auch auf ein Musikleben. blieb Förtsch also – vielleicht sogar unter dem Vorwand der Medizin und bereits jetzt mit den speziellen diplomatischen Funktionen ausgestattet, die er nach der Rückkehr Christian Albrechts nach Gottorf wahrnahm – als Repräsentant der herzoglichen Macht in Husum, während er sich musikalisch für seinen Dienstherrn engagierte? Als Problem erweist sich hier die lückenhafte Informationslage für die Musikgeschichte des Gottorfer Hofes in den letzten Jahrzehnten vor der Integration der schleswigschen Anteile in den dänischen Gesamtstaat.<sup>44</sup>

Somit ist zwar denkbar, dass nach Maria Elisabeths Tod das Husumer Schloss „bis auf gelegentliche und kurze Aufenthalte von Mitgliedern der her-

zoglichen Familie ungenutzt“ blieb,<sup>45</sup> doch zeigt sich an der Lebensentwicklung Gieses, wie attraktiv für die herzogliche Personalpolitik sowohl die Husumer Hofhaltung in ihrer bloßen Existenz als auch die verwandtschaftlichen Bindungen nach Dänemark (über Herzogin Friederike Amalie) waren. Auch Förtsch spielte in diesem Konzept eine Rolle.

Das Husumer Musikleben befand sich – in der Rückschau betrachtet – in den 1680er-Jahren ohnehin in einem tiefgreifenden Wandel. Wie erwähnt, bahnte sich nach der Pensionierung des Kantors Matthias Ebio auf zunächst schmerzhaft Weise ein Generationenwechsel im städtischen Musikleben an; mit dem Tod des Organisten Friedrich zur Linden und der Berufung Nicolaus Bruhns' zu seinem Nachfolger kam diese Überwindung älterer Stilelemente wohl zu ihrem Abschluss. Ebenso wie im Musikleben des Husumer Schlosses unter Maria Elisabeth sich immer deutlicher eine Orientierung an dänischen Elementen abzeichnet, ist auch die Berufung Bruhns' an die Marienkirche ein „dänisches“ Ereignis: Bruhns' vorheriger Aufenthaltsort wird als „Kopenhagen“ umschrieben, ist aber genauer identifizierbar als „Schloss Frederiksborg“.<sup>46</sup> Dass es als ein besonderes Qualitätskriterium für Organisten galt, in der dänischen Musikkultur ausgebildet zu sein, lässt sich auch in anderen Städten des heutigen Schleswig-Holstein erkennen;<sup>47</sup> für die Husumer Verhältnisse (und gerade auch im Gegensatz zur Gottorfer Politik) könnte sie auch mit dem Wirken Maria Elisabeths verknüpft gewesen sein.

### Musik für durchreisende Höfe – der Sonderfall 1714

Über die Nutzung des Husumer Schlosses nach 1684 bleiben die Angaben somit nebulös – noch mehr darüber, in welchem Ausmaß eventuelle herrschaftliche Gäste sich von ihren musikalischen Hofkräften begleiten ließen. Dies lässt sich nur in einem einzigen Fall nachweisen, zudem auf besonders farbige Weise: für den Sommer 1714, als sich der dänische König Friedrich IV. „mit seinem ganzen Hoffstatt“ in Husum aufhielt (seit den letzten Junitagen bis zum 27. August).<sup>48</sup>

Die entscheidenden Informationen über dieses Musizieren stammen aus einem zeitgenössischen Lexikonartikel über Heinrich Bokemeyer, zwischen 1712 und 1716 Kantor an der Husumer Gelehrtenschule; der Text, wohl zumindest streckenweise auf Informationen des Porträtierten zurückgehend, lautet in den betreffenden Ausschnitten:

„Bokemeyer (Heinrich) ... hat ... an. 1712 die *Vocation* zum *Cantorat* nach Husum im Schließwig-Holsteinischen erhalten, solches 4 Wochen vor Michaelis angetreten, und daselbst die hohe Gnade gehabt, unter der *direction* des Hrn. Capell-Meisters *Bartolomeo Bernhardi* (von welchem er die *Manner*, *alla Siciliana* zu singen, begriffen) so wol in dasiger Schloß-Kirche ein *Solo*, als nachgehends bey der Tafel einige von nurgedachtem Hrn. Capell-Meister gesetzte *Italiänische Cantaten* vor Ihro Königliche Majestät in Dänemarck nicht allein abzusingen, sondern auch Selbige zu sprechen, und von Selbiger beschenckt zu werden; ...“.<sup>49</sup>

Friedrich hatte auch im Vorjahr im Husumer Schloss residiert; im Verlauf jenes Aufenthaltes hatte er das Gottorfer Okkupationspatent unterschrieben, mit dem das Herzogtum auf seine holsteinischen Anteile reduziert wurde. Damals jedoch wütete der Krieg vor den Toren der Stadt – und den Hofkapellmeister wird Friedrich kaum mit in den Krieg genommen haben. Wenn er sich nun aber 1714 mit vollem Gefolge in Husum einfand, fehlte auch sein Kapellmeister Bartolomeo Bernardi nicht; auf diese Weise lassen sich also die Informationen über die königlichen Besuche in Husum und über Bokemeyer zusammenführen.

Im Hinblick auf Bokemeyer ist zunächst bemerkenswert, dass er für das Musizieren überhaupt herangezogen wurde: Offenkundig war die Hofkapelle in den Teilen, die den König begleiteten, doch nicht so umfangreich, dass auf Kontakte zur ortsansässigen Musikerschaft verzichtet worden wäre. Bokemeyer und Bernardi haben dem Bericht zufolge auch Zeit gehabt, sich über Vortragsarten italienischer Musik zu verständigen; im erwähnten Fall geht es um einen rhythmisch besonders freien, fast lässig wirkenden Vortrag solistischer Vokalmusik.<sup>50</sup> In jedem Fall belegt der Bokemeyer-Bericht, dass im Schloss alle Erfordernisse des Musizierens gegeben waren – und dies heißt zunächst, dass die Orgel funktionstüchtig war, um für ein aufwendigeres Musikleben im Gottesdienst zur Verfügung zu stehen und gestimmt werden zu können.

### **Ahlefeldt und das „Husumer Orgelbuch“**

Wie erwähnt, stand ein Musikleben des Schlosses fortan unter veränderten Prämissen: Zwar bestand weiterhin grundsätzlich die Möglichkeit, dass das Schloss den König mitsamt seinem Hofstaat aufnahm. Doch in zunehmendem Maße galt gerade die Instandhaltung der Orgel (und damit wohl auch ihr „künstlerischer Betrieb“) als Privatangelegenheit des ortsansässigen Vertreters königlicher Gewalt, des Amtmanns. Wenn somit auch diese letzte Phase des Musiklebens am „Schloss vor Husum“, die es zu betrachten gilt, in Dunkel gehüllt ist, dann liegt die Ursache in dieser Konstitution begründet: darin, dass private Initiativen jener Zeit kaum Niederschlag in offiziellen Akten gefunden haben. Klar genug erkennbar ist daher nur die eine staatliche Maßnahme, zu der es in diesem Umfeld kam: Im Zuge der Renovierung des Schlosses um 1750 fand sich der dänische König Friedrich V. dazu bereit, mit einer Einmalzahlung die Orgel des 17. Jahrhunderts grundlegend erneuern zu lassen.<sup>51</sup> Dass sich damit weiter reichende künstlerische Ambitionen verbanden, ist wiederum nur über Umwege rekonstruierbar.

1799 wurde die Orgel, in Husum mittlerweile nicht mehr gebraucht, verpackt und nach Kopenhagen gebracht, um in der Kirche von „Blågård's Seminar“, nördlich des Stadtzentrums gelegen, eingebaut zu werden.<sup>52</sup> An dieser Institution wirkte Otto Hartnack Conrad Zinck, zugleich Organist an „Vor Frelser Kirke“. Zu überlegen ist, weshalb gerade die Orgel aus einem fernen Amtsschloss des dänischen Staates, die offenkundig über längere Zeit weder privat noch erst recht von Seiten des Königshauses genutzt worden war, für

diese neue Funktion ausersehen wurde. Jemand, der an der Idee des Transfers beteiligt war, muss von dem Instrument gewusst haben – etwa Zinck: Er stammte aus Husum.<sup>53</sup> Doch auch dies genügt nicht, um den Transfer zu erklären. Denn nicht jeder Husumer (selbst bei musikalischem Interesse) hatte Zugang zum Amtsschloss und konnte über dessen Inventar Bescheid wissen.

Die Klärung kann an einer anderen Stelle fortgesetzt werden: dabei, dass dem Husumer Amtmann Hans von Ahlefeldt, 1752-1761 in diesem Dienst tätig, von 1754 an eine Orgel zur Verfügung stand, deren Renovierung zwar der König im Rahmen aller Umbaumaßnahmen finanziert hatte, deren Nutzung aber fortan als seine Privatsache galt. Er stand daraufhin vor einer ähnlichen Frage wie einst Herzogin Augusta: Wer kam als Spieler dieses Instruments in Frage? Zwar hatte Husum weiterhin einen Organisten an St. Marien (damals Gottlieb Rull); doch ähnlich wie in den späten Lebensjahren Fredemanns erkennbar, waren Kontakte zu einer anderen Person hilfreich, die nicht durch die Dienstpflichten an der Marienkirche gebunden war. Tatsächlich gab es wohl eine Person in Husum, auf die dies zutraf: Bendix Friedrich Zinck, Vater des Kopenhagener Organisten, der beim Abtransport der traditionsreichen Husumer Schlossorgel eine Schlüsselfunktion gehabt haben könnte.

Bendix Friedrich Zinck, aus der „anderen“ Schwabstedter Organistenfamilie stammend (neben der Familie Bruhns),<sup>54</sup> hatte zwischen 1771 und 1799 die wichtigste Organistenstelle des historischen Schleswig-Holstein inne: am Dom zu Schleswig. Doch ehe er sie antrat, musste er von den Tageseinnahmen leben, die in jener Zeit einem Husumer Stadtmusikus zufielen; dessen Einnahmen resultierten aus seinem Privileg, bei Hochzeiten und vergleichbaren Festen aufspielen zu dürfen. Die Berufung nach Schleswig erweist sich somit als ein doppeltes Rätsel: nicht nur in künstlerischer, sondern auch in organisatorischer Hinsicht. Denn irgendwo muss sich Zinck für diesen Dienst – zumal als Organist – qualifiziert haben; zugleich aber muss er als bettelarmer Stadtmusikus für die Besetzung des Postens an der Domkirche in Frage gekommen sein. Wie für Hermann Arpius und seinen Dienst in Ribe geschildert, war die Neubesetzung dieser Funktion an einer Domkirche nicht einfach die Angelegenheit einer Gemeinde, sondern des Staates.<sup>55</sup> Für Bendix Friedrich Zinck wäre beides leicht zu erklären: die musikalische Seite durch einen Orgeldienst am Husumer Schloss, die organisatorische durch Protektion von dessen Bewohner und daran anschließende Kontakte.

Damit schlosse sich nicht nur der Kreis, den es für die Geschichte der Husumer Schlossorgel zu schlagen gilt, sondern auch die Entstehung des „Husumer Orgelbuches von 1758“ würde erklärbar: Diesen Band, 17 Orgelwerke umfassend, legte Bendix Friedrich Zinck im März 1758 an, ohne dass es für diese Musik in seinem eigentlichen Dienst (als Stadtmusiker) eine Verwendung gegeben hätte. Wenn diese Werke für Zinck aber ein Repertoire waren, mit dem er eine ihm kürzlich neu zugewachsene musikalische Aufgabe ausfüllen konnte, wird neuerlich ein umfassendes Spektrum von Informationen, die an sich disparat wirken, zusammengeführt.

Zincks Sammelband von 1758, heute in der Königlichen Bibliothek Kopen-

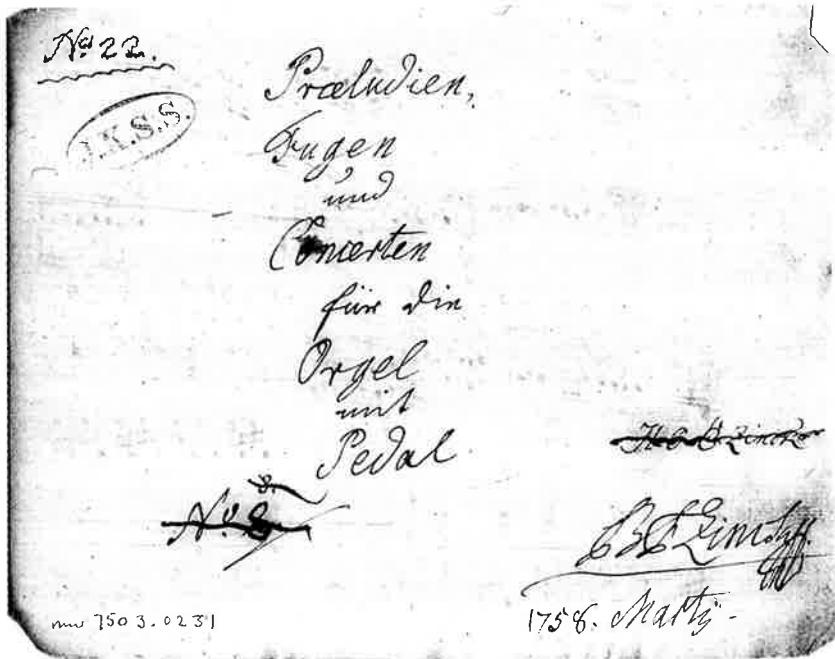


Abb. 3: Titelblatt des „Husumer Orgelbuches von 1758“, Königliche Bibliothek Kopenhagen. Hier reproduziert nach Konrad Küster (Hrsg): *Das Husumer Orgelbuch von 1758: Praeludien, Fugen und Concerten für die Orgel mit Pedal. Sammlung Bendix Friedrich Zinck ...*, Stuttgart 2001

hagen bewahrt, umfasst zwölf Konzerte für Orgel solo aus der Zeit zwischen etwa 1720 und 1740/50, mit denen das damals moderne orchestrale Klangideal auf die Orgel übertragen wird;<sup>56</sup> die weiteren Werke machen deutlich, welche Verbindungen zwischen dieser Konzertkultur und der großen norddeutschen Orgeltradition des 17. Jahrhunderts bestanden. Gerade für einen Musiker wie Zinck – aus einer Organistenfamilie stammend und nach längerer musikalischer Wirkungszeit an eine Orgel zurückkehrend – erscheint dieser Sammelband in seiner Konstitution plausibel.

So wird diese letzte Phase der Musikgeschichte an der Husumer Schlossorgel wiederum von einem Stadtmusikus beherrscht – neuerlich auch von einem einzelnen Musiker, wie es einst das Wirken des „Instrumentisten“ charakterisierte. Die Bedingungen hatten sich jedoch grundlegend gewandelt, sowohl im Hinblick auf das Repertoire (das nun auch die modernen instrumentalen Formen des Konzerts umfasste, vorher aber eine starke vokalmusikalische Komponente gehabt haben muss) als auch in der Organisationsform; diese trug nicht nur den veränderten staatlichen Verhältnissen Rechnung, sondern spiegelt zugleich das stärkere private Engagement, von dem das Musikleben seit dem 18. Jahrhundert zunehmend getragen war. Deutlich wird jedoch auch, auf welche vielfältige Weise die Schlossorgel Konstante des Musiklebens im „Schloss vor

Husum“ war. Und nur die Zerstörung nach 1800 in Kopenhagen verhinderte, dass ihre Funktion – an anderem Ort – noch weiter reichen konnte.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Stiftung Nordfriesland, Husum; Abb. 2: Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig (Abt. 7 Nr. 4774); Abb. 3: Reproduziert nach der in Anm. 54 genannten Edition S. XV

## Anmerkungen

- 1 Weitere Aspekte des Musiklebens, angesichts schlechter Überlieferungslage ohnehin kaum erfassbar, bleiben an dieser Stelle ebenso unberücksichtigt wie die Geschichte des Husumer Hofgesangbuches, dessen Entstehung eher liturgisch als musikalisch motiviert ist; zu diesem vgl. zuletzt Ada Kadelbach, Zeugnisse höfischer Frömmigkeit und Repräsentation: Gesangbücher im Gottorfer Umfeld, in: Heinz Spielmann u. Jan Drees (Hrsg.), Gottorf im Glanz des Barock: Kunst und Kultur am Schleswiger Hof 1544-1713, Schleswig 1997, Bd. 1, S. 307-311.
- 2 Nils Schiørring, Musikens Historie i Danmark, Bind 1: fra oldtiden til 1750, Kopenhagen 1977, S. 138-142.
- 3 Die so genannten „Kronborg-Motetten“; vgl. Ole Kongsted, Kronborg-Brunnen und Kronborg-Motetten: Ein Notenfund des späten 16. Jahrhunderts aus Flensburg und seine Vorgeschichte, Kopenhagen, Flensburg und Kiel 1991 (Zitat S. 61); der Komponist ist nicht eindeutig bestimmbar. Zur Kapellgröße S. 8.
- 4 Otto Schumann, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Orgelbaus im Herzogtum Schleswig, München 1973 (Schriften zur Musik 23), S. 368 f. Da schon hinsichtlich der Raumhöhe massive Unterschiede zwischen den Schlosskapellen in Gottorf und Husum bestehen, lassen sich die Instrumente nur in Umrissen zueinander in Beziehung setzen; sie werden aber von einheitlichen bautechnischen Vorstellungen getragen gewesen sein.
- 5 Schleswig, Landesarchiv Schleswig-Holstein (im Folgenden LAS), Abt. 163 Ämter Husum und Bredstedt sowie die Landschaften Eiderstedt, Pellworm und Nordstrand Nr. 1443 Summa der Lohnung auf dem Fürstl. Hause (Husum); zur Datierung die folgenden Ausführungen. Ein eigener Abrechnungsbeleg für das Instrument selbst liegt nicht vor.
- 6 Sowohl die Datierung in das späte 17. Jahrhundert (so die Datierung des Findbuches zur Abt. 163 im LAS) als auch die Beziehung zu „Pellworm?“ (so die Beschriftung des Deckblattes) sind unzutreffend.
- 7 LAS Abt. 163 AR Husum 1627.
- 8 Heinz Kölsch, Nicolaus Bruhns, Kassel und Basel 1958 (Schriften des Landesinstituts für Musikforschung, Kiel, 8), S. 199; vgl. ebenso: Konrad Küster, Der Husumer Organist Martin Fredemann (ca. 1577-1624): Umriss eines Künstlerbildes; in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte H. 6 (1998), S. 22-35, hier besonders S. 32.
- 9 Husum, Kirchenkreisarchiv Husum-Bredstedt, Bestand St. Marien Husum, Nr. 83 Küste-rei, Organist 1536-1876.
- 10 Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, D2 Stadt Husum Nr. 675 Kämmererechnung 1625.
- 11 LAS Abt. 163 AR Husum 1631 (Rubrik „Gemeine amts außgabe Aô 1631“).
- 12 Verglichen mit den 280 Mark lübisch, die das Jahresgehalt des Marienorganisten ausmachten, handelt es sich buchstäblich um etwas mehr als einen Tagelohn (24 Schilling entsprechen 1 Mark), doch der Betrag galt für ein ganzes Jahr.
- 13 Genannt werden in der Regel Vornamen und Berufsbezeichnungen; wenn diese einmal nicht genannt werden, lassen sie sich aus den Rechnungen der Nachbarjahre ergänzen.
- 14 Husum, Kirchenkreisarchiv Husum-Bredstedt, Bestand St. Marien Husum, Aufgebotsbuch der Husumer Marienkirche.

- 15 Dasselbe gilt für den Tod Fredemanns (hierzu s. o.).
- 16 Kirchenbücher haben sich nicht erhalten; Holger Borzikowsky sei für Informationen herzlich gedankt.
- 17 LAS Abt. 7 Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorf Nr. 2299 und 2301 sowie 4757, zit. nach Winfried Richter, *Die Gottorfer Hofmusik: Studie zur Musikkultur eines absolutistischen Hofstaates im 17. Jahrhundert*. Diss. Kiel (masch.) 1985, S. 395.
- 18 LAS Abt. 7 Nr. 4762 Husumer Hofrechnung 1651/52; die Vornamenschreibweise mit zwei b im Betreff auf der Blattrückseite.
- 19 Konrad Küster, Schütz und die Orgel: Überlegungen zum Organistenstand in Deutschland und Italien um 1600, in: Schütz-Jahrbuch 22 (2000), S. 7-16, hier S. 15.
- 20 Zu Härtker vgl. Pastoratsarchiv Wöhrden, Nr. 292 (Orgelreparaturen 1593-1954), Auszüge aus der (verschollenen) Kirchenchronik; LAS Abt. 102.1 Landschaft Süderdithmarschen Nr. 517 Wöhrden, fol. 54v.
- 21 Zu Grundlagen der Informationen vgl. Ada Kadelbach, *Das Husumer Hofleben zur Zeit der Herzogin Maria Elisabeth*, in: Konrad Grunsky (Hrsg.), *Schloß vor Husum*, Husum 1990, S. 105-126 (besonders S. 116-123). Die dort gegebenen Interpretationen sind jedoch bisweilen, im Rahmen eines weiter gespannten historischen Kontexts, zu relativieren.
- 22 LAS Abt. 7 Nr. 4774 Husumer Hofrechnung 1664/65, Quittung Nr. 86 (29. April 1665); nur Unterschrift autograph. Sein Name sollte also in Anlehnung an diese Schreibweise wiedergegeben und nicht mit C geschrieben werden (Capler/Cappeler); vgl. etwa Kadelbach, wie Anm. 21, S. 119 f. und 122; Kölsch, wie Anm. 8, S. 15, wählt die nur wenig abweichende Schreibweise „Kappeler“.
- 23 Uppsala, Universitetsbiblioteket, *Düben samling*, Vok. mus. i håndskrift 79:131, 81:99a und 27:7.
- 24 Johann Mattheson, *Grundlage einer Ehren-Pforte*, Hamburg 1740 (Nachdruck Berlin 1910), S. 87-89 (das nachfolgende Zitat S. 87 f.).
- 25 Vgl. Frederick Hammond, *Girolamo Frescobaldi*, Cambridge, MA, und London 1983, S. 88.
- 26 Vgl. Kadelbach, wie Anm. 21, S. 119. Zuzüglich 43 Rthl. 16 ß Kostgeld; folglich beliefen sich seine Geldeinkünfte, umgerechnet in Mark lübisch, auf 431 Mark (300 Mark Gehalt plus 131 Mark Kostgeld). Damit war er finanziell besser gestellt als der Husumer Marienorganist (brutto 400 Mark lübisch), nominell auch besser als der Gottorfer Hoforganist (100 Reichstaler Gehalt, keine Zulagen).
- 27 LAS Abt. 7 Nr. 4775 Husumer Hofrechnung 1666/67, Eintragung Nr. 54.
- 28 Kölsch, wie Anm. 8, S. 29f.
- 29 Am Rande zu erwähnen sind dabei auch die Dienste, die der Husumer Orgelbauer Conrad Topf für die Herzogin leistete: Unter seinem Namen sind in den Husumer Hofrechnungen zahlreiche Austernlieferungen verzeichnet (vgl. z. B. LAS Abt. 7 Nr. 4773 Husumer Hofrechnung 1663/64, Nr. 224, 238, 261 und 262).
- 30 Kadelbach, wie Anm. 21, S. 120: „... um das Vokalensemble zu komplettieren“.
- 31 Aktennachweise zu Röpstorff: LAS Abt. 7 Nr. 4773 Hofrechnung 1663/64, nach Quittung 182; Nr. 4774 Hofrechnung 1664/65, Quittungen 71 und 110 (beide am 17. Juli vermerkt). Zum Gottorfer Wirken vgl. überblicksweise Richter, wie Anm. 17, S. 496.
- 32 Zu ihm und zu weiteren Details der Hofmusikentwicklung um 1670 vgl. Kadelbach, wie Anm. 21, S. 122.
- 33 Besonders prominent ist der Fall des „Husumbschen Kammermädgen[s]“, das 1681 „zu den Opern verschrieben“ wurde; vgl. LAS Abt. 7 Nr. 2368 Gottorfer Kammerrechnungen 1681, zit. nach Richter, wie Anm. 17, S. 130.
- 34 LAS Abt. 7 Nr. 4773, Quittung 542 (Mai 1663: Hochzeit der Tochter der Zuckerbäckerin); Nr. 4774, nach Quittung 105 (Juni 1664), Quittung 330 (Oktober 1664: Hochzeit des Schlossvogts). Ebenso wird der Stadtmusikus Hinrich Pape 1667 als „Instrumentist“ bezeichnet (Nr. 4776, Quittung 393: Hochzeit des Mundkochs; 6 Taler).
- 35 LAS Abt. 7 Nr. 4770 Husumer Hofrechnung 1660/61, Quittung 187 (11.10.1660: 2 Reichstaler „auff vnterthenigstes Suppliciren“).
- 36 Heinrich Koops, *Kirchengeschichte der Insel Föhr: Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins*, Husum 1987, S. 100. Da Arpius' Vorgänger den Dienst erst 1653 an-

- getreten hatte, kann er nur kurzzeitig auf Föhr gewirkt haben; vgl. die folgenden Ausführungen.
- 37 Viborg, Landsarkivet for Nørrejylland, C 589-1 (dänische Kirchenbücher sind in allen vier Landsarkiver – Åbenrå, Kopenhagen, Odense, Viborg – als Mikrofilm zugänglich): Nachweisbar ist Arpius zwischen 4. Oktober 1661 (Taufe von „Anne [Her]Manij Orgemesterenß datter“) und 30. September 1666 (Taufe von „Biate [!] Hermaniß organisti datter“); am 29. Oktober 1668 wurde dann „Dorte Mari Jörgen orgelmesters datter“ getauft – diese Angabe bezieht sich auf den nach Arpius amtierenden Organisten Jørgen Smidt.
  - 38 Bo Lundgren, Nikolajorganisten Johan Lorentz i Köpenhamn: ett försök till en biografi. in: Svensk tidskrift för musikforskning 43 (1961), S. 249-263.
  - 39 Über Arpius begegnet man neuerlich Kontakten des Orgelbauers Conrad Topf zur Hofhaltung der Herzogin: Arpius wohnte in Topfs Haus (vgl. LAS Abt. 7 Nr. 4777 Husumer Hofrechnung 1668/69, Quittung Nr. 93).
  - 40 Vgl. zuletzt: Michael Maul, Art. Förtsch, Johann Philipp, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2. neu bearbeitete Ausgabe, Personenteil, Band 6, Kassel etc. und Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 1516-1520.
  - 41 Auch die Maßnahmen zur Versorgung der Hofbediensteten mögen bereits deutlich früher eingeleitet worden sein. So wurde Johann Jacob Druckenmüller, zeitweilig in der Gottorfer Hofkapelle beschäftigt, am 11. Februar 1684 zum Organisten in Borstel (Altes Land) bestellt – vom schwedischen (!) Konsistorium in Stade. Vgl. Konrad Küster, Die Familie Druckenmüller und die Orgelkunst im Alten Land, in: Jahrbuch des Altländer Archivs, Jork 2001, S. 36-51, hier S. 38 f.
  - 42 Otto Fr. Arends, Gejstligheden i Slesvig og Holsten fra Reformationen til 1864, Kopenhagen 1932, Band I, S. 281, nach Johann Melchior Krafft, Ein Zweyfaches Zwey-Hundert-Jähriges Jubel-Gedächtnis ..., Hamburg 1723, S. 268; für die Ermittlung dieses Textzitats danke ich Holger Borzikowsky, Husum.
  - 43 LAS Abt. 7 Nr. 143 Hof- und Wittumsverwaltung der Herzoginwitwe Friederike Amalie 1683-1704.
  - 44 Richter, wie Anm. 17, S. 304 und 441-444.
  - 45 Grunsky, wie Anm. 21, S. 77.
  - 46 Niels Friis, Nikolaj Kirkes Orgler, Organister og Klokkespillere, in: Historiske Meddelelser om København IV/2 (1949-52), S. 417-481, hier S. 440 (in inkorrekt Orthographie); Rigsarkiv København, Hofkammeret, Christian V.'s Kabinetsarkiv, Kancelliprotokol Nr. 10, 1686-89, fol. 176 (21. August 1687).
  - 47 Am deutlichsten in Lübeck (mit der Berufung Dietrich Buxtehudes aus Helsingør 1668), aber ebenso in einer Anzahl weiterer Orte; dies auszuführen muss einer Detailstudie vorbehalten bleiben.
  - 48 Johannes Laß, Fortsetzung der Sammlung einiger Husumischen Nachrichten, welche de Anno 1701. Biß 1750. Junii inclusivae, aus vielen Nachrichten zusammengetragen ..., Flensburg 1750, S. 50 (zur Abreise S. 51).
  - 49 Johann Gottfried Walther, Musicalisches Lexicon oder Musicalische Bibliothec, Leipzig 1732 (Nachdruck Kassel etc. 1953, 41986), S. 102.
  - 50 Reinhard Wiesend, Art. „Siciliana“, in: Ludwig Finscher (Hrsg.), Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2., neubearbeitete Ausgabe, Sachteil Bd. 8, Kassel etc. und Stuttgart/Weimar 1998, Sp. 1390-1396.
  - 51 LAS Abt. 66 Rentekammer zu Kopenhagen Nr. 9811 Resolutionen 2. Schleswigisches Kontor 1754, Nr. 50; Christian Ulrich Beccau, Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte Husums bis zur Ertheilung des Stadtrechtes, Schleswig 1854 (Nachdruck St. Peter-Ordning 1988), S. 217. Zur Orgel vgl. Schumann, Orgelbau, wie Anm. 4, S. 283; die Renovierung lag in Händen des Glückstädter Orgelbauers Johann Hinrich Klappmeyer.
  - 52 Der Einbau wurde dann nicht mehr durchgeführt; offensichtlich verbrannte die Orgel 1807 während der Beschießung Kopenhagens; vgl. Christian Ulrich Beccau, wie vor. Anm., S. 217.
  - 53 Am ausführlichsten Gerhard Habne, Art. Zinck, Hardenack Otto Conrad, in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon 5, Neumünster 1979, S. 289 f.

- 54 Mitglieder der Familie Zinck hatten nach 1700 den Schwabstedter Organistenposten inne; ferner wirkte Hinrich Zinck in Tönning, Itzehoe und Wilster. Zu Einzelheiten vgl. Konrad Küster (Hrsg.), *Das Husumer Orgelbuch von 1758: Praeludien, Fugen und Concerten für die Orgel mit Pedal. Sammlung Bendix Friedrich Zinck mit Werken aus dem Alten Land, dem Land Kehdingen und Schleswig-Holstein.* Stuttgart 2001, Vorwort, S. VI.
- 55 Daher liegen die Akten, die über diesen Posten informieren, bis heute in einem staatlichen Archiv (LAS Abt. 7 Nr. 6088 Domorganisten und -kantoren 1656-1712).
- 56 Soweit die Kompositionen namentlich bezeichnet sind, handelt es sich um Werke der Organisten Christoph Wolfgang Druckenmüller (Jork, später Verden) und Marx Philipp Zeyhold (Drochtersen); zu ihren Verbindungen vgl. Küster, wie Anm. 54, S. VI und VIII.

# **Zwei Husumer Schreib- und Rechenmeister: Peter Nicolai Svensen (1755-1765) und Johann Friedrich Schütt (1765-1797)**

Von Jürgen Kühl

Die Namen der Schreib- und Rechenmeister der Husumer Hermann-Tast-Schule seit 1586 sind bekannt.<sup>1</sup> Zwei davon, Vorgänger und Nachfolger, haben in den letzten Jahren einiges Interesse auf sich gezogen, weil bemerkenswerte mathematische Handschriften zu Tage gekommen sind, die von ihnen gefertigt wurden. Peter Nicolai Svensen (amt. 1755-1765) und Johann Friedrich Schütt (amt. 1765-1797) haben sich während ihrer Tätigkeit in Husum mit mathematischen Aufgaben beschäftigt und die Rechnungen und Lösungen zu Papier gebracht. In diesem Aufsatz möchte ich erstens mit Hilfe der zahlreichen vorhandenen Quellen ein Bild dieser beiden Persönlichkeiten skizzieren und zweitens einen Eindruck von den vier gefundenen Handschriften vermitteln. Abbildung 1 zeigt das Titelblatt der Handschrift von P. N. Svensen.

## **1. Biographisches**

Die beiden Schreib- und Rechenmeister P. N. Svensen und J. F. Schütt haben außer ihren Handschriften zahlreiche weitere Spuren hinterlassen. Im Stadtarchiv Husum findet sich eine größere Anzahl von Dokumenten. Außerdem erschließen zwei Jubiläumsschriften der Sankt Petri Schule in Kopenhagen das Wirken P. N. Svensens in Kopenhagen.<sup>2</sup>

### *1.1 Peter Nicolai Svensen*

P. N. Svensen wurde am 29. Dezember 1722 in Husum geboren. Sein Vater war Schulhalter. Über die Kindheit des Sohnes ist nichts bekannt. Er trat in die Fußstapfen seines Vaters. Es wird berichtet, dass er als junger Mann die Kinder holsteinischer Adliger in Mathematik und anderen Wissenschaften unterrichtete und die Kunst der Buchhaltung in Hamburg, Lübeck und Amsterdam erlernte. Nach Husum zurückgekehrt, leitete er zunächst als Gevollmächtigter das Stadtsekretariat und wurde im Jahre 1755 zum Schreib- und Rechenmeister an die große Stadtschule, die heutige Hermann-Tast-Schule, berufen.

Sein Diensteid stimmt mit dem seines Nachfolgers J. F. Schütt aus dem Jahre 1765 vollständig überein. Er hat folgenden Wortlaut:



Abb. 1: Titelblatt der Handschrift von Peter Nicolai Svensen (im Original 19,8 cm x 30,5 cm)

„Ich, Peter Nicolai Svensen, lobe und schwehre zu Gott dem Allmächtigen einen wahrhaften Eyd: Demnach von Einem HochEdlen Magistrat hieselbst ich zu einem Schreib- und Rechen-Meister bey der hiesigen großen Stadt-Schule bin erwehlet, angenommen und vociret worden, daß ich solchemnach zuforderst dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Könige und Herrn, Herrn Friderich dem Fünften, Könige zu Dännemarck, Norwegen, der Wenden und Gothen, Hertzogen zu Schleswig Hollstein, der Stormarn und der Dithmarschen, Grafen zu Oldenburg und Dellmenhorst pp, Meinem Allernädigsten Souverainen und absoluten Erb-Könige und Herrn, will getreu, hold, gehorsahm und gewärtig seyn, Allerhöchstderoselben und Dero Königl: Erb-Hauses Nutzen und Bestes in allem mit äußerstem Fleiße suchen und befördern, Schaden und Nachtheil aber, nach aller Möglichkeit, warnen, verhüten und abwenden; und daß ich diesemnach gegen wol-erwehte Herren Bürger-Meistern und Rath mit Respect und Gehorsahm mich betragen, gegen meine Herren Collegen mit Einigkeit und gegen die mir anvertraute Jugend mit Liebe und Ernst, auch überhaupt bey dem mir aufgetragenen Schreib- und Rechen-Meister-Dienst, mich also verhalten wolle, wie ich es vor Gott, meinem Gewißen, der hohen Obrigkeit, dem Hochedlen Magistrat und sonsten JederMänniglich es zu verantworten gedенcke, auch meine hierauf mir ertheilte Vocation es erheischet und mit sich bringet und es einem getreuen, fleißigen und gewißenhaften Schreib- und Rechen-Meister und Schul-Lehrer eignet, gebühret und wol anstehet; Alles so wahr mir Gott helffen soll und sein heiliges Wort!

Husum in Curia den 10ten Martii 1755.

Peter Nicolai Svensen“.<sup>3</sup>

Bereits im Sommer 1756 verfasst P. N. Svensen eine umfangreiche Denkschrift an den Bürgermeister und den Rat der Stadt Husum.<sup>4</sup> Sie trägt das Datum vom 5. August 1756. Eingangs heißt es:

„Ich bin vielmehr der billigen Meynung, daß die Menge der Neben- oder Klip-Schulen im gleichen die von solchen Neben-Schulmeistern sich eigenmächtig angemasete private Information auf ihren Neben-Stunden die Abnahme der öffentlich privilegiierten Schreib- und Rechen-Schule befördern, ja mit der Zeit deren Untergang gänzlich verursachen müsse.“

Er stellt fest, dass die Existenz vieler Klipp- und Nebenschulen die öffentliche Schule gefährdet. Er habe seine Klasse bei seinem Dienstantritt „nur mit sehr wenig Schülern besetzt angefundem“. Es folgen präzise Vorschläge zur Änderung auf Grund der „Husumer Schul-Fundation“ von Herzog Friedrich vom 8. Oktober 1632. Svensen schlägt vor, die Zahl der Nebenschulen auf sechs zu reduzieren, für jeden Distrikt eine. Das Unterrichtsangebot solle auf Lesen und Schreiben beschränkt werden, und nach einer alljährlichen öffentlichen Prüfung der Schüler durch die Schulpatrone und Inspektoren sollten von jeder Nebenschule die drei oder vier besten Schüler in die Rechenmeisterklasse versetzt werden. Svensen geht bis in organisatorische Einzelheiten und denkt auch an Übergangsregelungen für Härtefälle.

In einem zweiten ausführlichen Schreiben vom 15. April 1758 bekräftigt er noch einmal seine Ausführungen.<sup>5</sup> Der Rat reagiert prompt, denn in den Akten finden sich Schülerlisten aus dem Sommer 1758, die offensichtlich von Neben-

schulen angefordert wurden, um einen Überblick zu erhalten. In einer Verordnung vom 7. September 1759 wird verfügt, dass alle Jungen über acht Jahre die Klasse des Schreib- und Rechenmeisters zu besuchen haben.<sup>6</sup> Es gibt Beschwerden und Gesuche, auch an den dänischen König. Schließlich wird zugestanden, dass Minderbegabte in den Neben- und Klippschulen verbleiben dürfen.<sup>7</sup> Man hat den Eindruck, dass sich die Verordnung nicht konsequent umsetzen ließ. Aber insgesamt gesehen ist P. N. Svensen erfolgreich, denn eine von ihm gefertigte Klassenliste vom 12. Februar 1765 enthält die Namen von 36 Bürgerkindern und 24 Currendeschülern (Armenschülern).<sup>8</sup> Seine Klasse wies also 60 Schüler auf, allerdings nicht ein einziges Mädchen.

Im Frühjahr 1764 wird die Stelle eines „Schulhalters an der St. Petri Teutsche Hauptschule in Copenhagen“ in Altonaer, Hamburger und Kopenhagener Zeitungen ausgeschrieben. Unter 42 Bewerbern erhielt P. N. Svensen den Vorzug. Er teilt dies dem Bürgermeister und dem Rat der Stadt Husum in einem Brief vom 16. November 1764 mit.<sup>9</sup> Er schreibt von „Göttlicher Führung“ und bezeugt seinen Dank an Bürgermeister und Rat, „weilen dieselben mich [sic!] nicht nur in Anno 1755 den hiesigen Schreib- und Rechen-Meister-Dienst gütigst übertragen, sondern auch mich dabey, bey öfteren Vorfällen, höchst geneigt vertreten haben“.

In Kopenhagen erreicht P. N. Svensen die Zusage, dass er neben den 50 Freischülern, die diese Schule besuchen, gleichzeitig privat noch eine nicht genannte Zahl von weiteren Kindern gegen Entgelt unterrichten darf. Er tritt Ostern 1765 seinen Dienst an. Bereits am 13. April des gleichen Jahres bietet er in einer Zeitungsannonce Privatunterricht an und nennt sich „Schreib- und Rechenmeister, auch Oberschulhalter“.<sup>10</sup> Sein sehr selbstbewusstes Auftreten verschaffte ihm erhebliche Aufmerksamkeit und einigen Ärger.

Amüsant ist ein fachlicher Streit mit einem privaten Schulhalter namens Franz Berg, der in zahlreichen Ausgaben der Kopenhagener Adressenzeitung ausgetragen wurde und fast ein Jahr andauerte. P. N. Svensen fühlte sich provoziert durch eine Annonce, in der Berg sich und seine Fähigkeiten pries. Er stellte in der Zeitung seinem Widersacher drei Aufgaben. Die zweite davon diene als Beispiel. Gegeben ist die Folge

$$\frac{5958237}{4}, \frac{5958242}{6}, \frac{5958249}{8}, \frac{5958258}{10}, \dots$$

Differenzen im Zähler 5, 7, 9, ..., im Nenner 2. Frage: Wann entsteht eine ganze Zahl, wann ist also der Zähler durch den Nenner teilbar?

Ein Dritter, der seinen Namen nicht nennt, teilt in der Zeitung die Lösung mit: Die 58. und die 100 986. Zahl lassen sich vollständig kürzen, sind also ganze Zahlen. Er stellt dann seinerseits Aufgaben. Dieser Disput per Zeitung ist mit Spott und Hohn durchsetzt, er fordert weitere Leser zu Beiträgen heraus, die z. T. als Gedichte geschrieben sind.

Als man Svensen seine mangelnden dänischen Sprachkenntnisse vorwirft, weist er darauf hin, dass er sich rühmen könne, als ein königlich dänisches Landeskind geboren und erzogen zu sein. Und er fügt hinzu:

„Der gütigen Natur sei aber gedankt, daß er mir bei meiner kleinen Statur ein solches Maß an Herz gegeben hat, daß ich vor Bangigkeit nicht alsobald die Feder fallen lasse. Ja, ich bedanke mich dazu bei ihnen allerseits zum schönsten, denn diese Federlärmer haben mich nur bekannt gemacht, und ich habe den Anwachs an Gönnern und Freunden merklich verspüret.“<sup>411</sup>

Seine Tätigkeit als Schulhalter hat, insgesamt gesehen, große Anerkennung gefunden, obwohl es immer wieder Anlass zu Unstimmigkeiten gab, vor allem wegen des Vorwurfs, dass er zu viel Energie auf die Privatschüler verwende.

Nach gründlicher Beschäftigung mit dem Lotteriewesen legte er schon 1769, also vier Jahre nach seinem Dienstantritt in Kopenhagen, dem dänischen König einen Plan für eine Zahlenlotterie vor. Als diese im Jahre 1771 eingeführt wurde, übernahm Svensen neben seinen schulischen Verpflichtungen den Posten eines Inspektors und Revisors. Diese Lotterie erbrachte so hohe Gewinne, dass sie der Staat übernahm. Svensen behielt trotzdem seine Stellung als Inspektor und Revisor bis zu seinem Tode.

Neben seinen vielfältigen Tätigkeiten hat P.N. Svensen Zeit gefunden, ein vierbändiges mathematisches Werk zu erarbeiten: „Vollständige Tafeln der componierten ungeraden Zahlen mit all ihren Hauptfaktoren von 1 bis 500 000“. Diese Arbeit ist nicht gedruckt worden. Die Königlich Dänische Gesellschaft der Wissenschaften hat ihm dafür im Jahre 1800 eine Goldmedaille verliehen. Da für die Erarbeitung dieser Tafel keine Hilfsmittel zur Verfügung standen und Svensen im wesentlichen auf ein systematisches Probieren angewiesen war, ist der Zeitaufwand für diese umfangreiche Arbeit als äußerst hoch einzuschätzen. Dass P.N. Svensen Zeit für diese Berechnungen gefunden hat, ist kaum zu verstehen.

Peter Nicolai Svensen starb am 31. März 1804 in Kopenhagen.

## *1.2 Johann Friedrich Schütt*

Für die freigewordene Stelle in Husum gab es neun Bewerber, darunter auch Jürgen Kroymann, der später als Lehrer in Altona mit seinen Lehrbüchern außerordentliche Resonanz in den Herzogtümern gewinnen und den Einfluss der Hamburger Rechenbücher wesentlich verringern sollte.

Die Wahl fiel auf Johann Friedrich Schütt, damals Garnisonsschulmeister in Rendsburg. Auskunft über den Lebensweg Schütts gibt ein Vermerk des Husumer Schulinspektors J. F. Mayer vom 17. Januar 1765:

„Er [Schütt] berichtet sonst auf meine an ihn gethane Frage, daß er seit dem 7. Nov. [1764] in seinem 31. Jahr sei, und unverheiratet mit seiner Schwester haushalte; er habe des Herrn Schreib- und Rechenmeisters Lyhme in Schleswig Information 5½ Jahr genossen, darauf in Angeln 4 Jahre einer großen Schule vorgestanden und stehe in Rendsburg als Schulhalter 4½ Jahre.“<sup>412</sup>

Demnach wäre er am 7. November 1734 geboren und mit etwa 16 Jahren in die 5½ jährige Lehre bei einem Schreib- und Rechenmeister eingetreten. Seine Tätigkeit als Schulhalter in Ekenis/Angeln von 1756 bis 1760 ist belegt durch C. A. Valentiner, der als Pastor im benachbarten Boren ein Gutachten für Schütts Bewerbung nach Rendsburg schrieb.<sup>13</sup> Hier heißt es u. a.:

„In den vier Jahren, in welchen er der Ekenisher Schule vorgestanden, hat er unter uns einen christlichen, fürsichtigen und unanstößigen Wandel geführt. Bey seiner Information hat er sich von mir nicht allein willig an- und zu rechtweisen lassen, sondern auch bey denen seiner Information anvertrauten Kindern alle schuldige und mögliche Liebe bewiesen.

Er hat sich nicht bloß daran begnügen lassen, die ordentlichen Schulstunden abzuwarten, damit er die äußerliche Gerechtigkeit erfüllen und in den Stand abzuwarten, sich vor denen welche sehen, was vor Augen ist, verantworten zu können; sondern er hat sich auch in den ordentlichen und erlaubten Ferien mit dem Unterricht dererjenigen zarten Kinder beschäftigt, welche noch zu keiner Arbeit gebraucht werden können.“

Über Schütts fast fünfjährige Tätigkeit in Rendsburg erfahren wir aus dem Gutachten von A. Struensee, Dr. theol., Oberkonsistorialrat und Generalsuperintendent:

„Diesem zu Folge, kann [ich] Ihnen nicht bergen, daß [ich] diesen Schütten ungern aus Rendsburg verliere. Denn er ist ein redlicher Mann, hat eine un-gemeine Gabe, über hundert Soldatenkinder in der Schule in Stille und Ordnung zu halten, catechisiert gut, bringet den Kindern auf eine leichte Weise etwas bey, versteht das Rechnen gründlich, die Kinder gehen gerne bey ihm in die Schule, und er wird wegen seines gesetzten und anständigen Betragens von Hohen und Niedrigen recht vorzüglich geliebet.“<sup>14</sup>

In seiner Bewerbung schreibt Schütt:

„Wann ich nun von meiner Jugend an mich dem Schulwesen gewidmet, und von Kindheit auf dazu große Inclination gespüret, zu dem Ende mich etliche Jahre darauf appliciret, der Algebra und Kunstrechnung beflissen ...“<sup>15</sup>

Er legt als Rechenprobe Bearbeitungen von Aufgaben aus der Schatzkammer von Valentin Heins<sup>16</sup> vor und demonstriert damit sein hohes Niveau im Sachrechnen. Schreibproben von Schülern reicht er auf Grund einer Aufforderung nach (s. Abb. 2).

Seine Schreiben an den Bürgermeister und den Rat der Stadt Husum von der Bewerbung bis zur Anstellung liegen vollständig vor. Aus ihnen lässt sich ein aufschlussreicher Einblick in die Prozedur und den zeitlichen Ablauf gewinnen. Es sind die Daten der entsprechenden Schreiben angegeben.<sup>17</sup>

- 16. 11. 1764 Peter Nicolai Svensen teilt dem Bürgermeister und dem Rat der Stadt Husum mit, dass er einen Ruf an die „Schule zu der St. Petri Kirche zu Copenhagen“ erhalten habe und seinen Dienst dort Ostern 1765 antrete.
- 21. 12. 1764 Bewerbung von Johann Friedrich Schütt, „Garnisons-Schulhalter zu Rendsburg“ mit Unterlagen.
- 20. 3. 1765 (Mittwoch) Schütt wird zur Probelektion eingeladen.
- 22. 3. 1765 (Freitag) Schütt dankt und schlägt vor, dass er am kommenden Montag nach Husum reist und am Mittwoch die Probelektion hält.
- 27. 3. 1765 (Mittwoch) Schütt hält die Probelektion. Das Protokoll wird noch am gleichen Tage gefertigt.

5. 4. 1765 (Freitag) Endgültige Zusage aus Husum.
9. 4. 1765 (Dienstag) Schütt dankt für die „Vocation“.
19. 4. 1765 (Freitag) Schütt kündigt seine Reise nach Husum für Mittwoch, d. 24. 4., an und den Dienstantritt in der dann folgenden Woche.
26. 4. 1765 Datum der von allen Ratsmitgliedern unterschriebenen Anstellungsurkunde.
1. 5. 1765 Introduction.

Ostern fiel in diesem Jahr auf den 7. April.

Bedenkt man die Gegebenheiten des Verkehrs, so wird man sich wundern über die rasche Aufeinanderfolge der Briefe und die Abwicklung des Verfahrens von der Einladung zur Probelektion bis zum Dienstantritt in einem Zeitraum von knapp sechs Wochen.

Die Gutachten und das Auftreten Schütts waren überzeugend. Der Schulinspector Mayer bestätigt in seinem Protokoll vom 27. März, „daß die Proben mit den Zeugnissen und der daher erwachsenen Erwartung übereingestimmt“ haben und er nicht den geringsten Zweifel habe, Schütt werde „mit vielem Nutzen arbeiten“.<sup>18</sup>

Der sehr ausführliche Dienstvertrag regelt Einzelheiten der Tätigkeit und enthält ein ausführliches Verzeichnis der verschiedenen Einnahmequellen.<sup>19</sup> Dabei überrascht, dass ein wesentlicher Teil der Einkünfte eines Schreib- und Rechenmeisters an das Singen bei Gottesdiensten oder bei Beerdigungen geknüpft ist. Man liest, dass Schütt z. B. zur Fastenzeit im Gasthaus zum Ritter St. Jürgen zu singen hatte, und „Das Singen am Montage und Mittwochen, vor und nach der Predigt, imgleichen vor der Mittagspredigt gehört privative [unbezahlt] zum Rechen Meister-Dienst.“



Abb. 2: Diese Schreibprobe eines Schülers reichte J. F. Schütt als Anlage zu seiner Bewerbung ein (im Original farbig).

Besonders gründlich sind die „Leichen-Gebühren“ geregelt. Bei allen Beerdigungen sind Lehrer beteiligt. Die acht nach dem Aufwand geordneten Möglichkeiten sind z. T. noch wieder untergliedert. Es beginnt mit der aufwendigsten Bestattung: „Wann eine Leiche in der Kirche begraben, mit allen Glocken beläutet und Geld unter den Schülern ausgeteilt werden soll“, und endet mit der schlichsten: „Wann zur Beerdigung einer Leiche nur 1 Kollege gefordert wird“.

J. F. Schütt war bis zu seinem Tode im Dezember 1796 als Schreib- und Rechenmeister in Husum tätig. Über diese Tätigkeit ließen sich bisher keine Einzelheiten ermitteln. Ein Satz aus dem Jahre 1828 lässt sie in besonderem Glanz erscheinen. Am 29. Juni 1828 verbreitet nämlich das Husumer Wochenblatt in seiner 26. Nummer den ersten Teil eines sehr umfangreichen Nachrufes auf den Pastor Johann Friedrich Schütt, den einzigen „Sohn des rechtschaffenen, frommen, dort [in Husum] noch in segensvollem Andenken lebenden wohlverdienten Schreib- und Rechenmeisters Johann Friedrich Schütt“.

## **2. Die Handschriften**

### *2.1 Rechenbücher und ihre Nutzung*

In Zusammenhang mit dem Aufblühen der Buchdruckerkunst im beginnenden 16. Jahrhundert entstand eine große Anzahl von Rechenbüchern. Das zweite Rechenbuch von Adam Ries (1492-1559) z. B. ist 1522 in Erfurt erschienen und hat bis 1550 mindestens 40 von insgesamt über 100 Auflagen erfahren. Bereits bis 1550 zählt man im deutschsprachigen Raum mehrere hundert Auflagen von Rechenbüchern verschiedener Autoren, und diese Vielfalt bleibt auch in der Folge erhalten.

Mit diesen Rechenbüchern hat man sich seit langem intensiv beschäftigt, über die Art ihrer Nutzung war dagegen kaum etwas bekannt. Erst in jüngster Zeit sind genauere Aussagen möglich geworden, und zwar mit Hilfe von bestimmten Handschriften, die man bisher nicht beachtet hatte. Vom Beginn des 16. Jahrhunderts an hat offensichtlich eine nennenswerte Anzahl von Menschen diese Rechenbücher sehr gründlich bearbeitet. Man rechnete Aufgabe für Aufgabe durch und notierte sorgfältig Lösungsansatz, Lösungsweg und Ergebnis, bis etwa zum Jahre 1750 auch noch die Aufgabe. Diese oft mehrere hundert Seiten starken Aufzeichnungen wurden nicht selten aufwendig gebunden und gut verwahrt. Viele sind bis heute erhalten.

Gerhard Becker hat diese Handschriften im Jahre 1994 zuerst beschrieben, zugrunde lagen im wesentlichen Funde aus dem Museumsdorf Cloppenburg.<sup>20</sup> Ich habe dann auch in Schleswig-Holstein über 60 Exemplare gefunden. Prominente Autoren sind Boie Hamkens, Eiderstedt, und Klaus Groth, Heide.<sup>21</sup>

Inzwischen ist so gut wie sicher, dass diese Handschriften im gesamten deutschen Sprachraum gefertigt wurden, wahrscheinlich sogar in ganz Europa. Verständlich ist, dass sie offensichtlich bald nach den gedruckten Rechenbüchern „in Mode kamen“. Aber bisher ist nicht erklärlich, warum dann in der

Mitte des 19. Jahrhunderts diese über 300 Jahre alte Tradition der Anfertigung ziemlich abrupt abbricht.

Die Autoren der schleswig-holsteinischen Handschriften lassen sich in drei Gruppen ordnen: erstens Schüler, selten Schülerinnen, zweitens Amateure und schließlich Rechenmeister. Die Schüler sind in der Regel 14-16 Jahre alt. Ihre Handschriften sind wahrscheinlich vor allem in der Schule entstanden, möglicherweise sind hier und da auch Privatlehrer im Spiel. Die Amateure, in der Mehrzahl Handwerker oder Bauern, aber auch ein Pastor, rechneten offensichtlich zum Vergnügen. Bei den Rechenmeistern kann man in zwei Fällen eine Verbindung zum eigenen Unterricht herstellen.

Die beiden Husumer Rechenmeister, denen dieser Aufsatz gewidmet ist, bearbeiteten anspruchsvollere Literatur, die keinerlei Beziehung zu ihrem Berufsalltag hatte und für die sich keine Anwendungsmöglichkeit bot. Man könnte sie deshalb ebenfalls zu den Amateuren rechnen. Aber auch am damaligen Stand der mathematischen Wissenschaft gemessen, sind sie durchaus als solche zu betrachten.

An dieser Stelle sind einige Bemerkungen über die Rechenbücher angebracht. Vom Beginn des 16. Jahrhunderts an haben diese fast alle das kaufmännische Rechnen zum Gegenstand. Immer wieder findet man im Titel oder Untertitel das Wort „Gülden“. Dies deutet darauf hin, dass man sich mit den mathematischen Hilfsmitteln auf die Güldene Regel, den Dreisatz, beschränkt. Mathematisch anspruchsvollere Verfahren, wie die Regula Falsi, wurden höchstens am Rande erwähnt. Den Stoff für diese Bücher lieferte die damals fast unübersehbare Vielfalt von Münze, Maß und Gewicht, deren regional eingeschränkte Gültigkeit die Verbreitung der Rechenbücher erschwerte und den Druck von Werken für relativ kleine Gebiete förderte.

In den Herzogtümern Schleswig und Holstein herrschen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Hamburger Rechenbücher vor. Die Lehrbücher von Valentin Heins<sup>24</sup> und Heino Lambeck<sup>23</sup> kann man fast als Bestseller bezeichnen. Valentin Heins' erstes Rechenbuch ist im Jahre 1694 in Hamburg erschienen und hat nach 1805 in Hamburg die 24. Auflage erlebt.

Eine bedeutsame Entwicklung setzt im Jahre 1690 ein. In Hamburg wird die Kunst-Rechnungs-Liebende Sozietät gegründet. Die Gründer sind einige Rechenmeister, die nicht zufrieden waren mit dem damals verbreiteten formelhaften Rechnen. Sie wollten den engen Anwendungsbezug überwinden und suchten einen spielerischen Umgang mit Mathematik populär zu machen. Dabei trieb das „Kunstrechnen“ oft seltsame Blüten. Viele Aufgaben erscheinen uns heute allzu künstlich, zumal man sich, dem Zeitgeschmack entsprechend, einer gezierten und gedrechselten Sprache bediente.

Die Mitglieder haben im allgemeinen keine Beiträge zur mathematischen Forschung der Zeit geliefert, aber etliche von ihnen wussten sich Zugang zu Ergebnissen der aufblühenden mathematischen Wissenschaft zu verschaffen.

Durch die vielfachen Verbindungen Hamburgs begünstigt, fanden sich im Laufe der Jahre gleichgesinnte Mitglieder z. B. in Moskau, Stockholm, London, Prag und Wien. Es war, weltweit gesehen, die erste mathematische Gesellschaft. Sie besteht noch heute und trägt den Namen „Mathematische Gesell-

DELICIAE MATHEMATICAE,

oder

Mathematisches

# Sinnen Direct,

Bestehend in  
Fünfhundert vier und siebenzig außersle-

senen / zum Theil gar Kunstreichen Algebrai-  
Geometri- und Astronomischen Aufgaben / mit vielen  
künstlichen Solutionen und Regula besetzt / insonderheit einer  
curiculen Erfindung der Logarithmorum, von der Quadratura  
Circuli, nach der unendlichen Näherung / und andern

Eingreichen Sachen mehr.  
Nebst einer Vorbereitung / darinn die

gebrauchten Fundamenta, wie auch die gründlichste  
Regeln der; Quadrat-Cubic - und Zens-Zens- Cofs gezeigt werden.

Dann auch noch eine neue compendieuse Regul  
über die höhern Äquationen insgemein / dadurch man  
aus denselben die Radices sondersamst finden kan.

Allen Liebhabern der Mathematischen

Wissenschaften / insonderheit der Edlen  
Rechen-Kunst / zur wohlgemeinten Gemüths-  
Ergehung

aufgetragen von

PAUL HALCKEN,

Arithmet. in Würzburg / in der Societät der Kunst-Rechner

dem Haltenden.

Unter Röm. Käyserl. Majest. allergnädigst. ertheilten  
PRIVILEGIO IMPRESSORIO,

Zubekommen bey Johann-Henrich Wolgemüt / Schreib und Rechenmei-  
ster an der Schulen zu St. Nicolai, und bey jeden Kunst-Verwandten  
der Kunstliebenden Societät in Hamburg.

HAMBURG, gedruckt bey Nicolaus Sauer / auffm Schaarsteinweg. 1719.

W. Berkhan.

Abb. 3: Titelblatt des Rechenbuches von Paul Halcke, das von P. N. Svensen und von J. F. Schütt vollständig bearbeitet wurde.

schaft in Hamburg“. Sie hat sich gewandelt von einer Vereinigung von Laien, die auch anfangs noch treffend von „Zunft“ sprachen, zu einer international anerkannten wissenschaftlichen Gesellschaft.

Zwei der Mitglieder dieser Sozietät stammten aus Husum: Johann Christian Ferber jr., der Findende, und Peter Nicolai Svensen, der Spekulierende. Die Zunftnamen legte man sich, dem Geschmack der Zeit folgend, zu.

Meinungsaustausch und gegenseitige Unterstützung in fachlicher und materieller Hinsicht waren wichtige Ziele. Aus dieser Vereinigung entsprangen viele Veröffentlichungen, zunächst meist Lehrbücher in der Form von Aufgabensammlungen. Eine besonders große Wirkung entfaltete das Buch des Buxtehuder Schreib- und Rechenmeisters Paul Halcke „Deliciae Mathematicae oder Mathematisches Sinnen-Confect. Bestehend in Fünffhundert vier und siebenzig auserlesenen, zum Teil gar Kunstreichen Algebrai-, Geometri- und Astronomischen Auffgaben ...“, Hamburg 1719 (s. Abb. 3).

Paul Halcke gibt zunächst eine etwa 100-seitige Einführung in die algebraischen Grundlagen und fügt immer wieder kleine Serien von Aufgaben mit Musterlösungen ein. Er beginnt mit den damals üblichen Sachaufgaben, greift aber bei ihrer Lösung schnell zu algebraischen Mitteln. Die meist anspruchsvollen Aufgaben zeigen seine Belesenheit und sein pädagogisches Geschick. Sein „Geometrisches Beschlußproblem“ mit einer 12-seitigen Ausführung über die Quadratur des Kreises (S. 339-351) gibt z. B. einen guten Überblick über das Thema. Das Buch mit seinem sehr breiten Aufgabenspektrum hat viele Liebhaber herausgefordert.

## 2.2 Die Husumer Handschriften

Bemerkenswert ist nun, dass es vier stattliche Handschriften gleichen Formats zu diesem Komplex gibt, die von zwei Husumer Schreib- und Rechenmeistern angefertigt wurden. Alle vier Handschriften beschäftigen sich ausnahmslos mit Aufgabensammlungen, die von Mitgliedern der Kunst-Rechnungs-Liebenden Sozietät veröffentlicht wurden.

- a) Peter Nicolai Svensen, selbst Mitglied der Sozietät, hat fast alle Aufgaben aus dem Sinnenkonfekt von Paul Halcke bearbeitet und die zugehörigen Rechnungen und Ergebnisse auf 530 Seiten eines großen Foliobandes festgehalten. Er versieht diesen Band mit einem farbenprächtigen Titelblatt (s. Abb. 1), das die Jahreszahl 1755 trägt. Dieser Band befindet sich jetzt in der Universität Hamburg, und zwar in der Bibliothek des Instituts für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und Technik.
- b) Johann Friedrich Schütt, der Nachfolger von P. N. Svensen, hat sich ebenfalls mit dem Buch von Paul Halcke beschäftigt. Seine Handschrift umfasst etwa 550 Seiten und trägt die Jahreszahl 1775. Ein sorgfältig angelegtes Verzeichnis am Anfang gibt Aufschluss, welche Aufgabe auf welcher Seite zu finden ist. Es sind nur einzelne Aufgaben nicht bearbeitet.

c) und d) In zwei weiteren Bänden von gleichem Format bearbeitet J. F. Schütt die folgenden Bücher von Mitgliedern der Sozietät:

c) Paul Halcke: Herr Heinrich Meißners Anno 1679 herausgebener so genannter Arithmetischer Kunstspiegel, Hamburg 1698.  
Diese Handschrift entstand wahrscheinlich zwischen 1770 und 1780. Sie umfasst etwa 150 Seiten.

d) Heinrich Meißner: Arithmet-, Geomet- und Algebraische Kunstkette, bestehend aus 100 Aufgaben oder Gliedern, Hamburg 1688  
Heinrich Meißner: Arithmetischer Rosenkrantz, bestehend aus 100 Aufgaben oder Röselein, Hamburg 1688  
Gerloff Hiddinga: Die erste und andere Sammlung Hundert Algebraischer Aufgaben, Hamburg 1736  
Diese dritte Handschrift Schütts trägt die Jahreszahl 1778. Sie ist 274 Seiten stark.

Alle drei Handschriften von J. F. Schütt befinden sich in der Bibliothek der Hermann-Tast-Schule (Sign. W 44, W 70, W 71).

Die vier Handschriften sind erst vor wenigen Jahren ans Tageslicht gekommen. Sie liefern keine wissenschaftlichen Beiträge, aber sie dokumentieren sehr anschaulich die mathematischen Aktivitäten von interessierten Laien im 18. Jahrhundert. Diese Aktivitäten sollen im folgenden an einigen Beispielen erläutert werden.

### 2.2.1 Paul Halcke, Sinnenkonfekt, Aufgabe 50

Ihre fünffe machen eine Gesellschaft / darin leg  
 gen A, B, C 1000  $\text{D}$  mehr als D, E. B, C, D legen  
 1100  $\text{D}$  mehr als E, A, C, D, E legen 1200  $\text{D}$  mehr/  
 als A, B. D, E, A legen 1300  $\text{D}$  mehr / als B, C.  
 E, A, B legen 1400  $\text{D}$  mehr als C, D. Wie viel hat  
 ein jeder eingelegt? *Fac.* A 1150. B 1250. C 1100.  
 D 1200. und E 1300  $\text{D}$ .

Abb. 4: Aufgabe Nr. 50 aus dem „Sinnen-Confect“ von Paul Halcke

Es ist deutlich, dass die Aufgabe kaum Bezug zur Praxis hat, aber das zugehörige Gleichungssystem hat eine reizvolle Struktur:

$$\begin{array}{lcl}
 a + b + c = d + e + 1000 & & a + b + c - d - e = 1000 \\
 b + c + d = e + a + 1100 & & -a + b + c + d - e = 1100 \\
 c + d + e = a + b + 1200 & \iff & -a - b + c + d + e = 1200 \\
 d + e + a = b + c + 1300 & & a - b - c + d + e = 1300 \\
 e + a + b = c + d + 1400 & & a + b - c - d + e = 1400
 \end{array}$$

Diese Gleichungen werden aber weder bei Svensen noch bei Schütt in dieser Form notiert. Sie kombinieren einzelne Gleichungen und kommen auf kleinen Umwegen zum Ergebnis. Wegen ihrer ungünstigen Schreibweise er-

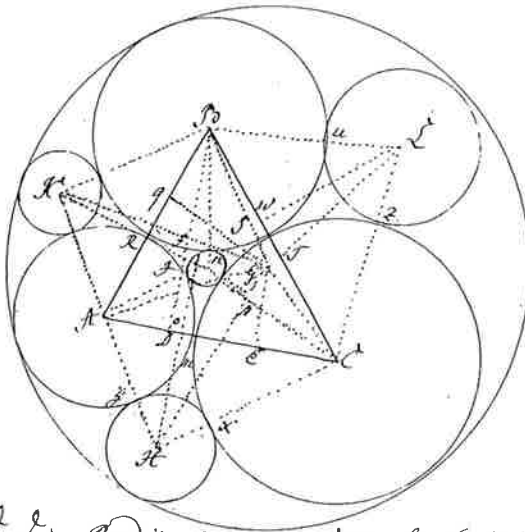
kennen sie nicht, dass z. B. die Addition der ersten und dritten Gleichung direkt auf  $2c = 2200$  und damit auf  $c = 1100$  führt.

2.2.2 Paul Halcke, Sinnenkonfekt, Aufg. 496

496. Es sind drey berührende Circel/ (Fig. 38.)  
 thut der Radius von A 6. von B 7. und von C 8.  
 Ist die Frage nach dem Radio des vierdten Circels/  
 der die drey gegebene von innen oder von aussen be-  
 rühre? Facit. der innere  $1\frac{1}{2}$  und der außere  $2\frac{1}{2}$ .  
 Es wird ferner gefragt; Wann auff die Plätze  
 D, E, F auch solten Circel geschrieben werden/ daß  
 sie ihrer drey berühren/ wieviel der Radius von ei-  
 nem jeden seyn werde. Fac.

Abb. 5: Apollonische Kreise in Aufgabe Nr. 496  
 aus dem „Sinnen-Confect“ von Paul Halcke

Bei dieser Aufgabe handelt es sich um das aus der Antike bekannte Apollonische Problem: Drei Kreise um A, B und C berühren sich gegenseitig. Es wird der Kreis  $K_i$  gesucht, den die drei gegebenen Kreise von innen berüh-



Es sind die Radii der 3 Circul 6. 7. 8. so sind die  
 3 Seiten des Triangul 13. 14. 15. suchet man zu für-  
 chst in dem Triangul a. b. c. die Mitt ad, und die  
 Perpend: Dm b d man folget

Abb. 6: J. F. Schütt's Zeichnung für seine Lösung der Aufgabe Nr. 496: Apollonische Kreise

Diese folgen einigen Figuren die bei verschiedenen Solutiones  
angegeben sind, die Nummer sind bei einem jeden angegeben.

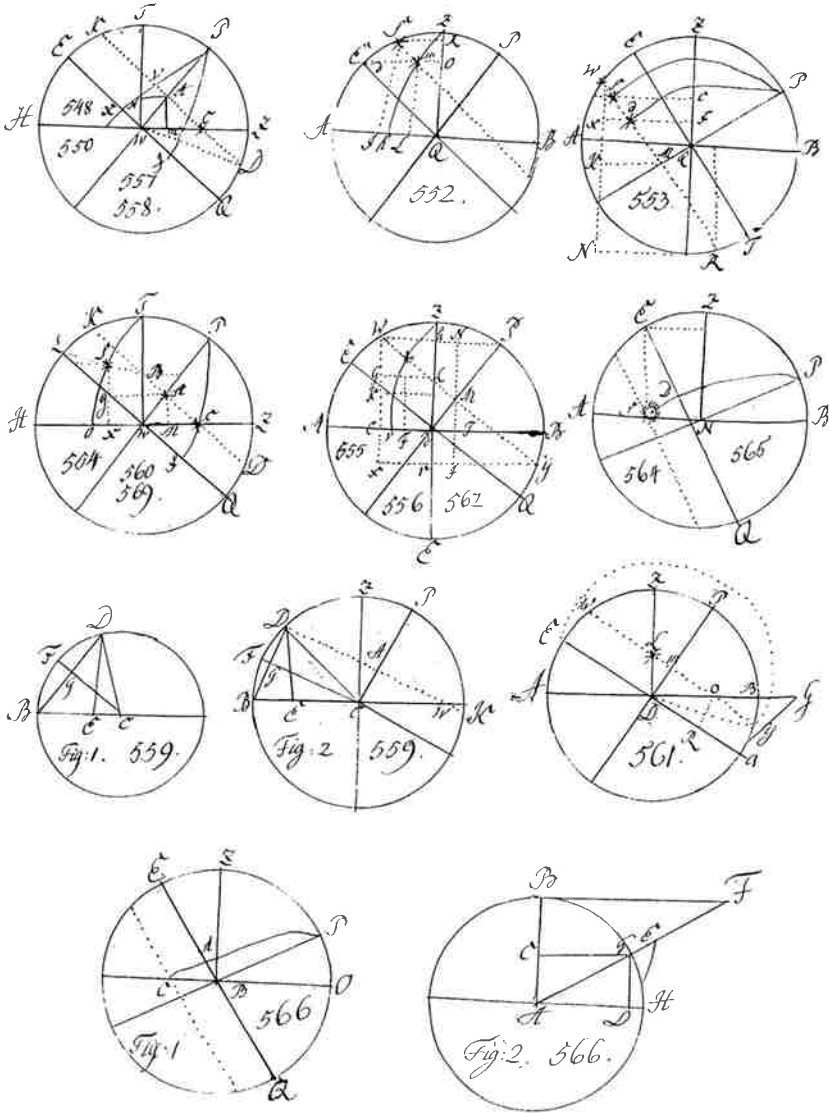


Abb. 7: J. F. Schütte's Zeichnungen zu einigen der astronomischen Aufgaben

ren, ebenso der Kreis  $K_a$ , den diese drei Kreise von außen berühren. Hier ist die Berechnung der beiden Radien  $K_i$  und  $K_a$  aus den Radien der gegebenen Kreise gefordert. Zusätzlich wird nach den Radien der drei Kreise gefragt, die zwei gegebene Kreise von außen und den konstruierten Kreis  $K_i$  von innen berühren. – Schütt fertigt zunächst eine Zeichnung (Abb. 6) und führt die sehr umfangreiche Rechnung dann Schritt für Schritt durch.

2.2.3 Auf den Seiten 555 und 556 seiner ersten Handschrift hat Schütt die Zeichnungen zu den astronomischen Aufgaben zusammengefasst. In der Abbildung 7 ist die Seite 556 wiedergegeben.

2.2.4 Im Arithmetischen Kunstspiegel begründet der Autor Heinrich Meißner die Hinzunahme eines Anhanges mit 50 Aufgaben so: „Damit aber auch die Kunstgeübten ihre Recreation und Ergetzung ... haben mögen.“

Diese 50 Aufgaben bearbeitet J. F. Schütt. Er darf deshalb wohl zu den „Kunstgeübten“ gerechnet werden, zumal er die Lösungswege sehr ausführlich, oft fast liebevoll darstellt und immer wieder mehrere Lösungswege anbietet.

Wie intensiv sich Schütt mit den Aufgaben auseinandersetzt, zeigt eine Bemerkung zur Lösung der Aufgabe 29 (Seite 65): „Nach gehabter vieler Spekulation bin ich ... zur Solution [Lösung] gekommen, und das Eyß dieses Problems [ist] gebrochen.“

2.2.5 Auf den Seiten 147-156 seiner zweiten Handschrift beschäftigt sich Schütt mit der Berechnung der Sonnenfinsternis vom September 1699 und mit der Aufstellung einer Aspektentafel (S. 186) für einen Ort  $55^\circ 43'$  Nördlicher Breite, und zwar für den 18. Juli 1688 um 4 Uhr 50 Minuten, s. Abbildung 8. Dazu berechnet er mit Hilfe astronomischer Tafeln die Stellung der verschiedenen Planeten zu diesem Zeitpunkt. Aspektentafeln waren damals auch für die Astrologie wichtige Hilfsmittel.

2.2.6 Über die in der letzten Handschrift bearbeitete „Kunstkette“ von Heinrich Meißner schreibt J. F. Bubendey:

„Die Form, in welcher die 100 Glieder der Kunstkette sich darbieten, ist für uns kaum faßbar, weil wir den Genuß nicht kennen, mit welchem unsere Vorfahren äußerliche Rechenschwierigkeiten durch Ausdauer überwinden. Es sind nämlich die gegebenen Größen in jeder der hundert Aufgaben aus den gefundenen Größen der vorhergehenden Aufgaben zusammengesetzt, so daß der Rechner keine andere Wahl hat, als das Buch von Anfang bis Ende durchzurechnen.“<sup>24</sup>

Schütt scheut sich bei der vollständigen Lösung der 100 Aufgaben auch vor Zahlen mit 41 Ziffern nicht und bringt zusätzlich zur Rechnung für etliche Aufgaben noch seine Überlegungen zu Papier.

Man fasset die Thema Coelaste mit seinen Jährzeiten  
und Zeiten, ulp.

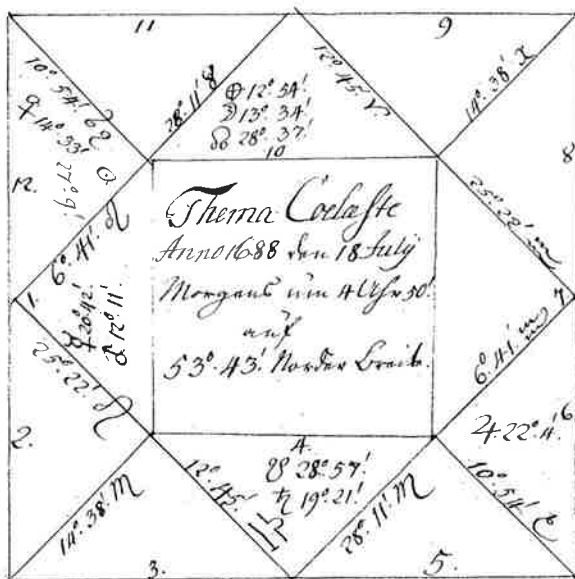


Abb. 8: Eine von J. F. Schütt berechnete Aspektentafel gibt die Stellung der Planeten für einen bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt an.

### 3. Fazit

Die vier Husumer Handschriften sind, kulturgeschichtlich gesehen, wichtige Zeugnisse für den Umgang von Amateuren mit Mathematik im 18. Jahrhundert.

Zunächst fallen die Gemeinsamkeiten ins Auge. Während die meisten der eingangs erwähnten Rechenhandschriften das Sachrechnen auf verschiedenem Niveau zum Gegenstand haben, beschäftigen sich andere Autoren mit Landvermessung oder der seemännischen Navigation. Svensen und Schütt treiben eine Art „Freizeitmathematik“, bei der weder Absicht noch Aussicht besteht, sie einmal praktisch anwenden zu können. Triebfeder ist bei beiden die Freude an den Problemen und sicher auch die Genugtuung, Herausforderungen zu bestehen.

Es zeigt sich auch bei ihnen, dass damals so etwas wie Vergnügen am Rechnen verbreitet gewesen sein muss. Sie arbeiten oft mit Zahlen, die 20 Stellen und mehr aufweisen, ohne dass man einen Verdross verspürt.

Beider Rechensicherheit und Ausdauer sind heute fast unbegreiflich. Man

findet kaum einen Rechenfehler und nur selten eine Korrektur. Die Schrift bleibt über hunderte von Seiten gleichmäßig und gut leserlich. Ein Versuch, einmal die Arbeitsdauer abzuschätzen, führt zu Werten, die nur schwer mit der ausgedehnten beruflichen Tätigkeit und einem Familienleben in Einklang zu bringen sind. Deshalb kann auch ausgeschlossen werden, dass zunächst ‚in Kladde gerechnet‘ und dann eine Reinschrift angefertigt wurde.

Deutliche Unterschiede zwischen den beiden zeigen die Lebensdaten und die vorhandenen Schriftstücke. Bei Svensen darf man annehmen, dass er während seiner Kinder- und Jugendzeit in Husum und besonders während seines Aufenthalts in Hamburg, Lübeck und Amsterdam enger mit Rechnen und Mathematik in Berührung gekommen ist. Schütt hingegen wird während seiner 5½-jährigen Lehrzeit beim Schreib- und Rechenmeister Lyhme in Schleswig wahrscheinlich wenig erfahren haben, was über den Dreisatz hinausgeht. Für die folgende Lehrertätigkeit in Ekenis und Rendsburg wird ihm hoher Einsatz in der Schule bescheinigt. So bleibt die Frage offen, wie er sich die Kenntnisse angeeignet hat, die er in den drei stattlichen Handschriften so eindrucksvoll zeigt.

Bemerkenswert ist, dass sich bei den Lösungen der Aufgaben immer wieder Verweise auf andere Bücher von Autoren aus der „Kunst-Rechnungs-Liebenden Sozietät“ finden. Svensen und Schütt sind also mit diesen Büchern vertraut gewesen.

Vergleicht man die Arbeiten von Svensen und Schütt, so kommt man zum Ergebnis, dass Svensen der geübtere Rechner ist. Seine Lösungswege sind meist kürzer, seine Darstellung ist straffer gegliedert. Ihm kommt zugute, dass er auch der gewandtere Schreibmeister ist. Man sieht dies an den zahlreichen



Abb. 9: Titel der ersten Handschrift von J. F. Schütt

Schreiben, die von beiden erhalten sind. Besonders deutlich wird es bei den Titeln der Handschriften: Svensen entwirft ein koloriertes ansprechendes Blatt (Abb. 1), Schütt begnügt sich mit einem unscheinbaren Aufkleber (Abb. 9).

Eine offene Frage ist, ob Schütt die Handschrift von Svensen gekannt, sie vielleicht sogar verwendet hat. Manche Lösung zeigt Parallelen zu der von Svensen, andere Lösungen sind mit Sicherheit selbständig erarbeitet. Zur Klärung wäre ein eingehender Vergleich nötig.

Insgesamt gesehen, stellt sich Svensen dar als rührig und betriebsam. Er strebt in die Öffentlichkeit und zeigt eine gewisse Weltläufigkeit. Schütt dagegen scheint von unauffälliger, trotzdem aber wirksamer Rechtschaffenheit gewesen zu sein.

## Dank

Der vorstehende Aufsatz wäre nicht entstanden ohne das große Entgegenkommen, das ich in der Hermann-Tast-Schule gefunden habe, und ohne die kenntnisreiche Unterstützung im Stadtarchiv Husum und Kreisarchiv Nordfriesland. Wesentliche Hinweise hatte der damalige Husumer Stadtchronist Hans Jürgen Sievers mir bereits vor etwa 20 Jahren gegeben. Den Beteiligten gilt mein Dank.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Bibliothek des Instituts für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und Technik der Universität Hamburg; Abb. 2: Stadtarchiv Husum; Abb. 3, 4, 5: Bibliothek der Hansestadt Lübeck; Abb. 6, 7, 8, 9: Hermann-Tast-Schule Husum

## Anmerkungen

- 1 Ernst Möller, Geschichte des Hermann-Tast-Gymnasiums in Husum, Husum 1927, S. 63.
- 2 Johannes Lehmann, Die Geschichte der St. Petri Schulen in Kopenhagen von 1575-1900, in: Johannes Lehmann, P. H. Frosell u. Hans W. Praetorius, Die St. Petri Schulen in Kopenhagen. Ihre 400-jährige Geschichte, Kopenhagen 1975, S. 11-109, hier: S. 33 ff.; Johannes Jensen, Peter Nikolai Svensen in Kopenhagen, in: Sankt Petri Kopenhagen 1575-2000, Hrsg. Jürgen Beyer u. Johannes Jensen, Kopenhagen 2000, S. 51-63.
- 3 Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, Abt. D 2 Stadt Husum Nr. 18 Angelegenheiten der Klasse des Rechen- und Schreibmeisters 1743-1765, 1797, 1814, 1815.
- 4 Stadtarchiv Husum D2/16 Angelegenheiten des Rechen- und Schreibmeisters 1756-1759.
- 5 Ebd.
- 6 Wie Anm. 4.
- 7 Desgl.
- 8 Wie Anm. 3.
- 9 Stadtarchiv Husum D2/2505 Schulwesen 1726, 1764.
- 10 Hans W. Praetorius, Der Streit der Rechenmeister im Jahre 1765, in: Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg, Band X, Heft 2, 1973, S. 76-80.
- 11 Zitiert nach J. Jensen, wie Anm. 2, S. 54.
- 12 Wie Anm. 9.
- 13 Stadtarchiv Husum D2/2504 Bewerbungen für die Schreib- und Rechenmeisterstelle 1756.

- 14 Ebd.
- 15 Wie Anm. 9.
- 16 Valentin Heins, *Gazophylacium Mercatorio-Arithmeticum. Das ist Schatz-Kammer der Kauffmännischen Rechnung*, 5. Auflage, Hamburg ca. 1715.
- 17 Wie Anm. 13.
- 18 Desgl.
- 19 Desgl.
- 20 Gerhard Becker, *Das Rechnen mit Münzen, Maß und Gewicht*, Cloppenburg 1994.
- 21 Jürgen Kühl, *Das Recheneinschreibebuch von Boye Hamkens*, in: *Nordfriesisches Jahrbuch* 2000, S. 79-93; ders., *Ich habe große Fußtouren dazu umsonst unternommen – Klaus Groth und die Mathematik*, in: *Klaus-Groth-Gesellschaft, Jahresgabe* 42 (2000), S. 135-154, Teil 2: Jahresgabe 43 (2001), S. 61-74.
- 22 Valentin Heins, *Tyrocinium Mercatorio-Arithmeticum*, 17. Auflage, Hamburg nach 1774.
- 23 Heinonis Lambecii *vermehrtes und verbessertes Rechenbuch*, etwa 10. Auflage, Hamburg 1731.
- 24 J. F. Bubendey, *Festschrift herausgegeben von der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg anlässlich ihres 200jährigen Jubelfestes* 1890, Leipzig 1890, S. 26.

## **Verfahren und Hinrichtung der Kindesmörderin Ellien Abels im Jahre 1780 in Husum**

Von Claus Paulsen

Im Jahre 1780 hatte das Husumer Stadtgericht den schweren Kriminalfall eines Kindesmordes zu verhandeln. Angeklagt war die Dienstmagd Ellien Abels. Sie war um 1743 in Djernis im Kirchspiel Hoptrup im Amt Hadersleben geboren. Ihr genaues Alter wusste sie nicht, sie gab es mit 36 oder 37 Jahren an. Ihre Eltern waren der „abgedankte Reuter“ Johann Hinrich Abel und Metta, deren Geburtsname aus den Quellen nicht hervorgeht. Bis zu ihrem 17. oder 18. Lebensjahr hielt Ellien Abels sich im Hause ihrer Eltern auf. Dann ging sie als Magd in Dienste in Loit nordöstlich von Apenrade, darauf in Apenrade selbst, dann in Flensburg, später in Niebüll bei Pastor Petersen. Anschließend ging sie wieder für einige Zeit zu ihrem Vater nach Djernis, darauf arbeitete sie wieder in Flensburg und ab 1775 dann in Husum.

Im Jahre 1765 brachte sie in Apenrade ihr erstes uneheliches Kind zur Welt, eine Tochter. Als Vater hatte sie Rasmus Hansen angegeben, eines Hutgers Sohn, bei dessen Vater sie diente. Da sie die auferlegte Unzuchtsbrüche nicht bezahlen konnte, saß sie die Strafe im Gefängnis des Rathauses zu Apenrade ab. Das kleine Mädchen wurde nur sechs Jahre alt. Es war zunächst bei der Frau eines Kavalleristen mit Namen Heinsche in Apenrade in der Kost, später dann beim Großvater in Djernis, wo es starb. Es wurde auf dem Hoptruper Kirchhof begraben.

Im Jahre 1773 brachte Ellien Abels in Flensburg ihr zweites uneheliches Kind zur Welt, ebenfalls eine Tochter. Vater des Mädchens war ihrer Aussage zufolge ein Reepschlägergeselle namens Hans Speck aus Lübeck. Das Kind starb nach wenigen Tagen. Es war zuvor auf den Namen Christina getauft worden und wurde auf dem Flensburger Armen-Kirchhof begraben. Da Ellien Abels die doppelte Unzuchtsbrüche wiederum nicht bezahlen konnte, musste sie die Strafe auf dem Flensburger Rathaus absitzen, wo das Kind auch geboren worden war.

Ab 1778 ging sie in die Dienste des Husumer Postmeisters Juhl. Als sie von ihm schwanger war, wurde ihr zu Michaelis 1779 aufgekündigt. Er hatte ihr kein Schweigegeld angeboten, sie aber gebeten, ihn nicht als Kindsvater anzugeben. Unter Verheimlichung ihrer Schwangerschaft ging sie in Dienste des Gastwirts Jens Siegfried auf der Neustadt. Am Abend des 12. März 1780, eines Sonntages, setzten die Wehen ein. Sie gebar heimlich in ihrem Bett eine Tochter und strangulierte sofort den Hals des Kindes mit einem roten Leinentuch. Die Nabelschnur war auf einer Länge von einer Elle abgerissen und wurde von der Mutter nicht abgebunden, so dass das Kind verblutete. Das Kind hatte bei

der Geburt gelebt und hatte sich bewegt. Nun legte die Mutter die Leiche nackt ins Stroh. Sie hatte die Absicht, das Kind beiseite zu schaffen und auf dem Neustädter Friedhof zu vergraben.

Am nächsten Morgen stand sie zur normalen Zeit auf und trank mit ihrem Dienstherrn Tee und aß ein Butterbrot. Die dort am gleichen Tag tätige Näherin Margaretha Peters bemerkte, dass die Dienstmagd schlecht und außergewöhnlich blass aussah. Weiterhin bemerkte sie Blut an der Gesäßstelle ihres Rockes. Sie berichtete dies dem Gastwirt Siegfried, der einen Verdacht schöpfte. Er meldete am Vormittag um zehn Uhr den Vorfall an Bürgermeister Johannes Laß. Sofort wurden der Gerichtsdienner Hinrich Christian Carl Dehn und die Hebamme Sophia Willkens zum Hause des Jens Siegfried beordert, um den Fall zu untersuchen.

Ellien Abels weigerte sich, sich von der Hebamme untersuchen zu lassen. Erst als man im Stroh ihres Bettes das tote Kind fand, gab sie nach. Das fest zugeschnürte rote Leinentuch befand sich noch am Hals des Kindes, sein Gesicht war ganz platt gedrückt. Nun ließ sich Ellien Abels von der Hebamme untersuchen, und zwar in Gegenwart der Nachbarsfrauen Levke Wehrkampfs und Christina Sieverts. Sie stellten fest, dass die Dienstmagd entbunden hatte.

Sie wurde sofort in die Arreststube, die „rothe Stube“, des Rathauses gebracht. Am nächsten Tag wurde sie verhört. Man hatte sie mit einer Fußschelle und einer langen Kette an einer Bank angeschlossen. Schon beim ersten Verhör legte sie ein volles Geständnis ab. Sie bekannte und bereute ihre große Missetat und bat Gott um Vergebung.

Am gleichen Tag wurde die Kindesleiche vom Husumer Amtsarzt Dr. Georg Wiggers, seinem Stellvertreter Dr. Buchardi sowie den Chirurgen M. Jovers, E. May und J. G. Dames untersucht und sezziert. Die Lungen waren mit Luft gefüllt und schwammen auf dem Wasser, das Kind hatte also bei der Geburt geatmet. Als Todesursache wurde die Strangulation mittels des Leinentuches und Verbluten durch die nicht abgebundene Nabelschnur festgestellt. Die Kindesleiche wurde in einen Kasten gelegt und vom Gerichtsdienner Dehn auf dem Klosterfriedhof beerdigt.

Am 25. März sandte das Husumer Stadtgericht einen Bericht über den Fall und das Verhör an das Obergericht in Gottorf verbunden mit der Bitte um Bestellung eines Anklägers und eines Verteidigers. Ellien Abels wurde am 8. April in das Gefängnis des Scharfrichters Christian Albrecht Müller im Osterende verlegt. Sie wurde dort nicht im dunklen Gefangenenkeller gefangengehalten sondern in der Arreststube im Erdgeschoss.

Die Anklage wurde am 17. April 1780 in der Gerichtsstube des Husumer Rathauses erhoben. Als Ankläger fungierte der Ober- und Landgerichtsadvokat Jansen und als Verteidiger der Advokat Johann Hollmer Petersen. Die Anklage lautete auf Kindesmord (infanticidium). Der Verteidiger versuchte zu erklären, dass das Kind bei der Geburt tot gewesen sei. Dies wurde widerlegt durch die Aussage des Dr. Wiggers. Ellien Abels wurde zum Tode verurteilt.

Am 29. Juni 1780 bestätigte das Gottorfer Obergericht das Urteil und verfügte, „daß Inquisitin, als eine vorsätzliche Kindes Mörderin, sich selbst zur wohlverdienten Strafe und andern zum warnenden Beispiel, mit dem Beil ent-

hauptet, ihr Kopf auf einen Pfal gesetzt, und ihr Körper unter dem Galgen verscharrt werden solle, mit Erstattung der auf diesen Peinlichen Proceß verwandten Kosten, in soweit ihr geringes Vermögen dazu auslanget ...“ Zur Straffindung diente der Artikel 131 der „Peinlichen Halsgerichtsordnung“ Kaiser Karls V. aus dem Jahre 1532, die „Constitutio criminalis Carolina“, kurz „Carolina“ genannt. Der Verteidiger Johann Hollmer Petersen bat um eine 14-tägige Frist zur Erlangung einer Begnadigung, welche ihm vom Gericht zugestanden wurde. Der Landesherr, König Christian VII. von Dänemark, Herzog von Schleswig, lehnte eine Begnadigung ab. Die Hinrichtung wurde auf den 4. Oktober 1780 festgesetzt.

Die Vorbereitung der Hinrichtung erforderte umfangreiche Arbeiten auf dem Husumer Galgenberg. Die Arbeitsleute Claus Lund, Peter Berends, Thoms Thomsen, Thoms Jessen, Christian Jacobsen, Jess Dethlefsen und Peter Feddersen arbeiteten einige Tage auf der Gerichtsstätte. Am 2. Oktober lieferte Jens Johann Jensen den Schandpfahl an, auf welchem der Kopf der Enthaupteten angenagelt werden sollte. Es war ein Eichenpfahl, 17 Fuß lang und zehn Zoll stark. Scharfrichter Müller lieferte ein Fuder Klei, zwei Hämmer und eine Leiter zum Besteigen des Schandpfahles, einen Spaten und eine Schaufel. Lorentz Weyby fuhr zwei Fuder Sand an. Die Hinrichtungsstelle wurde mit einem Pfahlkreis umgeben, um eine sichere Abgrenzung gegen die Zuschauermenge und damit eine ordnungsgemäße Durchführung der Exekution zu gewährleisten. Zur Bildung des Kreises lieferte Johann Jansen 40 Pfähle von je sieben Fuß Länge und 20 starke Latten von je 24 Fuß Länge.

Am 2. Oktober 1780 versah Pastor Detlef Botsack Sternhagen, der die Seelsorge für die Verurteilte und ihre Vorbereitung auf die Hinrichtung übernommen hatte, sie mit dem heiligen Abendmahl. In der Nacht zum 4. Oktober wachten vier Schulmeister bei der Delinquentin und wurden von Scharfrichter Müller mit Kaffee, Tee, Essen und Licht versorgt.

Am frühen Morgen des 4. Oktober brachte der Scharfrichter Ellien Abels zur Arreststube in das Rathaus. Anwesend waren der Ankläger Jansen, der Verteidiger Petersen, Pastor Sternhagen und Scharfrichter Müller. Um neun Uhr wurde die Delinquentin vor das Rathaus auf den Markt hinausgeführt. Dort wurde sie in einen von den Nachtwächtern und der Bürgerwache formierten Halbkreis gestellt. Aus dem offenen Fenster der Gerichtsstube verlas der Stadtsekretär Hartnack Otto Krafft das Urteil. Danach wurde Ellien Abels „zu einiger Erholung“ wieder in die Rote Stube des Rathauses gebracht.

Nach einer halben Stunde wurde sie zu einer Kutsche geführt, nicht etwa zu einem Schinderkarren. Im vorderen Teil der Kutsche saßen der Pastor Sternhagen und der Pastor Georg Lehmann aus Olderup. Rücklings saßen die Verurteilte mit dem Gerichtsdiener und einem Nachtwächter. Begleitet wurde der traurige Zug von einer hinlänglichen Bürgerwache hinaus zu dem ordentlichen, der Stadt und dem Amt Husum gemeinschaftlich zugehörenden Richtplatz, nämlich dem Galgenberg auf dem Narrentaler Feld. Dort wurde die Verurteilte von ihren Fesseln befreit, von Pastor Sternhagen noch einmal eingeseget und sodann dem Scharfrichter zur Vollstreckung des Urteils übergeben. Müller enthauptete sie mit dem Beil. Ihr Kopf wurde auf den Schandpfahl

gesetzt, ihr Körper auf dem Galgenberg eingescharrt. Die Aufsicht bei der Ausführung der Delinquentin und bei der Exekution hatte der Ratsverwandte Hinrich Paulsen. Wie groß die Menschenmenge war, die der Exekution beiwohnte, geht aus den Gerichtsprotokollen nicht hervor. An jenem Tage begann der Husumer Herbstjahrmarkt.

Da der Husumer Scharfrichter ein jährliches Gehalt bezog, bekam er die Enthauptung der Ellien Abels nicht extra bezahlt. Wohl aber wurden ihm die Beköstigung und Bewachung der Delinquentin vom 8. April bis zum 4. Oktober 1780 vergütet. Der Verteidiger Johann Hollmer Petersen bekam für seinen Dienst 30 Reichstaler. Der Husumer Stadtsekretär Hartnack Otto Krafft schrieb am 31. Dezember 1780 an das Obergericht zu Gottorf: „Andere Criminal-Fälle sind Gottlob! in diesem Jahr hieselbst nicht vorgefallen, wie denn auch von vorherigen Zeiten kein unberichtigter Criminal-Fall mehr vorhanden ist.“

Im Jahre 1800 wurde noch der tote Körper des im Gefangenenkeller des Scharfrichterhauses verstorbenen Raubmörders Hinrich Petersen hingerichtet. Dieser und Ellien Abels' Fall waren die letzten beiden vom städtischen Scharfrichter in Husum durchgeführten Hinrichtungen. Die Scharfrichterfamilie Müller hat aber in Schleswig-Holstein noch weitere Hinrichtungen vollzogen. Der Fall der Kindesmörderin Ellien Abels hat den Dichter Theodor Storm wohl zu seiner Fragment gebliebenen Novelle „Die Armesünderglocke“ angeregt.

Zur Deckung der Verfahrenskosten sollte Ellien Abels' „geringes Vermögen“, wie es im Bescheid des Obergerichts hieß, herangezogen werden. Zu diesem Zweck wurden am 31. Oktober 1780 ihre Habseligkeiten vom Stadttaxiersmann Peter Hansen meistbietend versteigert. Die Auflistung gibt einen Eindruck vom irdischen Besitz einer Dienstmagd in jener Zeit (M = Mark, β = Schilling, Pfg. = Pfennig):

### „Baares Geld

No.

1. ein klein Courant in einem Büchsgen ... Peter Hansen ... 1 M 2 β
  2. eine meßingene Geld-Büchse ... Dethlef Hansen, gewesener Schafhirt 1 β
- Die Lade mit Kleidungs-Stücken und andern Kleinigkeiten
3. ein kleiner grün angemalter Coffre mit Beschlag ... der Stadtwachtmeister Kallsen 9 M 1 β
  4. der Berlinsche Catechismus ... Johann Gottfried Köhn, Schuster 1 β
  5. Bossels Heb-Ammen-Unterricht, dänisch ... Christian Reinicke 1 β
  6. eine kleine Schachtel mit Neh-Zwirn, einem meßingenen Finger-Hut, dito Nadel-Haus und dito Finger Ring ... Nicolai Andresens, Schusters Ehefrau 1 β 6 Pfg.
  7. 2 Messern und 2 Gaffeln, und 2 eiserne Futterhemds-Stangen ... Johann Matthies Fein Ehefrau 2 β 6 Pfg.
  8. ein kleiner Nürnberger Spiegel im Futteral ... Hinrich Ketelsen, Handschuhmacher 5 β
  9. ein roth geblühtes seiden Tuch ... Carl Michaelsen 3 M 8 β

10. ein altes braunes dito ... Wiebcke Buchholtz 1 M 1 ß
11. ein altes roth und weis gestreiftes leinenes dito ... Rasmus Jensen, Nachtwächter 3 ß
12. eine Krag-Kappe von schwarz geblühten seiden Zeug mit Spitzen ... Peter Andresens Reuters Ehefrau 13 ß
13. eine weise silber brocaden Mütze mit einem blauen Band und Spitzen Stremel ... Carl Michaelsen 1 M 4 ß
14. eine alte Mütze, von gewürfelten Seiden Zeug mit Spitzen Stremel ... Abel Dorothea Jensen aufm Kloster Kirchhof 4 ß
15. 7 Mützen Stremeln mit Spitzen ... Gretjen Brunnats 1 M 9 ß
16. 12 Stück resp: Hauben und Scherf Tücher mit Spitzen ... Christian Reinicke 1 M 6 ß
17. 4 paar Manchetten resp: von Leinen und Filee ... Lorentz Jensens in Horns Keller Ehefrau 10 ß
18. ein Nahmen-Tuch mit 2 Enden groben schmalen Spitzen und 1 paar ganz kleine Manchetten ... Carl Michaelsen 3 ß
19. eine länglichte schwartze sammeten Muffe mit weisen Rauchwerck ... Peter Andresens Reuters Ehefrau 12 ß
20. ein paar geschilderte Pantoffeln ... Hans Johnsens in Nordhusum Ehefrau 10 ß
21. eine alte rothe Tasche mit gelben unechten Tressen, einem Nadel-Küssen mit messingener Kette, einer kleinen Schere und ein schwarzes Corallen Hals-Band ... Wiebcke Buchholtz 6 ß
22. ein Pallje sitzen Unterrock und ein dito Contouche ... Christian Reinicke 7 M
23. ein roth geblümter dito mit dito ... derselbe 6 M 7 ß
24. eine alte violette Contouche ... Gretjen Brunnats 4 ß
25. ein schwarzes Kreppen Futterhemd ... Peter Andresens Reuters Ehefrau 2 ß
26. ein altes zerrissenes Schürtzel-Tuch von blau und weis gedruckten Leinen ... dieselbe 3 ß
27. ein altes violett-Cattunen dito ... des Stadts Wachtmeisters Kallsens Ehefrau 1 M 1 ß
28. ein alter schwarzer Unterrock von Ratin ... Peter Andresens Reuters Ehefrau 8 ß
29. ein blau und weises leinenes Schnupf Tuch ... Peter Petersens Krämers Ehefrau 8 ß
30. 5 Stück resp: leinene und baumwollenen Handschuh ... Lorentz Jensens in Horns Keller Ehefrau 1 ß
31. ein beschädigter Spatzier Stock und ein Bund Lappen ... dieselbe 11 ß
32. ein Lappen braun geblühten Cattun ... Lorentz Weybue Ehefrau 6 ß
33. bey dem Hutmacher Brenner sind zu Gute, so derselbe geständig 9 M ...“ Dieser Betrag wurde an den Stadttaxiersmann Peter Hansen bezahlt am 10. November 1780.

Der Gesamterlös der Auktion belief sich auf 49 Mark und 11 Schillinge.

## Quellen

- Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, D 2 Stadt Husum  
Nr. 1729 Gerichtsprotokoll 1779-1782, pag. 52-60, 69-75, 99-101, 150-151, 161-164  
Nr. 1598 Korrespondenzprotokoll des Husumer Magistrats 1779-1784, pag. 282-285,  
296-297, 309-325, 334-336, 349-351, 369, 418  
Nr. 854 Kämmererechnung 1780, fol. 28, 87-88  
Nr. 2018 Beilagen zur Kämmererechnung 1780, Nr. 25, 422, 427-428, 432-434

# **Die St.-Marien-Kirche zu Husum – Zur Frage ihrer Stellung im Gesamtwerk Christian Frederik Hansens**

Von Ulf Dietrich v. Hielmcrone

Im Jahre 2000 fand in Hamburg ein zweitägiges Symposium zu Christian Frederik Hansen (1756-1845) und seinem Werk im Altonaer Museum statt sowie zeitgleich eine Hansen-Ausstellung mit Originalzeichnungen des dänischen Architekten. Auf diesem Symposium, veranstaltet durch die Architektenkammer Hamburg, wurde die interessante These in den Raum gestellt, Hansen sei eigentlich kein klassizistischer Architekt gewesen, sondern eher einer, der die Moderne vorausgeahnt habe. Hansen war – und das ist unbestritten – einer der ganz großen Architekten in der Zeit des Klassizismus, durchaus vergleichbar mit Schinkel oder Klenze, und er benutzt auch die klassische Formensprache. Richtig ist aber auch, dass er anders mit diesem Apparat umgeht als seine Zeitgenossen in Berlin oder München, Schinkel und Klenze. Deren Bauten sind eleganter, repräsentativer, aber auch gefälliger, weniger spröde, auch ist ihr Gesamtwerk nicht im gleichen Maße ausschließlich der klassischen Formsprache verhaftet, sodass es durchaus zu Ausflügen in andere Stile – Neugotik, Renaissance – kommt; bei C. F. Hansen ist dies gar nicht vorstellbar, und eine Zeichnung, auf der gotische Fenster vorkommen, ist eine einzigartige Ausnahme in seinem Alterswerk.

Dennoch geht Hansen durchaus frei und gekonnt mit dem klassischen Formenapparat um, etwa dem der verschiedenen Säulenordnungen. Aber eigentlich stehen bei ihm nicht nur Säulen, Pilaster, Architrave und Gesimse, Maueröffnungen und deren Rahmen im Vordergrund des Interesses, sondern vielmehr die Mauerfläche und ihre Zusammenstellung zu räumlichen Figuren: Kuben, Zylindern, Tonnen, Pyramiden sowie deren Zuordnung und Schichtung.

Die Reduzierung auf die reinen stereometrischen Formen ist ein Ansatz der modernen Architektur, wie er tatsächlich hundert Jahre nach Hansen, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt wurde, wenn es auch hier Vorläufer in der Revolutionsarchitektur gegeben hat. Namen wie Ledoux in Frankreich oder Gilly in Preußen gehören hier genannt. Ihr Wirken war eher theoretisch, was schon an der geringen Zahl der von ihnen gebauten und überkommenen Werke zu ermessen ist. Hansen hingegen hat eben weniger theoretisch als praktisch gebaut, und eine Vielzahl von Bauten ist erhalten geblieben, die in seiner Nachfolge zu so etwas wie einem dänischen Nationalstil geführt haben und sicherlich prägend für die Architektur der Moderne im skandinavischen Raum wurden. Die Bandbreite seines Werkes reicht dabei vom Königsschloss in Kopenhagen, dem zweiten Christiansborg, bis zur einfachen Dorf-

kirche in Simonsberg, deren schwacher Entwurf eines Wilhelm Friedrich Meyer erst durch Hansens korrigierenden Bleistift eigene Würde und geniale Einfachheit erhielt; der Entwurf ist im Kirchenarchiv Husum erhalten.

Gehen wir zurück ins Husum des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts, also in die Zeit nach der Fertigstellung 1833 der von Christian Frederik Hansen geplanten St.-Marien-Kirche, so brauchen wir nicht überrascht zu sein, dass ein Gebäude, das – wie wir sehen werden – seiner Zeit so weit voraus war wie diese Kirche, nicht auf Wohlwollen treffen konnte. Die Zahl der ablehnenden Äußerungen über die Kirche ist groß und trägt prominente Namen wie Theodor Storm oder Richard Haupt, der der erste preußische Provinzialkonservator in Schleswig-Holstein war. Erst der Rückblick nach der überwundenen klassischen Moderne, in der Zeit der Postmoderne also während der 80-er Jahre des 20. Jahrhunderts, erlaubte eine neue Sicht auf dieses Bauwerk, da nun Verbindungen und Parallelen erkennbar wurden, die vorher nicht erahnt werden konnten. Damit wurde eine Neubewertung der Kirche möglich und in deren Folge auch eine grundlegende Renovierung in den 1980-er Jahren, die sich am ursprünglichen Erscheinungsbild des Hansen Baus orientierte und die spätere Einbauten und Veränderungen, die es in reichlichem Maß gab, entfernte oder zurückbaute.

Heute ist unumstritten, dass das Werk von Hansen an sich nicht nur für Dänemark von nationaler Bedeutung ist, sondern auch für Deutschland. Seine Bauten stellen eine Klammer dar zwischen der Baukultur in Norddeutschland und Skandinavien. Sie haben eine europäische Komponente, die heute als wesentlich empfunden wird, abgesehen von ihrer ohnehin hohen architektonischen Qualität, die ihnen einen herausragenden Platz unter vergleichbaren Bauten ihrer Zeit sichert. Schließlich erinnern sie auch an den dänischen Gesamtstaat, der Nordeuropa im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägte und jedenfalls während seiner Blütezeit eine friedvolle und prosperierende Epoche und damit einen erfolgreichen Gegenentwurf zum Nationalstaat darstellte.

Es ist jetzt der Frage nachzugehen, welchen Platz der Husumer Bau im Werk Christian Frederik Hansens einnimmt, also: Ist seine Bedeutung eher marginal oder aber ragt er aus diesem oder jenem Grund aus dem Œvre des Künstlers heraus? Und als Künstler hat sich Hansen, das wissen wir aus seinen Briefen, immer empfunden. Um antworten zu können, müssen wir die Baugeschichte heranziehen, aber auch den Vergleich mit anderen Kirchen des Meisters.

Über die Baugeschichte wissen wir relativ gut Bescheid, da ein Teil des Briefwechsels zwischen dem Magistrat und Hansen erhalten geblieben ist (Stadtarchiv Husum, D2/126). Danach beabsichtigte zunächst der Magistrat, den in den Herzogtümern bekannten Architekten Axel Bundsen mit dem Entwurf zu betrauen. Dieser fertigte auch Zeichnungen an, die dann über den Dienstweg in Kopenhagen C. F. Hansen vorgelegt werden mussten, der praktisch die Oberaufsicht über aller öffentlichen Bauten im Königreich hatte. Zunächst scheint Hansen sich nicht sehr um das Vorhaben gekümmert zu haben. Allmählich aber wuchs sein Interesse, und er begann selbst Entwürfe zu liefern, sodass er in die Rolle des Planers hinein wuchs. Dies war der Anfang



Abb. 1: St. Marien (C.-F.-Hansen-Bau von 1829-33). Lavierte Federzeichnung von Frederik Christian Lund, 1861

einer längeren Zeit der Auseinandersetzung mit dem Husumer Magistrat, die Licht auf seine Intentionen wirft. Warum Hansen plötzlich sich für Husum interessierte, wissen wir nicht, wahrscheinlich aber lag es an den familiären Beziehungen zu Husum, immerhin wurde der Vater hier geboren.

Hansen gelang es nicht, den Wünschen des Husumer Magistrates zu entsprechen, obwohl er immer wieder neue Pläne lieferte und versuchte, auf die Vorstellungen der Husumer einzugehen, ohne aber sich künstlerisch zu verbiegen. Der Grund für die Haltung der Husumer war einfach, sie hatten sich schon längst für ein Gegenmodell entschieden. Dieses Gegenmodell stand in Altona – damals noch selbständige Stadt im Herzogtum Holstein –, es war die St. Paulikirche (1819-1820) auf dem Hamburger Berg, die übrigens heute noch steht. Ihr Architekt war Carl Ludwig Wimmel (1786-1845), ein durchaus bedeutender Baumeister des Spätklassizismus, sodass sich die Husumer mit ihrer Wahl auf der Höhe der Zeit erwiesen, wobei interessant ist, dass sie sich weniger zur Hauptstadt Kopenhagen, sondern eher zur aufstrebenden Region um die Metropole Hamburg hin orientierten. Auch wenn Wimmel die eigentliche Nachfolge Hansens als führender klassizistischer Architekt im Hamburger Raum angetreten hatte, unterschied sich sein Baustil doch von dem seines Vorgängers, dessen strengen Formenapparat er nicht übernahm. Auch benutzte er moderne Materialien in ihrer eigenen materialgerechten Ausformung, beispielsweise gusseiserne Säulen zum Tragen der Emporen in der St. Paulikirche, ein Vorgehen, das auf Hansens ganze Ablehnung traf, entsprachen sie doch nicht seinem Verständnis der sichtbaren und nachvollziehbaren Statik eines Bauwerks.

Der Konflikt mit dem Husumer Magistrat führte dazu, dass Hansen immer wieder neue Vorschläge machte, die dann zwar nicht realisiert wurden, aber unsere Kenntnis über Hansen und sein Werk bereichern, da ein großer Teil der Entwürfe erhalten geblieben ist, sie finden sich im Kirchenarchiv Husum, im Archiv des Landesamtes für Denkmalpflege in Kiel und in der Bibliothek der Kopenhagener Kunstakademie. Vergleicht man die verschiedenen Entwürfe für Husum und Neumünster, aber auch für andere Kirchenbauten Hansens in den Herzogtümern Schleswig und Holstein und in Dänemark mit der dann in Husum ausgeführten Kirche, stellen wir fest, dass St. Marien in Husum einen ganz eigenen Platz einnimmt, der diesem Bauwerk seinen besonderen Stellenwert im Gesamtwerk des Architekten sichert.

Die erste Kirche C. F. Hansens war die von Quickborn bei Hamburg (Pläne 1804) mit einer cella-ähnlichen, in den Raum eingestellten Tempelarchitektur mit korinthischen Säulen für Altar und Kanzel, die den Abschluss des Innenraums bildet. Diese Architektur ist mit den Emporen verbunden, die zu beiden Längsseiten des Kirchensaales auf einer Prozession dorischer Säulen ruhen. Hansen beherrscht souverän die Formensprache, bewegt sich aber hinsichtlich der Kirchenarchitektur des Innern noch im herkömmlichen Rahmen, mit dem Kernstück des besonders hervorgehobenen, mit den Emporen verbundenen Kanzelaltars. Mit einem ganz anderen Selbstverständnis treten dem gegenüber die Kirchenbauten in der Hauptstadt Kopenhagen auf: Domkirche, Hofkirche, Hørsholm, aber auch die Provinzkirchen Vonsild und Neumünster. Sie folgen mehr oder weniger einem bestimmten, voll entwickelten eigenen Schema.

Dieses Schema der Hansenschen Kirchenbauten sah in der Regel eine deutlich ausgeprägte Apsis mit einer häufig kassettierten Halbkuppel vor. In der Apsis steht als Ziel des Raumes ein Altar mit einem Kreuz, einem Gemälde oder einer Christusstatue in einer Tempelarchitektur (Thorvaldsens Christus in der Domkirche Kopenhagen).

Aber auch für das Kirchenschiff plante Hansen gern flache Kassettendecken (Neumünster), hauptsächlich aber Tonnengewölbe, die zum Teil ebenfalls kassettiert wurden (Domkirche, Vonsild, div. Pläne). Manchmal trennt Apsis und Kirchenschiff auch eine gewölbte Zwischenzone, die dann Türen zu Sakristeien im Erdgeschoss oder Logenplätze aufnimmt.

Das schwere Gewölbe des Schiffes lässt Hansen gern auf Säulen oder Pfeilern ruhen, zwischen denen dann Platz für ein Quergestühl ist oder Emporen eingehängt werden. Damit übernimmt er das Prinzip der Wandpfeilerbasilika, wie es etwa in Neumünster deutlich ausgeprägt ist, obwohl er gerade hier auf eine Apsissituation verzichtet und die Altarwand der übrigen Wandgliederung angepasst wird, sodass der Eindruck eines zentralisierten Raumes entsteht.

Noch deutlicher als zentralisierter Raum wirkt die prachtvolle Hofkirche von Schloss Christiansborg in Kopenhagen mit ihrer Mittelkuppel über zwei sich durchschneidenden Tonnengewölben. Überhaupt lässt sich bei Hansen-Kirchen neben der Ausrichtung auf den Altar auch immer eine Querrichtung erkennen, da sie in der Regel auch immer quergerichtetes Gestühl, häufig zwischen den Wandpfeilern, aufweisen.

Eine besondere Beachtung ließ Hansen der Lichtführung zukommen. Seine

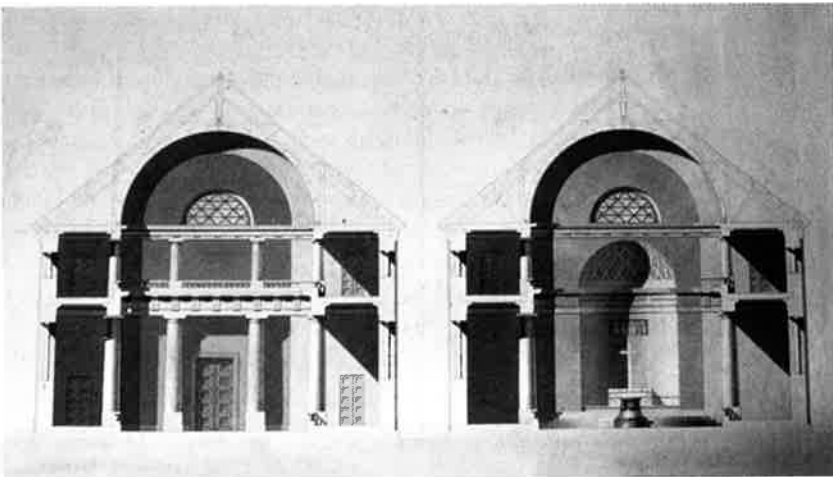
Kirchen sind durchweg hell und freundlich gehalten, dennoch sind die Tageslichtquellen, also die Fenster, beim Betreten der Kirche häufig zunächst dem Blick verborgen. Gern arbeitet er auch mit indirekten Lichtquellen, um besondere Raumeffekte zu erzielen, auch Dachfenster werden verwendet. Sehr beliebt sind die halbrunden Fenster, die zum Teil weniger der technischen Beleuchtung der Kirche dienen, sondern als Lichtquellen wirken und dadurch eine besondere Raumwirkung erzielen.

Die Frage nach den Vorbildern für Hansens Kirchenbauten ist zu stellen, und sie ist durch die Kunstgeschichte auch beantwortet worden: Einmal hat Hansen bei seinem Romaufenthalt sich sehr intensiv mit Kirchenbauten beschäftigt, einige sogar selbst zeichnerisch aufgenommen. Das Pantheon hat ihn stark beeindruckt oder frühchristliche Basiliken wie S. Crisogno oder S. Paolo fuori le Mura. Auch Bauten wie die Villa Madama dürften Einfluss auf Hansens Kirchenentwürfe gehabt haben, und natürlich kannte Hansen die Stiche eines Piranesi und das Werk Palladios.

Zum anderen waren Hansen aber auch die theoretischen Abhandlungen und Vorlagenwerke französischer Architekten bekannt, etwa die von Durand oder Krafft & Ransonnettes. Ihnen gemeinsam war die Reduzierung der Bauteile auf streng stereometrische Figuren wie Zylinder, Kegel, Halb- und Viertelkugel, Prismen und Kuben der verschiedensten Art. Es ist gerade diese Reduzierung auf kompromisslos einfache stereometrische Formen, die Hansen-Bauten charakterisieren und sie teilweise in die Nähe der Revolutionsarchitektur eines Ledoux rücken. Sie wirken dadurch aber auch spröde und schwer zugänglich. In dieser Reduktion auf letztlich einfache und damit erkennbare Dreidimensionalität wirkt der beherrschende Gedanke der Aufklärung: die Vernunft.

Einen diesem beschriebenen Konzept entsprechenden Bau hatte Hansen zunächst auch für Husum entworfen: ein Langhaus als Wandpfeilerbasilika mit kassettiertem Tonnengewölbe und zwischen die Pfeiler eingehängten Emporen, eine Zwischenzone mit Logenöffnungen im Obergeschoss und Türen zu den Sakristeien und daran als Abschluss eine große Apsis, ebenfalls mit einer kassettierten Halbkuppel als Gewölbe. Durch ein Fenster im Scheitelpunkt hätte diese Apsis Licht erhalten, dessen Quelle für die Gemeinde nicht erkennbar gewesen wäre. Außen und Innen hätten einander entsprochen, und auch die halbrunde Apsis hätte in der Laterne des Turmes ihre adäquate Entsprechung in der geschlossenen Form als Zylinder mit aufgesetzter Halbkugel erhalten.

Türme spielten bei Hansen immer eine ausgesprochen schwierige Rolle, da er eigentlich lieber gänzlich auf sie verzichtet hätte. Die Turmform, die er schon frühzeitig für Husum fand, dürfte ihn zufrieden gestellt haben: Der Turm zeichnet sich durch eine offene Laterne über einem Kubus aus. Diese Laterne in Form eines Zylinders mit Öffnungen nach allen vier Himmelsrichtungen und einer Kuppel als Abschluss mit einem weit ins Land leuchtenden vergoldeten Kreuz darüber ist in einer Seestadt, wie es Husum ist, sehr sprechend, gemahnt sie doch an einen Leuchtturm. Dies dürfte auch der Grund gewesen sein, dass Hansen auch später trotz der Planänderung an der einmal gefundenen Turmform festhielt.



*Abb. 2: Christian Frederik Hansen, Nicht ausgeführter Entwurf für St. Marien. Querschnitte. Lavierte Federzeichnung*

Die ständigen Einwände der Husumer gegen die zunächst von Hansen entworfenen Pläne stellten die Geduld des Architekten, der sich vor allem auch als Künstler fühlte, auf eine empfindliche Probe, führten aber schließlich dazu, dass er sein bis dahin entwickeltes Kirchenbau-Schema zu Gunsten einer völlig neuen Konzeption aufgab: In Husum verzichtet er auf die Wandpfeilerbasilika, auf das Tonnengewölbe und auf die Apsis, stattdessen fasst er den hohen und lichten Kirchenraum mit einer Hohlkehhlendecke firmamentartig zusammen. Eine Flucht von jeweils acht hohen dorischen Säulen trägt die Empore auf der Nord- und Südseite und gibt dem Raum eine nach vorn zum Altar hin gerichtete deutliche Dynamik, die durch den Mittelgang und die Gestühlswangen unterstrichen wird.

Die Stirnwand des Innenraums und damit der ganze Raum werden von einer Ädikula bestimmt, die eine Portalarchitektur darstellt, die aber keinen Durchgang frei gibt, sondern Altar und Kanzel umrahmt. Darüber befindet sich eine große halbrunde Öffnung des Mauerwerks, in die durch ein Ostfenster Licht fällt. Das ganze wirkt wie ein großer Torbogen, in den eine Wand mit einem Portal hingestellt wurde. Das Motiv des Torbogens wurde in den Seitenschiffen unterhalb der Empore wiederholt. Diese Bögen waren offen und führten in zwei Seitenräume. Denkt man sich einmal die Säulen weg, könnte die Stirnwand der Kirche wie eine Art Torhaus wirken, auf das dann die Säulen wie bei einer Straße hinführen.

Diese Konzeption hat wenig mit dem Typus der Basilika zu tun, greift vielmehr auf andere Vorbilder zurück: Die Säulenstraßen von Palmyra. Sie waren durch Ausgrabungen des 18. Jahrhunderts und entsprechende Veröffentlichungen bekannt geworden, etwa durch Robert Woods berühmtes Buch „The Ruins of Palmyra otherwise Tedmor in the Desert“, London 1753. So gleicht auch der Grundriss der Husumer Marienkirche überraschend dem des Son-

nentempels in Palmyra, und auch in Details scheint Hansen Anleihen bei Woods Palmyra-Buch gemacht zu haben.

In seiner Neukonzeption ist Hansen durchaus konsequent. Das Innere und Äußere korrespondieren auch hier mit einander, ja man würde den Husumer Hansen-Bau nicht verstehen, wenn nicht immer beides zusammen gedacht wird. Die klassische raumbeherrschende Portalarchitektur im Innern der Kirche hat ihre deutliche Entsprechung im Hauptportal der Kirche nach Westen zum Marktplatz. Während aber dieses Portal dorische Pilaster ohne Kanneluren aufweist, ist jenes im Osten des Kirchenraums viel prachtvoller: Auch hier finden sich Pilaster, sie sind jedoch kanneliert und vergoldet, die Kapitelle sind ionische Kapitelle, ebenfalls vergoldet, wie auch der Zahnschnitt des Gebälks und Teile des Giebels (die Schrägsima). Beide Portale verweisen durch ihre Ähnlichkeit aufeinander, bilden aber auch deutlich eine Steigerungsform ab.

Es ist aber gerade diese unübersehbare Steigerung von der dorischen zur ionischen Ordnung, die eine Interpretation des Raumes und ganzen Baus naheliegend macht. Einen Hinweis und Anleitung für eine solche Interpretation gab früher eine Inschrift über dem Außenportal, sie lautete:

„Dies ist Gottes Haus, tritt ein!

Andachtsvoll doch mußst Du sein.“

Der Mensch betritt also vom Marktplatz – als Synonym des alltäglichen Lebens und Lebenskampfes – durch das Portal mit dorischen Pilastern das „Haus Gottes“. Dennoch scheint dieses Haus weniger ein Haus zum Ausruhen, zur Sammlung oder Kontemplation zu sein, es ist vielmehr durch die Säulenprozession zielgerichtet und führt seinerseits zu jenem zweitem Portal, das dann folgerichtigerweise aus dem Haus Gottes zu ihm selbst oder in sein Reich führen müsste – wie auch immer dieses dann gestaltet sein mag – entsprechend der Passage im Gebet: „Dein Reich komme...“.

Die Ähnlichkeit der Portale einerseits und ihre unterschiedliche Ausgestaltung andererseits verdeutlichen, dass sie Teil einer sich steigernden Raumabfolge sind, dafür sprechen auch die verwendeten Säulenordnungen: dorisch für den Eingangsbereich und den Raum der Gemeinde, ionisch für das Portal nach Osten.

Seit der Renaissance kommt den klassischen Säulenordnungen wieder eine besondere Bedeutung zu. Sie können als eine Art hierarchische Regel beschrieben werden hinsichtlich der Verwendung unterschiedlicher Ordnungen. Die dorische oder auch die verwandte toskanische Ordnung ist in dieser Hierarchie die einfachste Säulenordnung, sie wird gern als Regelordnung bei ablaufenden oder sich wiederholenden Wandgliederungen verwendet. Die ionische Säulenordnung nimmt eine mittlere Stellung ein bei herauszustellenden architektonischen Gliederungen. Die korinthische oder komposite (korinthisches Kapitell mit ionischen Voluten) Säulenordnung hingegen ist die vornehmste Ordnung, die architektonischen Höhepunkten innerhalb des Kanons der Säulenordnungen vorbehalten ist. Auch die Verwendung der Säulenordnungen im Relief als Pilastergliederung, als Halbsäulen oder Vollsäulen unterliegt diesem hierarchischen Muster, genauso wie

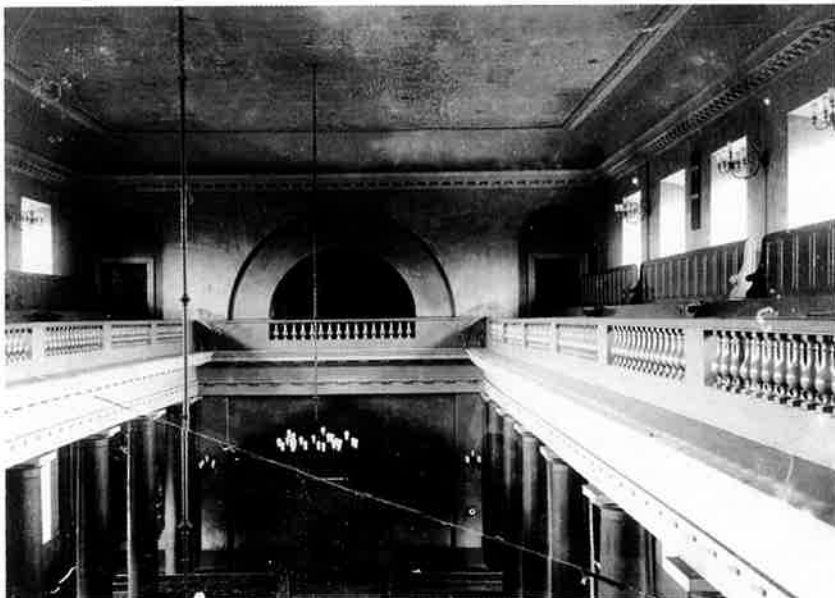
die Gestaltung des Säulenschaftes als glatte Säule, als kannelierte oder gewundene Säule.

In dieser Hierarchie der Säulen hätte in der Husumer Marienkirche die korinthische Säule tatsächlich keinen Platz, sie wäre in der uns nicht mehr zugänglichen Realität hinter dem verschlossenen Portal zu vermuten. Und so findet sich die korinthische Säule tatsächlich nicht. Aber Hansen verzichtet dennoch nicht darauf, ihre Symbolsprache zur Anwendung zu bringen: An der Kanzel und an den Altarleuchtern, die noch die ursprünglichen sind, findet sich das Akanthusblatt, das die korinthische Säule schmückt. Diese „Hauptstücke“ der Kirche – Altar und Kanzel – werden damit jenem Bereich zugeordnet, in dem sich auch die korinthische Säule finden würde, dem Bereich Gottes, der sich indessen unserer Darstellung entzieht. Mit der Wortverkündung der Kanzel und dem Sakrament des Altares wendet sich Gott also dem Menschen zu, der an ihn glaubt. Dabei kommt der Kanzel innerhalb der Ädikula eine zentrale Bedeutung zu, sie stellt das „Wort“ dar, das im Zentrum der lutherischen Theologie steht. Auch das Auge Gottes im Strahlenkranz am Kanzelcorpus ist ein weiteres sprechendes Symbol, das die Präsenz Gottes in der Welt verdeutlicht.

Eine konvex in den Kirchenraum hinein ragende Balustrade um den Altar grenzt den „heiligen Bezirk“ ab, dort empfing die Gemeinde kniend das Abendmahl. Dieser Balustrade im Innern entspricht im Äußern die konvex auf das Kirchenportal zuführende Reihe der Granitpoller mit ihrem geschmiedeten Gitter. Es gibt Hinweise darauf, dass die Taufe – übrigens die alte Taufe aus dem Vorgängerbau, ein qualitätvoller Bronzeguss eines Husumer Meisters der Barockzeit – vor den Altarschranken aufgestellt war. Das würde auch von der Symbolsprache her Sinn geben, da die Taufe Voraussetzung für den weiteren Weg der Seele zu Gott ist. Auch könnten in der Anordnung Taufe-Altar-Kanzel die drei Gestalten Gottes im Christentum dargestellt sein: Die alte Taufe als Zeichen des Vaters, der immer war; der Altar mit dem ursprünglichen Kreuzifix: Christus; die Kanzel mit dem Auge Gottes im Strahlenkranz: der Heilige Geist.

Die halbrunde Maueröffnung über dem Altarportal mit dem Kreuz über dem Giebelfeld des Portals nimmt das Motiv des Regenbogens auf, des Friedenszeichens zwischen Gott und Mensch im Alten Bund, während das Kreuz das Friedenszeichen des Neuen Bundes ist. Der Alte und der Neue Bund, also die Verbindung zwischen Gott und seinen Kindern, im Alten und Neuen Testament dargestellt, ermöglicht nach christlicher Auffassung die Verbindung mit Gott und steht im engen Zusammenhang mit der Austeilung des Abendmahls.

Das Motiv der halbrunden Öffnung (Lünette) findet sich in der Kirche insgesamt vier Mal, zwei Mal innen und zwei Mal außen. Eine Lünette mit einer massiven Laibung hat ihren Platz über dem Westeingang und dient als Glockenöffnung, eine zweite über dem Ostportal gibt als Fenster dem Raum über dem Altar Licht, das in den Kirchenraum hinein scheint. Die vierte Öffnung befand sich schließlich im Kirchenraum selbst, ebenfalls auf Emporenhöhe, sie bildete den Abschluss nach Westen und öffnete eine Loge, wahrscheinlich die Königsloge zum Kirchenraum. Da Husum ein königliches Schloss besaß, war



*Abb. 3: Blick auf die westliche Loge (beseitigt beim Einbau der Orgel)*

mit dem Besuch des Monarchen zu rechnen, sodass auch in der Kirche hierfür Vorkehrungen zu treffen waren.

Im ausgeführten Husumer Entwurf bricht Hansen also mit der Tradition seiner bisherigen Sakralbauten und baut einen sehr konsequent und kompromisslos ausgerichteten Innenraum. Ein zweites Moment verdeutlicht Hansens ebenfalls neue Konzeption: Keine andere Hansen-Kirche öffnet sich mit zwei Seitenportalen zu der sie umgebenden Außenanlage. Bei geöffneten Türen wird diese mit in den Raum hinein genommen, und auch aus den Bankreihen fällt der Blick durch die klaren Fensterscheiben auf die Bäume, die in einer doppelten Allee die Kirche umstellen. Außen- und Innenraum werden so mit einander verbunden – oder anders gesehen, die Kirche wird durch den Bereich der Baumreihen erweitert und erhält so einen zusätzlichen sakralen Bezirk in einer allerdings streng gegliederten Natur. Jedenfalls aber bildet der Kirchbau zusammen mit den sie umgebenden Baumreihen eine geistige Einheit, aber auch eine städtebauliche Einheit.

Durch den Abbruch der alten Marienkirche war ein großer freier Platz entstanden, der nur zu einem Teil durch die neue Marienkirche eingenommen werden konnte, diese war weniger breit und weniger tief als der Vorgängerbau. Hansen musste also eine städtebaulich befriedigende Lösung finden. Auch die Kirche musste den Raumabschluss von der Großstraße her bilden, dabei wurde dieser Raum durch den neu entstandenen Platz, den heutigen Marktplatz zusätzlich bedeutend erweitert. Der eigentliche Kirchenbau mit seiner durchaus markanten Turmfassade wäre möglicherweise nicht groß genug gewesen, um hier eine glaubwürdige Lösung zu bieten.

Eine solche Lösung schuf Hansen, der selten städtebaulich wirken konnte, durch eine zusätzliche architektonisch aufgefasste Baumkulisse, sodass ein großer, aus Kirche und Bäumen gestalteter Komplex entstand. Diese Bäume mussten aber konsequenterweise in einer architekturbegleitenden Weise als Allee angeordnet werden.

Die Anlage eines Baumgürtels um die Kirche und das Öffnen der Kirche in diesen Bereich erscheinen als eigene Gedanken Hansens wie auch die Konzeption des Innenraums, der Rückschlüsse auf seine eigene religiöse Anschauung zulässt. Bereits die Ansprache der Kirche in der Inschrift über dem Hauptportal als „Haus Gottes“ bedeutet, dass dieses Haus Gott geweiht sein soll, nicht unbedingt, dass es Gottes Wohnstatt wäre. Und eigentlich ist es auch nur ein Vorhof zu Gottes Wohnungen, denn im Innern findet sich eine Säulenstraße, die symbolisch nach oben geöffnet erscheint. Am Ende dieser Säulenprozession findet sich eine Torsituation, die indessen verschlossen ist, aber Licht in den Kirchenraum hinein lässt. Gottes ewiges Reich wäre also dahinter zu vermuten, zu ihm haben wir jedoch nur in einer anderen Realität Zugang.

Gott hat uns indessen durch die Taufe als seine Kinder angenommen, er stärkt uns durch das Sakrament des Altars und die Verkündigung seines Wortes, wir sind seine Schöpfung, wie auch die Natur um uns herum. Zu ihm sollen wir streben. Dennoch aber bleibt er für uns verstandesgemäß letztlich unbegreiflich, allenfalls ist er erahnbar. Er will eben persönlich geglaubt sein. Aufschlussreich auch, dass zwar das Portal mit Kanzel und Altar vermauert ist, es jedoch zu beiden Seiten offene Seiteneingänge gibt, die weitere Wege andeuten, tatsächlich aber nur in nicht mehr definierten Räumen enden.

Christian Frederik Hansens Husumer Marienkirche nimmt im Schaffen dieses bedeutenden Architekten des Klassizismus eine Sonderstellung ein:

- Hansen löst sich in Husum von seinen bisherigen Vorstellungen eines Kirchenbaus und legt eine für ihn neue Konzeption zu Grunde, die in Quickborn möglicherweise bereits angedacht, aber jedenfalls nicht vollendet wurde.
- Der Husumer Bau erforderte ein städtebauliches Konzept, das C. F. Hansen selten erarbeiten konnte.
- Die deutliche Symbolsprache der Husumer Kirche offenbart Hansens eigene religiöse Vorstellungen, sodass die Kirche ein sehr persönliches Werk ist.
- Es nimmt deswegen auch nicht wunder, wenn er eine weitere Diskussion dieses letzten Bauvorschlages mit dem Husumer Magistrat kategorisch ablehnte.

Die Husumer Marienkirche stellt also eine bemerkenswerte Ausnahme im Werk des großen nordeuropäischen Architekten dar, der gleichermaßen in Hamburg, Schleswig-Holstein und Kopenhagen nachhaltig gewirkt hat.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Det Kongelige Bibliotek København nach Vorlage ebd., Kortog Billedafdelingen 1911 Nr. 13961; Abb. 2: Ulf Dietrich von Hielmcrone nach Vorlage im Kirchenkreisarchiv Husum-Bredstedt, Husum; Abb. 3: Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein, Kiel, Abzug vom beschädigten Glasplattennegativ

# Sophie Jacobsen – Höhere Bildung auch für Mädchen

Von Jürgen Dietrich

Sie tauchte 1866 in Husum wie aus dem Nichts auf. Aber sie brachte der Stadt etwas mit: die Möglichkeit der höheren Bildung für Mädchen. Ihr Name: Sophie Jacobsen, eine ledige Lehrerin, 37 Jahre alt. Eine höhere Schulbildung war bis dahin den Jungen vorbehalten; in Husum gab es sie mit der Gelehrten-schule schon seit 1527. Im Pesel der Dittmanschen Bäckerei in der Großstraße 7<sup>1</sup> begann Sophie Jacobsen mit nur sieben Schülerinnen den Unterricht ihrer privaten Höheren Mädchenschule: ein damals mutiges Unterfangen, das Parallelen in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, zum Beispiel in Schleswig und Rendsburg, hatte.<sup>2</sup> Sophie Jacobsen legte mit ihrer Schulgründung den Grundstein für eine Entwicklung, die über den Ausbau zur städtischen Oberschule und weiter zum Gymnasium mit Abiturberechtigung führte. „Theodor-Storm-Schule“ – nicht etwa „Sophie-Jacobsen-Schule“ – wurde 1932 diese höhere Lehranstalt für Mädchen benannt. Sie ist heute ein Koedukationsgymnasium. Aber zumindest mit einer verspäteten Straßenbezeichnung „Sophie-Jacobsen-Straße“ (1984) bleibt die Erinnerung an diese Pionierin einer höheren Bildung für Mädchen in Husum erhalten.

Das Schulwesen in der Stadt Husum stellte sich um 1866 so dar: Die Gelehrten-schule<sup>3</sup> führte zur Hochschulbefähigung. Die Dänen hatten sie 1852 vollständig in eine Höhere Bürgerschule mit Latein umgewandelt; im April 1864 war sie unter österreichisch-preußischer Aufsicht wieder als Gelehrtschule eröffnet worden. Dieser östlich der Marienkirche gelegenen Schule war eine Schreib- und Rechenklasse angegliedert, die als eine Art Vorläufer der späteren Bürgerschule angesehen werden kann. Der Grundschulunterricht wurde an zwei Elementarschulen, so genannten Distriktschulen, erteilt. Sie befanden sich in der Süderstraße und auf der Neustadt (hier seit 1866). Nach den Lehrern, die dort unterrichteten, wurden sie die Petersensche und die Dethlefsensche Schule genannt. Daneben gab es zwei Hauptschulen, eine für Jungen und eine für Mädchen. Jede der Elementar- und Hauptschulen bestand aus vier Klassen. Die Jungen der Oberklassen unterrichtete der Schreib- und Rechenmeister der Gelehrtschule. Daneben existierten bereits seit Jahrhunderten die privat geführten „Winkel-, Neben- und Klippschulen“. Sie wurden auch von Kindern der sozialen Oberschicht besucht. So ist bekannt, dass Theodor Storm die Klippschule der „Mutter Amberg“ besuchte, bevor er mit achteinhalb Jahren zu Ostern 1826 in die Quarta der Gelehrtschule aufgenommen wurde.<sup>4</sup>

In dieser Stadt mit ihren damals rund 4.900 Einwohnern wagte die 37-jährige Sophie Jacobsen den mutigen Schritt einer privaten Schulgründung: Am

3. November 1866 konnten die Bürger im „Husumer Wochenblatt“ die Anzeige lesen, dass Sophie Jacobsen eine Töchterschule eröffnet habe.<sup>5</sup> Sie habe viele Jahre im Lehr- und Erziehungsfach im In- und Ausland erfolgreich gearbeitet. Sie sei außerdem befähigt, einen gründlichen Sprach- und Musikunterricht zu erteilen. Im Hause Großstraße 7 (heute Teil Sparkasse Nordfriesland), in dem Sophie Jacobsen am Vortage des Berichtes den Unterricht aufgenommen hatte,<sup>6</sup> wohnte sie auch.<sup>7</sup> Die in der älteren Literatur vertretene Auffassung, die Schule sei in einem Nebengebäude des Hauses Markt 12 eröffnet worden, ist widerlegt.<sup>8</sup>

Geboren wurde Sophie Jacobsen am 19. Juli 1829 in Flensburg in der Norderstraße Haus 273.<sup>9</sup> Ihr Vater war aktiver Schiffskapitän, in den Jahren 1808 und 1809 vor allem in den westindischen Gewässern<sup>10</sup> Führer von Kaperschiffen mit königlicher Erlaubnis. Später arbeitete er als Cargadeur, nach heutigem Sprachgebrauch ein selbstständiger Schiffsmakler. Bereits sein Vater Lorenz Jacobsen fuhr als Steuermann zur See, und auch der Großvater mütterlicherseits war Schiffer im dänischen Horsens gewesen. Sophies Mutter Catharina Jacobsen war die Tochter des Flensburger Schiffskapitäns Nicolay Petersen Joost. Die zuweilen in früheren Veröffentlichungen anzutreffende Behauptung, Catharina Jacobsen stamme aus Griechenland,<sup>11</sup> ist unzutreffend. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, das jüngste war Sophie.<sup>12</sup>

Der Ausbildungsgang der Sophie Jacobsen ist unbekannt. Bis zur Eingliederung der Herzogtümer 1867 in den preußischen Staat als Provinz Schleswig-Holstein gab es keine Ausbildungsanstalten für Lehrerinnen (Das erste Seminar für männliche Lehrkräfte in den Herzogtümern Schleswig und Holstein

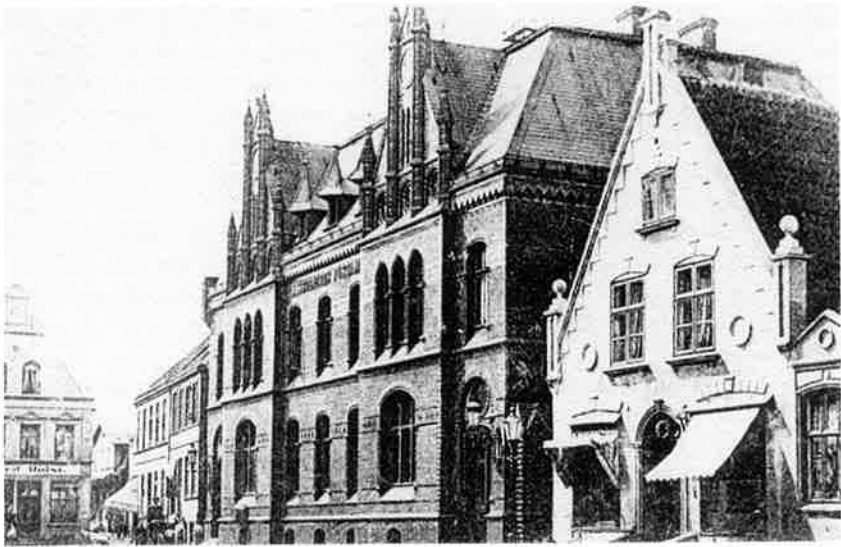


Abb. 1: Großstraße in Husum, in der Mitte das 1889-1890 errichtete Postgebäude, rechts das Haus Großstraße 7

wurde 1781 in Kiel eröffnet). Angestellte Lehrerinnen kannte die öffentliche Schule nicht. An zahlreichen Privatschulen jedoch unterrichteten Frauen. Die erste staatliche Lehrerinnenprüfung in Schleswig-Holstein fand erst 1869 in Schleswig statt.<sup>13</sup>

Im übrigen Gebiet des Königreiches Dänemark war es Frauen möglich, sich an Privatinstituten zur Lehrerin ausbilden zu lassen und sogar ab 1859 vor einer Kommission eine Prüfung abzulegen. Eine solche Ausbildung konnte sich anfänglich nur das wohlhabende Bürgertum leisten. Eine Finanzierung über eigens aufgenommene Kredite führte am Ende der Ausbildung zu einer hohen Verschuldung. Das war jedoch an Lehrerseminaren gang und gäbe. Nach damals vorherrschender gesellschaftlicher Auffassung war es für ein Mädchen einer gehobenen Gesellschaftsklasse absolut unpassend, beruflich tätig zu sein. Ihre Aufgabe war ihr als Frau und Mutter vorbestimmt. Eine Tätigkeit als ledige Lehrerin wurde als Ausnahme akzeptiert.

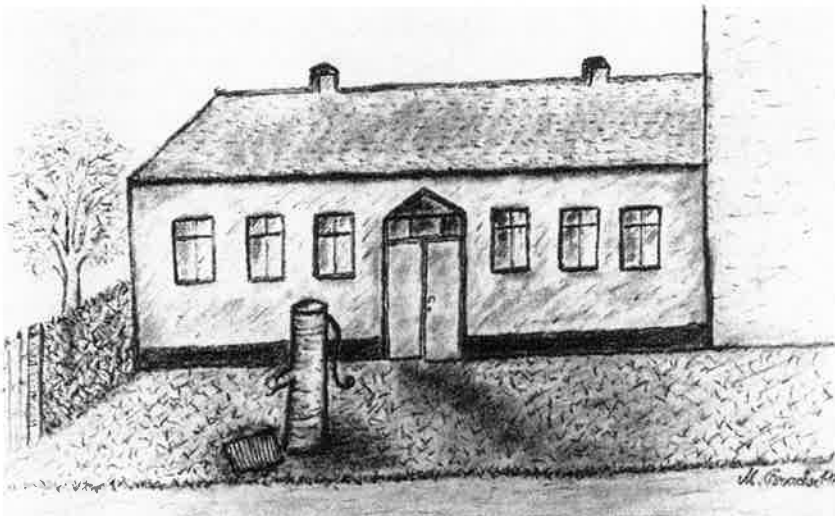
Die Bildungsarbeit für Mädchen wurde damals unter dem über Jahrhunderte geprägten Frauenbild gesehen. Bei einer ersten Versammlung von Pädagogen Höherer Mädchenschulen in Weimar 1872 wurde offiziell erklärt, es gehe nur darum, Frauen eine Bildung zu vermitteln, „damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde ...“.<sup>14</sup> Dies war das Ziel der Höheren Mädchenschulen – „Jede unterrichtete nach ihrem eigenen Plan, von keiner Schulaufsicht gestört; Abschlüsse und Berechtigungen spielten ja keine Rolle, denn eine Hochschulreife hätte ja doch nur an einer voll ausgebauten höheren Jungenschule erworben werden können ...“.<sup>15</sup>

Sophie Jacobsen gab ihre Wohnung im Hause Großstraße 7 bald auf, übte ihre berufliche Tätigkeit aber dort zunächst weiter aus. 1868 mietete sie vom Kaufmann Theodor Schäfler eine Wohnung im Hause 4. Quartier Nr. 163 (Markt 12).<sup>16</sup> Schäfler hatte das Gebäude 1871 errichten lassen, nachdem im Sommer 1870 das Obergeschoss des alten Hauses abgebrannt war. In diesem dreigeschossigen Giebelhaus, das noch klassizistische Stilelemente aufwies, vermietete Schäfler im Mai 1871 sechs Zimmer. Im Erdgeschoss war das Husumer Amtsgericht für ein Jahr untergebracht, in dem Theodor Storm Amtsrichter war.<sup>17</sup> Die von Sophie Jacobsen gemieteten Wohnräume müssen einen komfortablen Zuschnitt aufgewiesen haben, denn die Lehrerin bot 1874 im Husumer Wochenblatt an, „mehrere Pensionairinnen ... aufzunehmen“<sup>18</sup>, also auswärtige Schülerinnen bei sich wohnen zu lassen. Das Pensionsgeld wird sicherlich eine willkommene Nebeneinnahme neben dem Schulgeld gewesen sein.

Im selben Haus wohnte auch Hermann Homfeldt, der es 1873 von Theodor Schäfler pachtete und in den frei gewordenen Räumen des Amtsgerichts ein Manufakturwarengeschäft einrichtete. Das Amtsgericht wurde in den südlichen Nebenflügel des Schlosses vor Husum verlegt. Homfeldt, der später Senator der Stadt Husum wurde, vermietete ein Hinterhaus, das sowohl durch einen Seiteneingang des Hauses vom Markt als auch von der Lämmerfenne aus zu erreichen war, an die Lehrerin Sophie Jacobsen. In dieses Gebäude mit zwei kleinen zusammenhängenden, beheizbaren Räumen verlegte Sophie



*Abb. 2: Haus Markt 12 (Neubau v. 1871)*



*Abb. 3: Hintergebäude des Hauses Markt 12. Gedächtnisskizze von Margarete Bracker, 1973*

Jacobsen ihre Töchterschule. Die 1865 geborene Gertrud Storm, Tochter des Dichters und Amtsrichters, berichtete, dass sie noch in diesem Haus eingeschult wurde. Das muss 1871 oder 1872 gewesen sein.<sup>19</sup>

Die Räume in dem Homfeldtschen Nebengebäude erwiesen sich für den Schulbetrieb bald als klein. Sie waren auch wenig komfortabel, vor allem zu niedrig und insgesamt in einem schlechten baulichen Zustand. Sophie Jacobsen suchte daher ein anderes Domizil für ihre Töchterschule. Durch den Bau der Bürgerschule als Zentralvolksschule für die Stadt Husum waren 1876 zwei Distriktsschulen freigeworden: die Petersensche Schule in der Süderstraße 97 (4. Quartier Nr. 61-63) und die Dethlefsensche Schule, Neustadt 48 (6. Quartier Nr. 74). Sophie Jacobsen reagierte schnell auf das Freiwerden der Schulen. Nur sechs Tage nach Einweihung der Bürgerschule am 8. Mai 1876 bat sie in einem Schreiben den Magistrat, ihr „das Lokal der ehemaligen Schule in der Süderstraße in Miethe zu überlassen“.<sup>20</sup> Für die von ihr bisher genutzten Räume drohe jederzeit die Gefahr, dass der Vermieter sie selbst benötige. Außerdem sei das Haus „alt und sehr verfallen und namentlich viel zu niedrig“.<sup>21</sup>

Die Stadt äußert ihr Wohlwollen gegenüber der privaten Töchterschule. „Husum darf nicht ohne eine Lehranstalt für Mädchen sein ... Außerdem bringt ein gutes Mädcheninstitut der Stadt auch Einnahmequellen“, heißt es in dem Antwortschreiben.<sup>22</sup> Dennoch wurde der Antrag mit Hinweis auf die hohen Kosten für Umbau und Sanierung von 2.000 bis 3.000 Mark abgelehnt. Der Magistrat werde aber „... die Frage wegen eines passenden Lokals nicht aus den Augen verlieren“.<sup>23</sup> Das Haus in der Süderstraße wurde vom Husumer Handwerkerverein von 1857 im Dezember 1876 erworben, der dort sein Handwerkervereinsheim einrichtete.<sup>24</sup>

Sophie Jacobsen gibt nicht auf. Bereits Anfang 1877 wendet sie sich erneut an den Magistrat. Dieses Mal fragt sie an, ob das nun leer stehende Schulgebäude auf der Neustadt „ohne großen Kosten für mich“ für die Zwecke der Töchterschule eingerichtet werden könne. Denn die jetzigen Lokalitäten entsprächen nicht den Ansprüchen der Gegenwart.<sup>25</sup> Die Stadt beauftragt den Maurermeister Christian Struve<sup>26</sup> den Umfang der Reparaturarbeiten zu ermitteln. In dem auf fünf Jahre (vom 12. Oktober 1877 bis 12. Oktober 1882) abgeschlossenen Mietvertrag vom 16. Mai 1877 verpflichtet sich die Stadt, die Außenseiten der Gebäude, das Dach und die Einfriedigungen zu reparieren. Auch die auf dem Gebäude ruhenden Kosten wie Gebäudesteuern, Brandkasengeld und Schornsteinfegergeld werden von der Stadtkasse bezahlt. Die Kosten für Reparaturen und Verschönerungen im Hausinnern dagegen muss die Mieterin übernehmen. Die Jahresmiete wird auf 660 Mark festgesetzt.

Die Stadt Husum hatte das Haus 1866 für die Summe von 6.000 Mark Courant<sup>27</sup> von den Erben des Zigarrenmachers Matthiesen erworben, um dort eine „obere Knabenschule“ einzurichten. Die Regierung in Schleswig genehmigte das städtische Vorhaben und erlaubte, dass die Stadt für die Einrichtung weitere 3.400 Mark Courant ausgeben durfte.<sup>28</sup> Im Haus befand sich auch die Wohnung des Lehrers Johann Diedrich Dethlefsen. 1803 noch gehörte die Immobilie dem Brauer Johann Nicolaysen. Sie bestand aus einem Wohnhaus mit einem sich nach Westen anschließenden lang gestreckten Brauhaus. Diese



Abb. 4: Haus Neustadt 48

Räumlichkeiten waren unverändert, als Sophie Jacobsen dort ihre Mädchenschule einrichtete.

Die Erinnerungen ehemaliger Schülerinnen an ihre Schule wurden 1961 in den Husumer Nachrichten veröffentlicht.<sup>29</sup> Dort heißt es:

„Die Straßenfassade ... zeigte zur Rechten ein Tor als Schuleingang, ‚das war eine grün gestrichene große Doppeltür, eine Art Scheunentor, das mich immer an einen Stalleingang erinnerte‘. Links von diesem Torbogen lag die **Wohnung der Vorsteherin mit mehreren Fenstern zur Straße, links davon die Haustür als Privateingang und davon wiederum zur Linken ein kleines einfenstriges Zimmer (Bücherei und gelegentlich Klassenraum für kleine Schülerinnen), oben mehrere Fenster, wo die Wirtschafterin wohnte und nach hinten das Mädchen oder andere Hausgenossen.**

Durch den Torbogen gelangten die Schülerinnen über einen kleinen Vorhof mit Kopfsteinpflaster zur Linken in eine große Diele und dann rechts um die Ecke in einen langen Korridor, von dem die vier Klassenräume ausgingen, deren Fenster nach Norden lagen. Sie blickten auf den in der Ausdehnung des **Schulgebäudes handtuchartig schmalen Schulhof, der darauf nach Westen zusammen mit dem Gärtchen der Leiterin die volle Breite des Grundstücks einnahm**, und für unsere kleine Schule gar nicht mal so eng erschien‘. Das Schulgebäude in Ost-West-Richtung war lang gestreckt und eingeschossig. [Es war das frühere Brauhaus] ... Nach Westen grenzte das Grundstück an den Totengang, wo sich **damals eine Reihe stattlicher Kastanienbäume befand ...**“

Die Schülerinnen **erinnerten sich** aber auch an **einen hohen Birnbaum** im Nachbargarten, dessen Zweige in den Schulhof hinein ragten und den Schülerinnen „im Herbst Gelegenheit zu mancherlei Erquicklichkeiten“ bot.

Erinnerungen an ihre alte Schule hat auch die ehemalige Schülerin Lucie Feldmann-Roll aufgezeichnet; sie war später zwei Jahre lang Lehrerin an dieser Privat-Töchterschule.<sup>30</sup> „Die Schule war untergebracht in einem sehr alten Hause in der Neustadt – ein Anbau, in dem die vier Klassen lagen, ging nach hinten hinaus bis an den Spielplatz, der mit alten Kastanien bestanden war ...“ Auch sie hat das Bild ihrer alten Schule lebendig vor Augen.

Einzug in die Literatur hat diese Schule durch die Schriftstellerin Frederike Henriette Kraze<sup>31</sup> gefunden. In ihrem 1923 erschienenen Roman „Maria am Meer“ beschreibt sie liebevoll die „höhere Mädchenschule Auf der Neustadt“, an der sie selbst noch einige Jahre unterrichtet hat, bevor die Schule zu Beginn des Jahres 1900 in den städtischen Neubau in der Theodor-Storm-Straße 2 (heute Volkshochschule) umzog:

„Drei Fenster neben einem Tor und unter einem schiefen, zweifenstrigen Giebel bestreiten die ganze imposante Schulfront. Das müde Tor über dem holprigen Gang ist allerdings breit genug, daß ein tüchtiger Ochse sich dadurch nicht beengt zu fühlen braucht. Was zuweilen auch nottut. Die schmale, stark belebte Straße, die an ihrem Norderende hauptsächlich aus Wirtschaften besteht, führt zum Viehhof. ... Ja, es soll vorkommen, daß Sommers plötzlich ein prachtvoll gehörntes Haupt durch die geöffneten Fenster der kleinsten Klasse hereingrößt, zur hohen Freude der Fibelhelden. Erschreckt hat es noch niemanden. Den Kindern dieser Stadt sind die Ochsen vertraut ...“.<sup>32</sup>

Offenbar existiert nur ein Foto von Sophie Jacobsen, siehe Abbildung 5<sup>33</sup>. Doch durch die übereinstimmenden Erinnerungen ihrer früheren Schülerin-



Abb. 5: Klassenbild, in der Mitte Sophie Jacobsen. 1881

nen<sup>34</sup> entsteht ein recht plastisches Bild dieser Frau. Wie immer wieder betont wird, war sie eine feine, vornehme Dame, freundlich und dennoch achtungsgebietend mit guten Umgangsformen, die sie bemüht war an ihre Mädchen weiterzugeben. Sie drückte sich mündlich als auch schriftlich immer sehr gewählt aus. Den Kindern erschien sie schon sehr alt. Den modischen Auffassungen jener Zeit entsprechend, bevorzugte sie schwarze Kleidung. „Sehr würdig angezogen“, empfand sie Lucie Feldmann-Roll.<sup>35</sup> Um die Schultern trug sie ein Tuch, das an den Schläfen künstlich gepuffte Haar deckte eine kleine schwarze Haube. Außer in Kopenhagen, wie ihre Schülerinnen von ihr wussten, war sie auch längere Zeit in England gewesen. Sophie Jacobsen sprach daher ein gutes Englisch und erteilte lange Jahre den fremdsprachlichen Unterricht. Sie spielte auch Klavier und begleitete auf „einem uralten tafelförmigen Klavier“<sup>36</sup> bei den täglichen Morgenandachten den Gesang.

Von Anbeginn des Schulbetriebes belasten Sophie Jacobsen finanzielle Sorgen. Bereits im Oktober 1878 ist sie gezwungen, den Magistrat zu bitten, die jährliche Miete auf 600 Mark zu ermäßigen.<sup>37</sup> Sie gibt dem Magistrat Einblick in ihre finanzielle Lage: Die Heizkosten sind doppelt so hoch wie im Hause Homfeldt, ihren beiden geprüften Lehrerinnen zahlt sie bei freier Station 480 und 450 Mark, die Handarbeitslehrerin wird mit 300 Mark honoriert, den stundenweise Unterricht erteilenden Lehrern zahlt sie pro Stunde 1 Mark 50. „Somit bleibt für mich selbst nur wenig übrig“, klagt sie. Die Anschaffung von Lehrmitteln, neuen Schultischen und Bänken hätten zudem ihre Mittel sehr erschöpft. Obwohl von Geldsorgen geplagt, sorgte sie für ihre drei verwaisten Nichten und unterstützte einen „altersschwachen, vom Schlag gelähmten Schwager“. Der Magistrat reduziert die Miete auf 600 Mark, im Jahr darauf auf 500 Mark.

Dennoch scheinen die Sorgen nicht abzureißen. Sophie Jacobsen kommt mit der Zahlung ihrer Miete in Verzug und erbittet Stundung und Ratenzahlung. Beides wird genehmigt. Doch der Druck steigt weiter. 1882 ist sie sogar gezwungen, um Erlass der Miete für ein Jahr zu bitten, „da ich bei der mir möglichen Einschränkung nicht in der Lage bin, meinen Verpflichtungen gegen den hohen Magistrat gewissenhaft nachzukommen“.<sup>38</sup> Im Jahr darauf bittet sie in einem sehr verzweifelt klingenden Brief an den Magistrat erneut, ihr die Hausmiete zu erlassen.<sup>39</sup> Die Verluste im vorigen Jahr waren hoch. Die Schule zählt 47 Schülerinnen, von denen Ostern sieben konfirmiert werden und damit die Schule verlassen.<sup>40</sup> Der Brief, in dem sie ihre finanziellen Verpflichtungen dem Magistrat erneut schildert – „dann bleibt für mich und die meinigen nichts mehr übrig als die bittere Sorge um das Dasein“ – gibt auch Einblick in die von ihr honorierte Lehrerschaft. Danach werden die 47 Schülerinnen in vier Klassen von zwei hauptamtlichen geprüften Lehrerinnen unterrichtet. Stundenweisen Unterricht erteilen Lehrer anderer Husumer Schulen, so der Oberlehrer Ulrich Anton Christiansen<sup>41</sup>, die Gymnasiallehrer M. Vierth<sup>42</sup> und Joachim Rohweder<sup>43</sup>. Zeichenunterricht erteilt Julius Grelstorff<sup>44</sup>, Hilfslehrer am Gymnasium. Als weiterer Lehrer wird ein Gentzen genannt.<sup>45</sup>

In ihrer verzweifelten Sorge um die Privatschule bietet Sophie Jacobsen dem Magistrat an, sich unter ein „Curatorium“, ein Aufsichtsgremium, zu

stellen. Die städtischen Kollegien erkennen die finanziellen Sorgen der Schulleiterin an. Sie helfen: Die Mietrückstände werden erlassen, die Miete per 1. November 1883 auf jährlich 100 Mark festgesetzt. Die Unterhaltung der Schulräume übernimmt die Stadt. Sophie Jacobsen muss lediglich für die Unterhaltung der von ihr genutzten Wohnräume aufkommen. Die Idee, die administrative Leitung der Schule einem Kuratorium zu übergeben, wird aber erst zwei Jahre später aufgenommen.

Bis zur Eingliederung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat war das Schulwesen weitgehend eine kommunale Angelegenheit gewesen. Das Schulpatronat war in Husum ein seit Jahrhunderten der Stadt zustehendes und von der jeweiligen Obrigkeit auch anerkanntes Recht. Lediglich die Schulaufsicht wurde von der Kirche durch einen Pastor als Schulinspektor ausgeübt. Mit dem Aufbau der preußischen Verwaltung ging die fachliche Zuständigkeit für die Schulen des Landes an die Abteilung für Kirchen und Schulwesen der königlichen Regierung in Schleswig über. Im November 1883 fordert die Regierung erstmals einen Bericht über die Privatschulen an. Die Stadt lässt sich mit der Antwort ein halbes Jahr Zeit. Der Bericht<sup>46</sup> von Bürgermeister Emanuel Gurlitt<sup>47</sup> erlaubt wiederum einen Einblick in die „Privat-Erziehungsanstalt für die weibliche nicht confirmierte Jugend in Husum“, wie die Schule in dem Bericht bezeichnet wird. Geleitet wird die Anstalt „mit Umsicht und Erfolg“ von der Vorsteherin Sophie Jacobsen, „eine ältere Dame“ (zum Berichtszeitpunkt war sie 54 Jahre alt!). Besucht wird die Schule von 53 Schülerinnen. Die Vorsteherin beschäftigt weiterhin die Gymnasiallehrer Rohweder und Vierth, den Hauptlehrer Christiansen, den Lehrer Gentzen sowie die für höhere Töchter-schulen geprüften Lehrerinnen Vollers<sup>48</sup> und Louise Blohm<sup>49</sup>. Zeichenunterricht wird von Julius Grelstorff, Handarbeitsunterricht von Fräulein Jensen erteilt. Auch die Höhe des Schulgeldes wird in dem Bericht genannt. Es beträgt jährlich in der 1. Klasse 140 Mark, in der 2. Klasse 104 Mark, in der 3. Klasse 92 und in der 4. Klasse 68 Mark.

Erstmals werden 1886 Klagen über die räumlichen Verhältnisse der Schule auf der Neustadt laut. Sie werden sich später mehren und schließlich zum Bau eines neuen Schulgebäudes durch die Stadt führen. 1886 weist der königliche Baurat Ferdinand Weinreich<sup>50</sup> in einem Schreiben<sup>51</sup> die städtische Schuldeputation auf die mangelhafte Heizung und Ventilation in den Schulräumen hin. Die mehrfache Erkrankung seiner Tochter Hanna im Laufe des Winters führt



Abb. 6: Sophie Jacobsen, Unterschrift in einem Brief v. 5. Januar 1877 an den Magistrat der Stadt Husum

Weinreich auf die schlechten Heizungs- und Ventilationsverhältnisse zurück. Er möchte untersucht wissen, ob die entsprechenden staatlichen Vorschriften in Bezug auf Heizung und Ventilation eingehalten werden. Gleichzeitig macht Weinreich die Stadt darauf aufmerksam, dass die Schulräume nachts zum Trocknen von Wäsche benutzt werden, „welche mitunter noch morgens, wenn die Kinder schon zur Schule erscheinen, auf den Bänken ausgebreitet liegt“, moniert der Baurat. Er fordert die Schulaufsichtsbehörde auf, das Trocknen der Wäsche in den Schulräumen „unbedingt und streng“ zu verbieten, „da der Dunst der Wäsche bekanntlich im höchsten Grade ungesund ist“.<sup>52</sup>

Der von der Stadt als Sachverständiger zur Untersuchung eingesetzte Baurat Christian Treede<sup>53</sup> stellt in seinem Gutachten fest, dass die eisernen Öfen der Schule „schlecht“, „undicht“ und von „veralteter, wenig Nutzeffekt bringender Konstruktion“ sind. Die Klagen über die durch Ofendunst entstehende schlechte Luft hält der Baufachmann für berechtigt. Er empfiehlt, neue Öfen anzuschaffen. Dagegen ist die Ventilation nach seiner Meinung ausreichend. Gegen die Schulzimmer selbst hat er nichts einzuwenden.

Anfang des Jahres 1886 übernimmt ein Kuratorium unter Leitung von Bürgermeister Emanuel Gurlitt die administrative Leitung der Schule. Sophie Jacobsen bleibt aber nach wie vor Trägerin der Schulkonzession. Sie ihr zu entziehen hätte bedeutet, sie arbeitslos zu machen, ihr das Einkommen aus der Schule zu nehmen. Als Gegenleistung, dass die Schulleiterin die finanzielle Leitung dem Kuratorium überträgt, sollten jährlich 1.000 Mark aus den Erträgen der Schule an sie gezahlt werden. Die Anregung für diese Lösung war von den Eltern gekommen, die das weitere Bestehen der Schule gefährdet sahen. Denn die Schülerzahl war seit Jahren rückläufig. Um selbst leben und die drei verwaisten Kinder ihres verstorbenen Bruders großziehen zu können, hatte Sophie Jacobsen die Honorare der Lehrkräfte kürzen müssen. Zudem wurde jetzt auch Kritik an ihren pädagogischen Fähigkeiten zum Unterrichten der ersten, d. h. der oberen Klasse geäußert. Um die Schule wieder „in die Höhe zu bringen“, wurde sie aufgefordert, den Unterricht in der oberen Klasse aufzugeben. Die Neuorganisation hatte Erfolg. Von Ostern 1886 bis Ende September des gleichen Jahres „ist nun die Schule innerlich im Aufblühen“, berichtete der Magistrat der Stadt Husum der Königlichen Regierung.<sup>54</sup> Finanzielle Schwierigkeiten gab es aber noch weiterhin.

Die Schule muss in diesen Jahren Vorzügliches geleistet haben, denn die Ergebnisse der öffentlich abgehaltenen Schulprüfungen werden im Husumer Wochenblatt als „hocherfreulich“ bezeichnet. „Es wurde durchweg nur Gutes, in einzelnen Fächern sogar Vorzügliches geleistet“, berichtet die Zeitung.<sup>55</sup> Der abschließende Satz dieses Artikels, dass sich das Institut wegen seiner Leistungen „mehr und mehr der Gunst des Publicums erfreuen“ möge, reizte zum Widerspruch. Hauptlehrer Peter Ferdinand Siemonsen, Rektor der Mädchenbürgerschule, möchte lieber seine Schule besser ausgestattet wissen, auf dass sie den „weitergehenden Ansprüchen der Eltern in Bezug auf den Unterricht“ genügen kann.<sup>56</sup> Und in einer weiteren Zuschrift an die Zeitung konkretisiert der Hauptlehrer seine Auffassung. Nach seiner Meinung würde ein wei-

teres Ausbauen der Mädchenschule mehr im öffentlichen Interesse liegen als die Entwicklung einer Privatanstalt.<sup>57</sup>

Mit der Übernahme der finanziellen Leitung durch ein Kuratorium war nun ein Schritt eingeleitet, der in den kommenden Jahren auch zur Abgabe der Schulleitung durch Sophie Jacobsen führen sollte. Noch sah die Schulaufsicht von ihrer Forderung „nach Einsetzen einer qualifizierten Persönlichkeit als Träger der Konzession ab“.<sup>58</sup> Noch war sie mit der bestehenden Regelung einverstanden. Unter dem steigenden Druck der Regierung aber entschließt sich das Kuratorium in seiner Sitzung vom 22. Dezember 1892, die Stelle der Vorsteherin öffentlich auszuschreiben. Seit längerem schon trugen sich seine Mitglieder mit dem Gedanken, anstelle von Sophie Jacobsen als Leiterin eine „jüngere, vollkräftige Lehrerin zu setzen“.<sup>59</sup> Um dieses Ziel zu erreichen, beginnt „im Interesse der Schule und des Fräulein Jacobsen“<sup>60</sup> ein infames Ränkespiel. Das Kuratorium entbindet die Leiterin vom Unterricht in der ersten, also der oberen Schulklasse, und überträgt diese Aufgabe der jüngeren Lehrerin Emma Brunow<sup>61</sup>. Diese Lehrerin möchte das Kuratorium auch als Leiterin der Schule sehen. Obwohl Sophie Jacobsen noch Trägerin der Schulkonzession und nominell immer noch Vorsteherin ihrer Schule ist, wird Emma Brunow empfohlen, zu Ostern 1893 zu kündigen und sich um die Stelle der Vorsteherin zu bewerben, die öffentlich ausgeschrieben werden soll. Diese Aufgaben soll Joachim Rohweder, Kuratoriumsmitglied und Lehrer, übernehmen.

Rohweder jedoch zeigt sich als Mann von Charakter und Ehre. Den Auftrag auszuführen, weist er aus rechtlichen Gründen zurück. Sophie Jacobsen habe zwar die Verwaltung der Schule abgegeben, „aber weder auf den Titel einer Vorsteherin noch auf gewisse mit dieser von der obersten Schulbehörde ihr verliehenen Stellung verbundenen Berechtigungen Verzicht geleistet“, teilt Rohweder Bürgermeister Gurlitt, dem Kuratoriumsvorsitzenden, mit.<sup>62</sup> Das Kuratorium hält aber an seinem Plan fest. Es wählt die bisherige Erste Lehrerin Emma Brunow als neue Leiterin. Sie tritt ihre Stellung am 1. Oktober 1893 an. Joachim Rohweder legt daraufhin Vorsitz und Zugehörigkeit im Kuratorium nieder. Die Schulaufsichtsbehörde in Schleswig erkennt Emma Brunow nur als interimistische Vorsteherin an. Eine förmliche Konzession wird sie jedoch erst erteilen, wenn Emma Brunow die Vorsteherin-Prüfung bestanden hat. Hierfür wird ihr eine Frist bis Ostern 1894 gewährt.<sup>63</sup> Emma Brunow<sup>64</sup> legt diese geforderte Prüfung als Qualitätsnachweis für eine Leiterin nicht ab. Sie kündigt ihre Tätigkeit zum 1. Oktober 1894. Ihre Nachfolge tritt Elise Steinorth<sup>65</sup> an. Zur „Sicherung eines geordneten Geschäftsganges“<sup>66</sup> erlässt das Kuratorium und im selben Jahr eine Satzung, in der die Rechte und Pflichten des Kuratoriums und der Lehrerinnen, im Besonderen der Leiterin, festgelegt werden.

Das Kuratorium verschließt sich, wie dargelegt, den rechtlichen Bedenken seines Mitgliedes Rohweder. Nun gilt es aber, eine annehmbare Lösung auch für Sophie Jacobsen zu finden. Diese Aufgabe übernimmt Kuratoriums-Mitglied Prof. Dr. Carl Baumann<sup>67</sup>, seit dem 1. April 1894 Vorsitzender des Kuratoriums. Gegen Erhöhung ihres Gehaltes um 200 Mark verzichtet Sophie Jacobsen auf ihre Wohnung im Schulgebäude. Dr. Baumann macht der nun 66-Jäh-

rigen „die Wohltaten des hiesigen Klosters St. Jürgen“<sup>68</sup> schmackhaft und empfiehl ihr, sich dort um eine freiwerdende Stelle zu bewerben. Dabei würde sie das Wohlwollen der Herren finden, die darüber zu entscheiden hätten. Da aber die Umgestaltung der Verhältnisse in der Schule nicht auf Jahre hinaus verzögert werden könne, rät ihr Dr. Baumann, sich zu Ostern 1894 in den Ruhestand versetzen zu lassen. Bis zu ihrem Eintritt in das „Kloster“ würde ihr die Schule jährlich 500 Mark zahlen. Zusammen mit ihrer Jahresrente von 200 Mark könnte sie einer „gesicherten und ruhigen Zukunft“ entgegensehen.<sup>69</sup> Sophie Jacobsen erklärt sich einverstanden.

Sophie Jacobsen fand schnell ihr Unterkommen im Gasthaus zum Ritter St. Jürgen. Die engere Gasthausversammlung unter Vorsitz von Bürgermeister Emanuel Gurlitt hatte sie unter sieben Bewerbern ausgewählt.<sup>70</sup> Am 26. April 1895 bezog sie dort das Zimmer Nr. 14.<sup>71</sup> Im „Kloster“ lebte sie bis zu ihrem Tod am 29. Januar 1917.

Nicht mehr als Leiterin ihrer Schule, aber sicherlich weiterhin interessiert wird Sophie Jacobsen den Neubau eines Schulgebäudes durch die Stadt Husum verfolgt haben. Die vier Schulzimmer in dem städtischen Gebäude an der Neustadt reichten mittlerweile nicht mehr aus. Anfang 1898 besuchten 74 Schülerinnen das Institut. Ein fünfter Schulraum war notdürftig in einem Nebengebäude eingerichtet worden. Bemängelt wurden auch die nach dem Urteil von Bausachverständigen unzureichenden Lichtverhältnisse und die mangelhafte Ventilation der Klassenzimmer. Die Lage der Schule wird zudem wegen der Rinderdriften auf der Neustadt zum Viehmarkt als ungünstig bezeichnet. Eine räumliche Erweiterung der Schule ließ das enge Grundstück und die angrenzende Nachbarbebauung nicht zu. Baurat Christian Treede schlug daher in einer umfangreichen Stellungnahme an die Schulkommission<sup>72</sup> den Neubau durch die Stadt Husum auf einem anderen Platz und den Verkauf des jetzigen Schulgebäudes mit Grundstück vor.<sup>73</sup> Als geeigneten Standort für die neue Schule hatte Treede eine Koppel des Gastwirts Thomas Carstensen<sup>74</sup> ausgemacht, die nördlich der Katharinenstraße<sup>75</sup> gelegen war und eine ausreichend breite Zufahrt über das Grundstück der Pastorenwitwe Margaretha Bleyer<sup>76</sup> besaß.

Den Bauumfang des Hauptgebäudes gab Treede mit sechs Klassen und einem Lehrmittelzimmer an. Eine Erweiterung nach Osten ist vorgesehen. In einem einstöckigen Flügelanbau soll die Wohnung der Vorsteherin eingerichtet werden. Beheizt werden soll die Schule mit einer Zentralheizung im Keller. Für die Wohnung werden Ofenheizungen geplant. Für die Sanitäreinrichtungen und einen Feuerungsraum soll ein Nebengebäude errichtet werden.

Das Schulkuratorium beantragt auf der Grundlage des Treede-Papiers bei der Stadt Husum den Neubau eines Schulgebäudes. Der Vorsitzende Carl Baumann schließt sich weitgehend den Argumenten des Baurats an. Weiterhin schildert der Kuratoriumsvorsitzende seine vergeblichen Versuche, Geld für den Neubau auf privatem Wege zu beschaffen, beispielsweise durch Beteiligung der Elternschaft oder Anleihen bei der Invaliditäts- und Altersversicherungsgesellschaft in Kiel. Auch den Arbeiterbauverein habe man um die Bereitstellung von Geldmitteln ersucht.<sup>77</sup> Die Schule, so argumentiert Baumann

weiter, sei zwar eine private Einrichtung, doch sei sie „mit dem allgemeinen Leben, den allgemeinen Interessen der Stadt verknüpft“. Daher erscheine es nach seiner Auffassung gerechtfertigt, sich mit der Bitte um einen Neubau an die Stadt zu wenden.

Auch das Kuratorium kommt zu dem Schluss, dass von sieben in Frage kommenden Bauplätzen die Carstensensche Koppel am geeignetsten für den Bau einer neuen Schule ist. Nach dem Fluchtlinienplan der Stadt wird die Straße R<sup>78</sup> vom Erichsenweg nach Osten führen und damit einen Zugang zur Schule schaffen.

Es ist erstaunlich, aus der Distanz von gut 100 Jahren zu beobachten, mit welchem Tempo damals ein städtischer Schulneubau vonstatten ging. Am 23. Februar 1898 stellt das Schulkollegium unter dem Vorsitz von Bürgermeister Menge<sup>79</sup> die Notwendigkeit „einer anderweitigen Unterbringung dieser Schule“ fest.<sup>80</sup> Einen Monat später, am 21. März 1898, genehmigen die städtischen Kollegien im Außerordentlichen Haushaltsplan eine Anschubfinanzierung von 4.000 Mark für den Schulneubau. Gespräche über die Auswahl des Bauplatzes und über Details zur Bausführung werden auf die nächste Sitzung vertagt.

Diese findet am 18. April 1898 statt. Die städtischen Kollegien beschließen einstimmig den Neubau eines Schulgebäudes für die Privattöchter Schule auf Kosten der Stadt. Magistrat und Stadtverordnetenkollegium behalten sich jedoch das Recht vor, je einen Vertreter mit vollem Stimmrecht in das Kuratorium zu entsenden. Auch die Lehrkräfte sollen zukünftig von der Stadt angestellt werden. Das Kuratorium hat dabei das Vorschlagsrecht, das auf jeweils drei Kandidaten begrenzt wird. Über den Ankauf eines geeigneten Grundstücks wollen die Kommunalpolitiker in einer geheimen Sitzung verhandeln.

Die Stadtvertreter einigen sich in nichtöffentlicher Sitzung auf den Ankauf der Carstensenschen Koppel. Der Kaufvertrag wird am 20. Juli 1898 unterzeichnet. Die Kollegien beschließen auf derselben Sitzung, auch die Genehmigung zum Bau eines neuen Amtsgerichtsgebäudes<sup>81</sup> gegenüber der Schule zu erteilen. Baurat Treede legt Bürgermeister Menge mit Schreiben vom 31. August 1898 einen Bauplan<sup>82</sup> vor. Stadtbaumeister Johann Hillbrecht erarbeitet auf dieser Grundlage einen Kostenvoranschlag, der die Gesamtkosten mit 42.500 Mark ausweist. Nach diesen Plänen soll nach dem Beschluss der städtischen Kollegien vom 28. November 1898 die Schule gebaut werden. Der Eingang zu den Schulräumen soll an die Westseite gelegt werden.

Der Auftrag zum Bau der Töchter Schule wird nach dem Beschluss der Kollegien vom 17. April 1899 dem Husumer Bauunternehmer Peek<sup>83</sup> auf Grund seines Angebots von 35.572,18 Mark erteilt.<sup>84</sup> Der Zuschlag ist an die Bedingung geknüpft, die übrigen Arbeiten an hiesige Handwerker zu vergeben. Auf derselben Sitzung wird der Verkauf des alten Schulgebäudes auf der Neustadt beschlossen. Käufer ist der Gastwirt und Spediteur Friedrich Johann August Schumann. Er erwirbt das Wohnhaus nebst Hintergebäuden für 15.000 Mark. Schumann verkauft das Grundstück an die Westholsteinische Bank, die im Jahr 1900, ebenfalls von August Peek, dort einen Neubau für ihre Husumer Filiale errichten lässt.

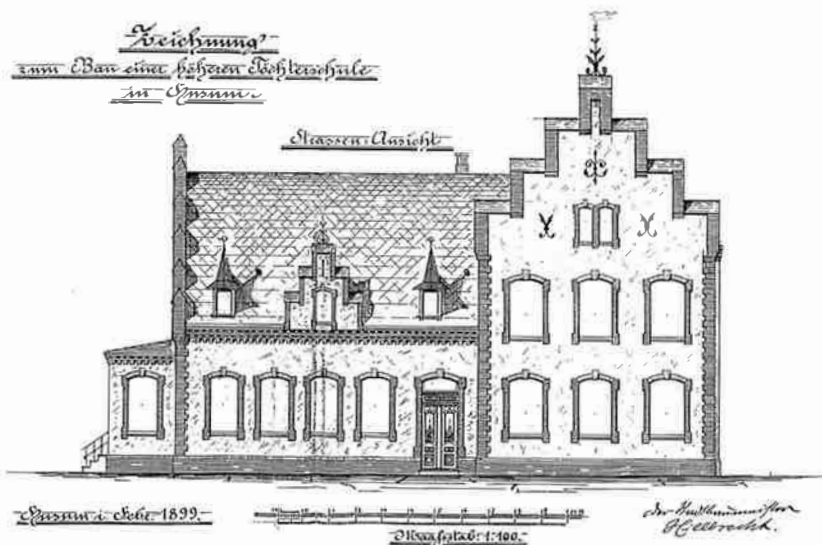


Abb. 7: Entwurf für den Bau einer Höheren Töchterschule. Zeichnung, 1899, von Johann Hillbrecht

Die Bauerlaubnis erteilt Bürgermeister Menge in seiner Eigenschaft als Polizeiverwalter am 27. April 1899. Peek arbeitet zügig. In nur vier Monaten zieht er das Gebäude hoch. Bereits am 29. August 1899 setzt die Königliche Regierung einen Besichtigungstermin für den Neubau fest. Die Kommission bemängelt, dass Tragbalken und Verstärkungspfeiler im Mauerwerk nicht verankert sind. Die Bezugs-Genehmigung des Schulgebäudes wird von diesen Sicherungsarbeiten abhängig gemacht. Die Gesamtkosten für den Schulneubau stellt die Baukommission offiziell mit 51.490,46 Mark fest.

Die Einweihung des neuen Gebäudes der Privattöchterschule findet am 10. Januar 1900 um elf Uhr statt. Das „Husumer Wochenblatt“ berichtet in seiner Ausgabe vom folgenden Tag ausführlich über dieses Ereignis, an dem Mitglieder der Stadtvertretung, der Behörden und eine größere Anzahl interessierter Bürger teilnahmen.<sup>85</sup> Ob auch Sophie Jacobsen, die Begründerin der Schule, an der Einweihungsfeier teilnahm, geht aus den Quellen nicht hervor. Bürgermeister Adolf Menge übergibt das neue Gebäude dem Kuratorium der Schule. In dessen Namen dankt Baurat Christian Treede der Stadt und gibt einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Privattöchterschule. Die Weiherede hält Pastor Schwartz.<sup>86</sup> Da das neue Haus noch nicht komplett eingerichtet war, beginnt der regelmäßige Unterricht erst wieder am 15. Januar 1900.

Doch bereits am 31. März 1900 ordnet die Königliche Regierung die sofortige Schließung der Schule wegen Baumängel an.<sup>87</sup> Der Magistrat wird angewiesen, die Schülerinnen anderweitig unterzubringen. Was war der Grund? Der Königliche Kreisbauinspektor Friedrich Dankwardt<sup>88</sup> hatte Risse in Mauer-

werk und Betondecken festgestellt. Baufachmann Treede vermutete als Ursache der Mauerrisse, „dass die Mauern nicht auf festen, tragfähigen Boden heruntergeführt, sondern auf nicht tragfähigem Mutterboden gesetzt sind“. <sup>89</sup> Er empfahl, die Fundamente stückweise aufzugraben und nach Befund bis in den festen Boden hinein zu untermauern“. Bauunternehmer Peek sanierte nach dieser Empfehlung, jedoch ohne die geforderte ständige Aufsicht durch die Baubehörde. Er „unterfing“ das Mauerwerk mit Beton, den er dann wieder entfernte und durch ein Ziegelmauerwerk ersetzte. Die städtischen Kollegien besichtigten die Risse, „fanden dieselben aber minimal und für die Festigkeit des Gebäudes bis jetzt ohne Bedenken“. <sup>90</sup> Die Königliche Regierung hob nach einer Besichtigung der Reparaturarbeiten durch den Regierungs- und Baurat Klopsch die Schließung der Schule am 19. April 1900 wieder auf.

Mit einer einfachen Feier gedachte die Schule, seit 1914 Städtisches Lyzeum, am 2. November 1916 der Gründung der Privattöchter Schule von Sophie Jacobsen vor 50 Jahren. <sup>91</sup> Die Feier fand in Clausens Gasthof in der benachbarten Ortschaft Rödemis statt, die damals noch nicht zu Husum gehörte. Die Säle in der Stadt waren, durch den Krieg bedingt, mit Soldaten belegt.

An der Feierstunde nahm auch die „greise Gründerin der Schule“, die 87-jährige Sophie Jacobsen teil. Die Schulleiterin Hedwig Pfeiffer <sup>92</sup> gab einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Schule. Sie verlas auch eine Niederschrift von Sophie Jacobsen über die bescheidenen Anfänge der Privattöchter Schule im Pesel des Hauses von Bäcker Dittmann. <sup>93</sup> Bürgermeister Dr. Georg Rose <sup>94</sup> überreichte Sophie Jacobsen ein Diplom, das der Husumer Künstler Jan Hamkens <sup>95</sup> angefertigt hatte. Es zeigt in farbiger Ausführung das Schulgebäude der Töchter Schule und das Kloster zum Ritter St. Jürgen, gegenwärtiger Wohnsitz der Schulgründerin. In seinem Grußwort an die Schwester-Anstalt zeichnete der Direktor des Hermann-Tast-Gymnasiums, Prof. Dr. Puls <sup>96</sup>, ein Bild der Entwicklung der höheren Mädchenbildung in Deutschland. Der Unterricht der besseren Stände sei früher allgemein Privatunterricht gewesen. Erst die neueste Zeit suche nachzuholen, was früher versäumt wurde. <sup>97</sup>

Die Feierstunde aus Anlass der Schulgründung vor 50 Jahren war zugleich eine Würdigung des Lebenswerkes von Sophie Jacobsen. Lange war ihr diese Ehrung verweigert worden. Man hatte sie sogar Jahre zuvor auf äußerst unwürdige Art aus ihrem Amt gedrängt. Die Teilnahme an der Gründungsfeier war sicherlich auch ihr letzter Auftritt in der Öffentlichkeit.

Sophie Jacobsen verstarb am 26. Januar 1917 <sup>98</sup> im Alter von 87 Jahren im Vereinskrankenhaus <sup>99</sup> in Husum, „in Folge einer Operation“, wie es in der Todesanzeige des Rechnungsführenden Vorstehers des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen, Wilhelm Hermann <sup>100</sup>, heißt. <sup>101</sup> Ihr Tod ist nicht ohne Tragik: Als sie sich im Kloster zum gemeinsamen Mittagsmahl niedersetzen wollte, glaubte sie, es stünde wie gewohnt ein Stuhl hinter ihr bereit. Wahrscheinlich aus einer Gedankenlosigkeit heraus war dieser aber weggerückt worden. Sie fiel rücklings auf den Boden und brach sich den Oberschenkelhals. <sup>102</sup> Die nachfolgende Operation war zwar erfolgreich. Doch sie stand vom nachfolgenden Krankenlager nicht mehr auf.

Die „Husumer Nachrichten“ würdigten in einem Nachruf Leben und Werk

der „Begründerin und langjährigen Leiterin der heute zum Lyceum erhobenen einstigen Husumer Töchterschule“.<sup>103</sup> Und weiter heißt es: „Noch im November vorigen Jahres durfte die verehrte alte Dame die Freude erleben, beim 50-jährigen Jubiläum der Schule ihr Lebenswerk allseitig dankbar gewürdigt und anerkannt zu sehen.“

Die Trauerfeier fand am 30. Januar 1917 in der Klosterkapelle statt. Sophie Jacobsen wurde auf dem Neustädter Friedhof beigesetzt. Die Grabstelle wurde 1943 neu belegt.<sup>104</sup>

Abbildungsnachweis: Abb. 1-4: Reproduktionen Jürgen Dietrich nach Vorlagen im Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, Archiv Sievers; Abb. 5: Reproduziert nach der in Anm. 8 genannten Festschrift v. 1966, S. 59 (Liegeort des Fotos unbekannt); Abb. 6: Stadtarchiv Husum (D2/4661); Abb. 7: Stadtarchiv Husum (D2/4643)

## Anmerkungen

- 1 Nach der bis 1900 in Husum geltenden Hauseinteilung 1. Quartier Nr. 7½; Pesel: unbeheizbarer Festraum und Gastzimmer, ursprünglich in Bauernhäusern.
- 2 Wolfgang Weimar, Geschichte des Gymnasiums in Schleswig-Holstein, Rendsburg o. J., S. 80.
- 3 Gegründet als erste evangelische Stadtschule in den Herzogtümern Schleswig und Holstein auf Anregung von Harmen (Hermann) Tast (Husum 1490-1551 Husum). Ab 1867 Königlich-Preußisches Gymnasium, 1914 in Hermann-Tast-Schule umbenannt.
- 4 Vgl. auch Jürgen Dietrich, Husums Schulwesen im 19. Jahrhundert, in: 125 Jahre Bürgerschule Husum, Husum 2001, S. 9 f.
- 5 Husumer Wochenblatt vom 3. November 1866.
- 6 Erster Bericht über die Privat-Töchterschule zu Husum. Ostern 1904, Husum 1904, S. 3. Ex. im Stadtarchiv Husum – Depositum im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, Abt. D 2 Stadt Husum (im Folgenden: StA Husum) Nr. 4643 Bau einer höheren Töchterschule 1898-1910.
- 7 StA Husum Nr. 2743 Verzeichnisse der Personen in der Stadt Husum, die zur Miete wohnen 1859-1877, darin Verzeichnis Stand November 1866. Zuvor muss Sophie Jacobsen nach gleicher Quelle in der Hohlen Gasse 6 gewohnt haben.
- 8 Ernst Erichsen, Von den Anfängen der Theodor-Storm-Schule, in: Theodor-Storm-Schule Husum 1866-1966. 100-Jahrfeier, Husum [1966], S. 59-64, hier: S. 60. Dagegen ein Bericht über das 50-jährige Schuljubiläum in: Husumer Tageblatt vom 2. November 1916, in dem auf „eine von Fräulein Jacobsen niedergeschriebene Darlegung der ersten bescheidenen Einrichtung der Schule in dem Pesel des Bäcker Dittmannschen Hauses in der Großstraße“ hingewiesen wird; auf den Bericht machte Hans-Jürgen Sievers aufmerksam: „In einer Bäckerei waren die Anfänge der heutigen Theodor-Storm-Schule“, in: Husumer Nachrichten vom 22. Februar 1980.
- 9 Voller Taufname: Sophia Christine Henriette Jacobsen. Stadtarchiv Flensburg, Taufbuch St. Marien 1829 Nr. 111. Diese und die folgenden Personenstandsangaben verdanke ich Herrn Dr. Dieter Pust, Flensburg.
- 10 Niederländisch-Westindien. Name der Niederländischen Antillen in der Karibik bis 1937.
- 11 [Ernst] Erichsen, Erinnerungen an die „Tiepe-School“. Von den Anfängen der Theodor-Storm-Schule in Husum, Teil II, in: Husumer Nachrichten vom 21. August 1961. Auch Erichsen, wie Anm. 8, S. 59.
- 12 Die Geschwister waren Nicolay Theodor (geb. 1812), Catharina Sophia (1814), Julius Eduard (1823) und Andreas Lorenz (1826).
- 13 Zur Situation allgemein siehe Annegret Bruhn, Lehrfrau – Seminaristin – Studentin. Der

- Weg in den Lehrerinnenberuf in Schleswig-Holstein 1867-1933, Neumünster 2000 (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins Bd. 32).
- 14 Prof. Dr. Heinz Hahn, Vor 120 Jahren ein mutiger und ungewöhnlicher Schritt, in: Husumer Nachrichten vom 1. November 1986. Abgedruckt auch in: 125 Jahre TSS, Husum [1991], S. 39. Siehe auch Weimar, wie Anm. 2, S. 80.
  - 15 Weimar, wie Anm. 2, S. 80.
  - 16 StA Husum Nr. 2743.
  - 17 Jürgen Dietrich, Hermann Homfeldt und die Geschichte seines Hauses, in: Husumer Nachrichten vom 16. Oktober 1982.
  - 18 Husumer Wochenblatt vom 15. August 1874.
  - 19 Hans-Jürgen Sievers, wie Anm. 8.
  - 20 Schreiben vom 14. Mai 1876, StA Husum Nr. 4661 Institut des Fräulein Sophie Jacobsen / Privat-Töchtertschule 1876-1921.
  - 21 Ebda.
  - 22 Wie Anm. 20.
  - 23 Desgl.
  - 24 100 Jahre Husumer Handwerkerverein von 1857. Hrsg. Husumer Nachrichten, Husum 1957.
  - 25 Schreiben vom 5. Januar 1877, StA Husum Nr. 4661.
  - 26 Christian Struve (1830-1925), Maurermeister und Bauunternehmer. Seit 1851 in Husum, selbständig seit 1853. Baute u. a. das Gymnasium in der Süderstraße.
  - 27 Eigene Landeswährung in Hamburg, Lübeck, Schleswig-Holstein. 1 Mk. C. =  $\frac{2}{3}$  preuß. Taler.
  - 28 Schreiben vom 7. April 1866, StA Husum Nr. 2563 Schulgebäude VI. Quartier Nr. 74 1866-1904.
  - 29 [Ernst] Erichsen, Erinnerungen an die „Tiepe-School“. Von den Anfängen der Theodor-Sturm-Schule in Husum, Teile I-IV, in: Husumer Nachrichten vom 19., 21., 23. u. 25. August 1961.
  - 30 Maschinenschriftliches Manuskript, undatiert, in Privatbesitz. Kopie im Besitz des Verfassers. Lucie Feldmann-Roll war Lehrerin in Husum vom 7. Januar 1897 bis 12. November 1898, dann Berufswechsel zur Malerin.
  - 31 Friede H. Kraze, 1870-1936. Lehrerin an der Höheren Töchtertschule 8. Oktober 1896 bis 5. Dezember 1905. Lit.: Arno Bammé/Jürgen Dietrich, Friede H. Kraze – Von Husum nach Weimar. Leben und Werk, München/Wien 2000.
  - 32 Roman „Maria am Meer“, S. 33-34.
  - 33 Reproduziert nach: Theodor-Sturm-Schule Husum 1866-1966. 100-Jahrfeier, Husum [1966], S. 59, dort Datierung „1881“.
  - 34 Erinnerungen, s. Anm. 29: Husumer Nachrichten vom 21. August 1961.
  - 35 Manuskript, wie Anm. 30.
  - 36 Ebd.
  - 37 Schreiben vom 15. Oktober 1878, StA Husum Nr. 4661.
  - 38 Schreiben vom 23. Januar 1882, ebd.
  - 39 Schreiben vom 5. Dezember 1883, wie Anm. 37.
  - 40 Die Mädchen traten mit sechs Jahren in die Privattöchtertschule ein und durchliefen sie in neun Jahren bis zur Konfirmation.
  - 41 Ulrich Anton Christiansen (1829-1922), Hauptlehrer, Rektor der Knabenbürgerschule bis 1895.
  - 42 M. Vierth, Lehrer am Königlichen Gymnasium von 1867 bis 1885.
  - 43 Joachim Rohweder, Lehrer am Königlichen Gymnasium von 1866 bis 1905.
  - 44 Friedrich Julius Grelstorff, Maler und Zeichenlehrer am Gymnasium. Unterrichtete wahrscheinlich ab 1878 auch an der Töchtertschule.
  - 45 Keine weiteren Angaben zur Person bekannt.
  - 46 Schreiben der Stadt Husum vom 25. Juni 1884, StA Husum Nr. 4661.
  - 47 Emanuel Gurlitt (1826-1896), Bürgermeister der Stadt Husum von 1873 bis 1896. Teilhaber eines Dampfschiff-Exportgeschäftes von 1869 bis 1873. Autor von Gedichten und Bühnenstücken.

- 48 Vollers: Vorname unbekannt. Beginn vor 1877, aus unbekanntem Grund nach 1884 ausgeschieden.
- 49 Louise Blohm, geb. 7. Juni 1848, Beginn vor 1877, nach 1884 Ruhestand.
- 50 Leiter der Königlichen Wasserbau-Inspektion in der Wasserreihe 42.
- 51 Schreiben vom 24. Februar 1886, StA Husum Nr. 4661.
- 52 Ebd.
- 53 Christian Treede (1832-1919), Königlicher Baurat, Kreisbau-Inspektor für die Kreise Husum und Tondern mit Amtssitz in Husum.
- 54 Schreiben vom 5. Oktober 1886, StA Husum Nr. 4661.
- 55 Husumer Wochenblatt vom 27. März 1888.
- 56 Husumer Wochenblatt vom 29. März 1888.
- 57 Husumer Wochenblatt vom 5. April 1888.
- 58 Schreiben der Königlichen Regierung, Abteilung für Kirchen und Schulwesen, vom 10. November 1886, StA Husum Nr. 4661.
- 59 Vorschlag des Kuratoriums vom 18. Februar 1894, ebd..
- 60 StA Husum Nr. 4661.
- 61 Emma Brunow, ausgeschieden 30. 9. 1894.
- 62 Schreiben vom 26. Dezember 1892, StA Husum Nr. 4661.
- 63 Schreiben der Regierung in Schleswig vom 20. September 1893, ebd.
- 64 In der Liste der Schulleiter in: Theodor-Storm-Schule Husum 1866-1966, wie Anm. 8, S. 84, ist Emma Brunow nicht aufgeführt.
- 65 Elise Steinorth, geb. 24. Oktober 1859. Leiterin vom 1.10.1894 bis 23.4.1898.
- 66 Satzung der Privat-Töchterschule zu Husum, 1894. Neufassung 1898.
- 67 Carl Baumann, Prof. Dr., Lehrer am Königlichen Gymnasium von Herbst 1877 bis Ostern 1902. Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr vom 2. Januar 1886 bis Oktober 1896. Ruhestand in Flensburg.
- 68 Gasthaus zum Ritter St. Jürgen, Altenstift. Im Volksmund „Kloster“ genannt.
- 69 Kuratorium vom 18. Februar 1894, StA Husum Nr. 4661.
- 70 Archiv des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen, Depositum im Ludwig-Nissen-Haus, Husum, Beratung über Aufnahme 1895.
- 71 Archiv des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen Nr. 199 Rechnungsbuch 1916, darin Verzeichnis der Präbendare.
- 72 Vergleichbar dem heutigen Schulausschuss.
- 73 Erläuterungen und generelle Kostenberechnung über die anliegende Bauskizze, betreffend einen Neubau der Privattöchterschule in Husum, verfasst am 18. Februar 1898 von Baurat Treede, StA Husum Nr. 4643.
- 74 Thomas Carstensen, Gastwirtschaft mit Ausspann, Markt 21.
- 75 Katharinenstraße, heutige Asmussenstraße. Benannt nach Catharina Asmussen, die zusammen mit ihrem Cousin Friedrich Woldsen der Stadt 1859 eine große Stiftung vermachte.
- 76 Margaretha Bleyer, Pastorenwitwe, Katharinenstraße 11. In diesem Haus wohnte für kurze Zeit die Schriftstellerin Friede H. Kraze, als sie Lehrerin an der Töchterschule war.
- 77 StA Husum Nr. 4643.
- 78 Die spätere Theodor-Storm-Straße.
- 79 Adolf Menge, Bürgermeister von 1897 bis 1903.
- 80 StA Husum Nr. 4643 Bau einer höheren Töchterschule 1898-1910. Die folgende Darstellung nach dieser Akte.
- 81 Bau des Amtsgerichtes 1905-1906 im Stil der Neo-Renaissance nach den Plänen des Geheimen Oberbau Rates Thömer vom Ministerium für Öffentliche Arbeiten, Berlin. Einweihung am 1. Juli 1907.
- 82 Im Original erhalten, StA Husum Nr. 4643.
- 83 August Peek, Maurermeister und Bauunternehmer, Wasserreihe 5.
- 84 Peek lieferte unter sechs Angeboten das günstigste. Das teuerste lag rund 7.500 Mark höher.
- 85 Husumer Wochenblatt vom 11. Januar 1900. Schulleiterin Agnes Herbst datiert in der „Schulchronik“ (Kreisarchiv Nordfriesland, Abt. E 1 Theodor-Storm-Schule Nr. 26 Schulchronik 1894-1914) das Ereignis fälschlicherweise auf Dienstag, den 9. Januar.

- 86 Otto Schwartz, Pastor, Lokal-Schulinspektor.
- 87 StA Husum Nr. 4643.
- 88 Friedrich Dankwardt, Kreisbauinspektor, Nachfolger des Königlichen Baurats Christian Treede.
- 89 StA Husum Nr. 4643.
- 90 Husumer Nachrichten vom 5. April 1900.
- 91 Husumer Tageblatt vom 2. November 1916.
- 92 Hedwig Pfeiffer, Schulleiterin von 1913 bis 1931.
- 93 Vgl. Anm. 8.
- 94 Dr. Georg Rose, Bürgermeister von 1909 bis 1920.
- 95 Jan Hamkens, Oldenswort 29. März 1863 – 21. Februar 1918 Rödemis. Studierte Malerei, lebte später in Rödemis.
- 96 A. Puls, Prof. Dr. Geheimer Studienrat. Direktor der Hermann-Tast-Schule von 1905 bis 1922.
- 97 Wie Anm. 90.
- 98 Sterbehauptregister der Stadt Husum von 1917, Nr. 22.
- 99 Erstes kleines Privatkrankenhaus in der Parkstraße in Husum, gegründet von einem Krankenhausverein. Eröffnungs- und Einweihungsfeier am 20. November 1883. Vergleiche dazu: 100 Jahre Krankenhaus Husum 1883-1983. Hrsg. Pressestelle des Kreises Nordfriesland, Husum 1983.
- 100 Wilhelm Hermann, Manufaktur- und Modewaren, Krämerstraße 12. Speisemeister 1916 und 1917.
- 101 Husumer Nachrichten und Husumer Tageblatt, gleichlautend am 27. Januar 1917.
- 102 Erinnerungen, s. Anm. 29: Husumer Nachrichten vom 23. August 1961.
- 103 Husumer Nachrichten vom 27. Januar 1927.
- 104 Auskunft Friedhofsverwaltung vom 11. Januar 2001.

# Krieg und Gefangenschaft in Frankreich – Der Husumer Johannes Bollmann und seine Erinnerungen an das Ende des Ersten Weltkrieges

Bearbeitet von Klaus Schumacher

*Vorbemerkung der Schriftleitung:*

*Die folgende Schilderung dokumentiert nicht nur die Qualen von Krieg und Gefangenschaft, sondern auch die Folgen des ungezügelten Nationalismus, der am Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Verhältnis der europäischen Völker bis in das persönliche Verhalten der Menschen hinein vergiftete. Hass und Feindschaft bestimmten weithin auf allen Seiten den Umgang mit den jeweiligen Ausländern.*

*Der nach aufwändiger Bearbeitung abgedruckte Text mag uns zeigen, wie wichtig die nach 1945 eingeleitete Völkerverständigung war und ist, die uns unter anderem die deutsch-französische Freundschaft und eine lange Friedenszeit beschert hat.*

*Christian M. Sörensen*

*Diese Aufzeichnungen Johannes Bollmanns wurden dankenswerterweise der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte aus Privatbesitz für die vorliegende Veröffentlichung überlassen. Es handelt sich hierbei um ein Dokument, das hohe Aufmerksamkeit für sich beanspruchen kann. Der Autor beschreibt darin anschaulich und weitgehend sachlich seine Erlebnisse in der Endphase des Ersten Weltkrieges, seine Gefangennahme und Gefangenschaft in verschiedenen französischen Lagern, die für ihn erst am 4. Februar 1920 endete. Er erlebte als Infanteriesoldat unmittelbar die verlustreichen Grabenkämpfe, Gaskrieg und Artilleriefeuer bei den massiven Angriffen der Franzosen in der Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne (6. April bis 27. Mai 1917), bei deren Schilderung man sich an Remarques „Im Westen nichts Neues“ erinnert fühlt, sah als Kriegsgefangener amerikanische Soldaten (Amerika hatte wegen der Eskalation des U-Bootkrieges Deutschland am 6. April 1917 den Krieg erklärt), erfuhr vom Waffenstillstand vom 11. November 1918 sowie von der Unterzeichnung des Versailler Vertrages am 28. Juni 1918 und seiner Ratifizierung am 10. Januar 1920. So wird Weltgeschichte in ihren Konsequenzen für den Einzelnen nachvollziehbar, der enge individuelle Blickwinkel eines einfachen Soldaten verdichtet den abstrakten Begriff ‚Krieg‘ auf persönlich erlebte Schrecken, Strapazen und Entbehrungen.*

*Der Text wird in seinem unveränderten Wortlaut wiedergegeben. Offensichtliche Schreibversehen wurden stillschweigend korrigiert. Zusätze des Bearbeiters stehen in eckigen Klammern [].*

*Beschreibung der Handschrift: 11 Bögen liniertes Schreibpapier in den Maßen 43,4 x 28,0 cm, zu 44 Seiten in den Maßen 28,0 x 21,7 cm gefaltet. Seitenfolge: 1 Titelseite, 1 leere, 34 nummerierte und beschriebene, 8 leere Seiten. Die Bögen in blauen Aktenkarton (46,6 x 30,5 cm, gefaltet auf 30,5 x 23,3 cm) fadengeheftet. Titelseite mit schwarzer Tinte, die übrigen Seiten mit Blaustift beschrieben.*

## **Erinnerungen aus meiner Kriegsgefangenschaft vom 7. 5. 1917 bis 4. 2. 1920.**

Johs. Bollmann. Husum, Nov. 1921

Wir lagen mit unserm Bataill. II/239 seit 3 Tagen in höchster Alarmbereitschaft in *Asfelde*. Am Nachmittage des 4. Mai 1917 hieß es: Alles fertig machen; das Bataillon marschirt sofort in Stellung und besetzt den Abschnitt des Reg. 16, linker Anschluß Regiment 84. – Am Morgen desselben Tages hatte der Franzose wieder einen großen Angriff gemacht, war aber bei sofort eingesetztem Gegenangriff wieder zurückgeworfen bis auf einen Abschnitt der 84er. Uns wurde nun erzählt, wir bekämen noch einen sehr gut erhaltenen Abschnitt, der jedoch hauptsächlich unter Flankenfeuer zu leiden hatte. Um 6 Uhr setzte sich nun unser Bataillon in Marsch, sodaß wir um ca 12 Uhr nachts die uns angegebene Stellung in der Nähe des Ortes *Berry au Bac*, schwer beladen mit Handgranaten, Leuchtraketen und reichlicher Munition erreichten. Ich sagte Stellung, jedoch war von einer solchen keine Spur mehr vorhanden. Brustwehr und Rückenwehr, der ganze Drahtverhau, alles war hinweggefegt, ein Hügel, ein Minenrichter, ein Granatloch an dem andern. Die Stellung war nur noch erkenntlich durch eine Rinne, in der bald hier, bald da Haufen von gefallenem Franzosen und unsern Kameraden lagen. In dem Laufgraben, durch den wir in Stellung gingen und [der] nur noch knietief war, stolperten wir jeden Augenblick über Arme und Beine und sonstige Körperteile, welche die Granaten wieder herausgewühlt hatten. Die Kameraden, welche wir ablösten, atmeten ordentlich erleichtert auf, daß sie nun diese Hölle verlassen konnten, ihre Kompagnie war zusammengeschmolzen bis auf 14 Mann.



*Abb. 1: Johannes Bollmann (1887-1972)*

Wir machten uns nun auf die Suche nach Unterständen und fanden denn auch noch solche, die einigermaßen erhalten geblieben waren. Wir besetzten mit unserer Gruppe einen solchen auf dem rechten Flügel (wir waren 12 Mann). Da nun bei den 84ern die Franzosen nicht zurückgeworfen waren, so lagen wir mit diesen in ein und demselben Graben, welcher nur durch eine Wehr von Sandsäcken abgedämmt war. Es war also eine ganz kritische Lage, in der wir uns befanden, und daß wir aus dieser Stellung lebend nicht wieder herauska-

men, war uns allen klar, wir hatten hier mit der Welt abgeschlossen. In dieser Nacht und am folgenden Tage ließ uns der Franzmann mit seinem Artilleriefeuer noch ziemlich in Ruhe ebenfalls mit seinen Angriffen, die sonst jeden Morgen zu erwarten waren. In der Nacht vom 5. auf [den] 6. schoß er hauptsächlich mit Gasgranaten, sodaß wir die Gasmaske fast nicht vom Gesicht herunter bekamen und auch natürlich kein Auge zukriegten. Am Tage darauf unterhielt er ein ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer, welches sich gegen Abend und in der Nacht zu einem heftigen Trommelfeuer steigerte. Es war uns in unserm Unterstand, als wenn wir in einer Schaukel saßen, so bebte die Erde. Da, plötzlich, ein furchtbarer Krach und gewaltiger Druck, wir wurden in die Ecken geschleudert stockdunkel war es im Stollen – wir waren verschüttet. – Ein Schrei des Entsetzens entrang sich unserer Kehle, nun hieß es Ruhe zu bewahren. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß keiner ernstliche Verletzungen davongetragen hatte, holten wir sofort unser Schanzzeug hervor und begannen die Erde weiter in den Unterstand hineinzuarbeiten, denn beide Eingänge waren eingedrückt. Mit fieberhafter Tätigkeit waren wir an der Arbeit, sodaß wir nach einiger Zeit durch den einen Eingang den Himmel wieder etwas erblicken konnten. Jetzt ging es mit frischem Mut wieder drauf los, hatten wir doch die freudige Gewißheit, daß wir nicht lebendig begraben waren. Bald hatten wir auch Luft auf dem andern Eingang, und sowie nur ein Mann hindurchkriechen konnte, wurde von draußen geschant mit viertelstündiger Ablösung, des heftigen Trommelfeuers nicht achtend, denn lieber wollten wir von einer Granate zerschlagen werden als unten den grauenvollen Erstickungstod erleiden.

Beim Morgengrauen hatten wir unsere Eingänge wieder frei, wir waren todmüde. Jetzt ließ auch das feindliche Feuer nach, sofort packte uns ein neuer Schrecken, denn wir vermuteten bestimmt den zu erwartenden Angriff. Wir ergriffen Gewehre und Handgranaten und legten uns vor den Unterstand und am Eingang desselben. Wir warteten und warteten, aber kein Feind ließ sich blicken. Es wurde Tag und der Franzmann hatte uns nur etwas vorgetäuscht. Die Posten, welche auf allen Vieren zu ihrem Stand kriechen mußten, lösten sich wieder ab, aber diese konnten sich nicht lange mehr draußen halten, da feindl. Flieger das Gelände in geringer Höhe dauernd überflogen, sowie der furchtbaren Splitter-Wirkung wegen, denn der Feind erneuerte wieder sein Trommelfeuer mit furchtbarer Heftigkeit, wir waren schon halb taub. Proviant hatten wir während dieser Tage nicht nach vorne bekommen, wenigstens nicht nach unserm Unterstand, unsere Nahrung bestand in Kekes, mit dem wir unsere Taschen gefüllt hatten. Wir hockten den ganzen Tag auf den Stufen des einen Eingangs, in der einen Hand Gewehr und neben uns die Handgranaten. – Da, mit einem Male, es war 4 Uhr nachmittags am 7. Mai, wurde es plötzlich ruhig, das Feuer ließ nach und wurde nach hinten verlegt. Der Posten stürmte heraus und wollte sehen, was es gab, er war auch man gerade draußen, da brüllte er Raus! Raus! Das zweite Raus klang nur ganz kläglich, er war getroffen. – Die Franzosen waren im Graben, unter ihren letzten Schüssen waren ihre Sturmkolonnen schon in unsere Stellung eingedrungen. Im selben Augenblick warfen sie uns die Handgranaten in den Stollen, sodaß an ein Herauskommen



*Abb. 2: Im Schützengraben (anonyme Postkarte)*

nicht mehr zu denken war. Ein Dunst zum Ersticken war es. Merkwürdigerweise wurde nur einer schwer verwundet. Sie riefen uns zu, wir sollten sofort herauskommen und die Waffen strecken, dann stürmten sie weiter und andere folgten. Letztere waren wohl der Meinung, daß der Unterstand leer sei, denn sie kümmerten sich nicht um uns.

Wir verbanden inzwischen unseren Kameraden und verhielten uns mäuschenstill, um nicht verraten zu werden. Wir dachten, es könnte noch alles gut werden und warteten auf den Gegenangriff, um dann wieder mit eingreifen zu können. Aber es sollte leider anders kommen. Unsere Stellung war in einem Augenblick Mann an Mann besetzt. Vor unserm Unterstand bauten sie ein Maschinengewehr und Telefon auf. Wir konnten jedes Wort verstehen, denn einer von uns sprach perfekt französisch. Sie forderten noch immer mehr Verstärkung. Leider hatte unser Verwundete so heftige Schmerzen, und mit einem Male stöhnte er laut auf; das war unser Verderben; eine Stunde hatten wir uns nun unten gehalten. Draußen gab es ein furchtbares Geheule. Wieder flogen Handgranaten herein, die zum Glück nicht krepiereten und dann folgte der Ruf, wer da sei. Die hielten uns anfangs für Franzosen, da unser Kam. so gut franz. sprach, denn daß jetzt noch Deutsche in dem Unterstand seien, war ihnen doch eine zu starke Tasse Tee. Wenn wir nicht sofort herauskämen, würden sie mit Flammenwerfern kommen. Nun war ja unser Schicksal besiegelt. Wir schnallten ab und einer nach dem andern kletterten wir heraus. Ich ergriff noch

schnell meinen Brotbeutel, dieser wurde mir jedoch von dem Franzosen, welcher am Ausgang mit vorgestrecktem Revolver stand, wieder entrissen. Mit dem Ruf „*Allez! Partir!*“ jagten sie uns über die Deckung. Unseren verwundeten Kameraden durften wir nicht mitnehmen, ihn mußten wir liegen lassen.

Nun ging es, was wir nur laufen konnten über das Schlachtfeld, denn ununterbrochen bekamen wir heftiges Maschinengewehr-Kreuzfeuer aus unseren Reservestellungen, von diesen aus müssen sie uns für Franzosen gehalten haben. Auch rechneten wir damit, daß jetzt unser Sperrfeuer, welches wir dauernd angefordert hatten, einsetzen könnte, dieses blieb jetzt zu unserm Glück aus, unsere Artillerie feuerte nur langsam. Aber einen Streich spielte sie uns doch. Wie wir dicht an den *Aisne-Kanal* kamen, über dem eine schmale Holzbrücke führte, setzte sie auf diese einen Volltreffer, sodaß ein großes Loch gerissen wurde. Hier hatten wir nun die Absicht, nach rechts auszuweichen, um wieder die deutschen Stellungen zu erreichen, aber unser Maschinengewehr-Feuer hinderte uns daran. So mußten wir wohl oder übel weiter und das Hindernis über die Brücke nahmen wir mit vielen Bemühungen dann auch. Das Schlachtfeld bot einen schaurigen Anblick, es war blau übersät mit gefallenen Franzosen. Unversehrt gelangten wir dann, hin und wieder noch durch das Artilleriefeuer an dem Weiterkommen gehindert, in die franz. Stellungen. Manchen von unsern Kameraden, welche auch in Gefangenschaft gerieten und einige 100 m weiter links zwischen den Linien liefen, hatte das tödliche Blei noch getroffen, uns gingen die Geschosse nur eben über die Köpfe hinweg.

Wie wir in den franz. Graben hineinsprangen, atmeten wir erstmal infolge der ausgestandenen Strapazen auf, im ersten Augenblick waren wir ja froh, daß wir aus dem Schlamassel herauswaren und noch das Leben gerettet hatten, dann aber kam uns unsere furchtbare Lage ganz zum Bewußtsein, wir waren Gefangene und somit ein willenloses Spielzeug unserer grimmigsten Feinde geworden. Gleich darauf stürzten einige Franzosen mit vorgehaltenem Revolver auf uns zu und entrissen uns unsere Uhren, alles Bitten, diese zu behalten, war vergebens, wir konnten froh sein, daß sie uns nicht niederschossen. Dann bekamen wir einen Stoß und wir konnten weiter laufen. Wir kamen beim Bataillons-Gefechtsstand an. Hier wurden wir umringt von vielen franz. Soldaten. Unsere sämtlichen Sachen, Uhren, wer noch eine hatte, Geld, Messer, Portemonnaies, Brieftaschen usw., ja selbst Lebensmittel, wurden uns abgenommen, die Offiziere sahen diesem Treiben zu und beteiligten sich sogar daran. Wer die Sachen nicht freiwillig hergab, wurde mit der Waffe bedroht. Die Knöpfe rissen sie uns von den Uniformen, die sowieso schon zerfetzt waren. Anpöbeleien und Fußtritte waren an der Tagesordnung. Nachdem wir dann diesen Raubüberfall hinter uns hatten, wurden wir unter Bewachung von 2 Posten mit aufgepflanztem Bajonett weitertransportiert. Währenddessen gelang es mir, mein Kriegstagebuch, welches sie nicht entdeckt hatten, in dem ich allerhand Aufzeichnungen gemacht hatte, zu zerreißen und über Deckung zu werfen, damit es dem Feinde nicht in die Hände fiel. Auf diesem Transport trugen wir auch einen verwundeten Kameraden mit zurück, der arme Mann hatte 7 Schüsse.

Nachdem wir einen langen Marsch in den Laufgräben hinter uns hatten, langten wir, vom furchtbaren Durst geplagt, beim Regimentsgefechtsstand an,

aber Wasser wurde uns nicht gereicht. Hier trafen wir mit unseren übrigen Kameraden, welche dasselbe Los mit uns teilten, zusammen, darunter unser Kompagnieführer, der Achselstücke beraubt und aus einer klaffenden Wunde im Gesicht schwer blutend. – Zum Überfluß wurden vielen dann noch die Mützen vom Kopfe gerissen. Wie ich das merkte, ließ ich meine in der Tasche verschwinden, dies wurde aber bemerkt, und gleich darauf hatte auch ich mal eine besessen. Als Entschädigung erhielt ich einen alten Sandsack, mit dem ich dann noch lange zum Spott in Frankreich herumgelaufen bin. Wir wurden dann, ca 40 Mann, zu einem Zuge formiert, und unter starker Bewachung von 12 Dragonern ging der Weitertransport dann vor sich, dauernd angepöbelt und angespien. – Die Artilleriestellungen passierten wir, die Geschütze standen zu beiden Seiten der Straße und feuerten, was nur herauswollte, es war ca 8 Uhr, da hat wahrscheinlich unser Gegenangriff eingesetzt. – Es regnete in Strömen, wir waren durchnäßt bis auf die Haut. Nach langem Hin- und Herwandern von einem Kommando zum andern, langten wir endlich, total erschöpft, nachts um 12 Uhr, an unserm Bestimmungsorte an. Es war eine alte Scheune, in die wir wie eine Herde Schafe hineingetrieben wurden. Jeder suchte sich, so gut es in der Dunkelheit ging, einen Platz auf der Erde aus, wo er seine müden Glieder strecken konnte. Mit dem Gedanken an die dunkle Zukunft und unsere Lieben daheim, denen jetzt durch unsere auf längere Zeit unterbrochene schriftliche Verbindung qualvolle Wochen der Ungewißheit über unser Schicksal bereitet wurden, versanken wir bald in einen tiefen Schlaf, der hin und wieder durch das Aufstöhnen einiger Kameraden, denen die Geschehnisse der vergangenen Stunden auch im Traume keine Ruhe ließen, gestört wurde.

Es mag wohl ungefähr 3 Uhr gewesen sein, als wir durch Fußtritte geweckt wurden. Dem habgierigen Posten ließ es keine Ruhe, wir mußten aufstehen und unter abermaliger Bedrohung mit der Waffe untersuchte er mit noch solchem Lumpen mehr von der Grand Nation unsere sämtlichen Taschen, bei deren Revision ihm noch mehrere Uhren und allerhand sonstige Sachen in die Hände fielen, die sämtlich in einem Sandsack verschwanden. Dann durften wir uns wieder hinlegen. Um 6 Uhr war alles wieder auf den Beinen, vor Kälte konnten wir nicht mehr liegen. Wir wurden hinausgeführt und nach einem von Stacheldraht eingefriedigten Platz gebracht, auf dem wir den ganzen Tag zubrachten. Ein Glück war es, daß die Sonne wieder durch kam, da konnten doch unsere Kleider wieder trocknen. Nach langem Warten wurde uns endlich um 11 Uhr mittags die erste Verpflegung gereicht, diese bestand aus 4 harten Keks, winzigen Portionen Büchsenfleisch und mehreren Eimern Wasser. Mit Heißhunger wurde gleich alles verzehrt, aber was schlug das an, hatten wir doch seit mehreren Tagen fast nichts zu essen bekommen. Am Abend gabs noch mal wieder 4 Keks, dann gings wieder hinein in die Scheune, in der wir noch eine Nacht auf dem harten Lager zubringen mußten. Am andern Tage ging der Transport weiter und zwar nach einem Lager, in welchem unsere Personalien festgestellt wurden. Wir nannten es das Jumbo-Lager, ein Dolmetscher nämlich von der Kolonialtruppe führte hier das Hauptkommando, nebenbei bemerkt, ein großer Deutschenhasser, wir waren vielen Schikanen ausgesetzt. U. a. ließ er uns antreten und führte mit uns zum Gaudium der anderen Fran-

zosen Exerzitien aus, Laufschrift, Hinlegen, Sprung auf, Gleichschritt, Parade-marsch usw. Wehe dem, der seinen Befehlen nicht sofort nachkam, dem sausten im selben Augenblick wuchtige Schläge mit der Hundepeitsche über den Rücken. Uns kochte das Blut in den Adern, aber was half es, wir konnten nur die Zähne zusammenbeißen und mußten uns allem willenlos fügen. – Von den deutschen Kommandos schien er mal etwas gehört zu haben, beim Parade-marsch kommandierte er nämlich: Achtung! Die Augen richt Euch! – Achtung! Die Gesicht rechts! – In diesem Lager gab es morgens und abends je  $\frac{1}{4}$  trocknes Brot, dazu schlechtes stinkendes Wasser. Auch wurden die meisten von uns einem Verhör durch franz. Offiziere unterzogen. Zuerst versuchten sie durch gute Redensarten und allerhand Versprechungen etwas über unsere Stellungen etc. zu erfahren, wie das nichts half, wollten sie's erpressen mit Gewalt unter Bedrohung mit der Waffe und der Peitsche, aber auch das half nichts, aus uns bekamen sie nichts heraus, wir wußten eben von gar nichts, wurden dann auch in gerade nicht höflicher Weise wieder an die frische Luft befördert. Die Nacht brachten wir zu mit je 40 Mann unter einem Spitzzelt, wo wir versucht haben, auf der harten Erde zu schlafen.

Am andern Tage, den 10. Mai, ging die Reise wieder weiter nach einem eine Stunde von hier entfernt liegenden Lager bei *Donchery*, wo wir ca 14 Tage blieben. Dieses bestand aus großen mit Stacheldraht eingezäunten Feldern, ca 1500 Mann waren hier untergebracht, unter diesen traf ich viele Landsleute, denn ein großer Teil war von den Regimentern 84 und 90. – Unterkunft war hier keine, wir mußten uns erst solche bauen aus Zeltbahnen, je 6 Mann unter einem Zelt, ohne jegliches Stroh oder sonstige Unterlage, einfach auf der harten kalten Erde; ebenfalls war hier keine Waschelegenheit vorhanden. Von hier aus mußten wir täglich ausrücken zur Arbeit an einem Bahnbau bei *Savigny*. Um 6 Uhr morgens mußten wir antreten zur Arbeit, bereits um 3 oder 4 Uhr war schon alles auf den Beinen, da wir [es] vor Kälte nicht mehr aushalten konnten, auch ließen uns die Läuse keine Ruhe, die Erde wimmelte förmlich von Ungeziefer. Bevor wir ausrückten, bekamen wir einen Becher Kaffee, 2 Löffel dünne Bohnensuppe und ein halbes Brot, das war die Verpflegung für den ganzen Tag. Gleich vor dem Eingang unserer Umzäunung stand der Kübel mit Kaffee, 10 Schritt weiter ein solcher mit der Bohnensuppe. Inzwischen mußte man aber seinen heißen Kaffee ausgetrunken haben, sonst wurde die Bohnensuppe direkt hinzugefüllt. Weitere 10 Schritt lag dann das Brot an der Erde. Sodann mußten wir uns gleich zu Vieren aufstellen und unsere Suppe im Stehen austrinken. Unser Brot bröckelten wir in Stücke und steckten es in die Taschen, damit wir den Tag über etwas hatten. Nachdem alle angetreten waren und abgezählt war, setzte sich der Zug nach der  $2\frac{1}{2}$  Stunden entfernt liegenden Arbeitsstätte unter starker Bewachung in Bewegung. Hier angelangt ging es sofort an die Arbeit mit Schaufel und Picke unter dauerndem Antreiben der franz. Posten. Der Hunger war natürlich groß, da wir bei dieser Arbeit nur mit einem halben Feinbrot den ganzen [Tag] auskommen mußten; und man brauchte sich nicht zu wundern, wenn viele Kameraden sich wie gierige Hunde über Brotkrümel herstürzten, welche franz. Soldaten in den Ortschaften, welche wir passierten, in die Kolonne hineinwarfen, um sich an dem dann fol-

genden Bilde zu ergötzen. Sogar Brotreste, welche auf Düngerhaufen oder in Pflützen lagen, holten einige sich her und verzehrten es mit Heißhunger, bevor wir sie daran hindern konnten. Abends 8 Uhr langten wir wieder im Lager an, sodann gab es noch zwei Löffel Bohnensuppe und um 9 Uhr war Ruhe. Einige Tage vorher war dieses Lager von deutschen Fliegern heimgesucht worden, welche mehrere Bomben geworfen hatten. Es war nämlich nicht als Gefangenenlager angemeldet gewesen und unsere Flieger hatten ein Truppenlager vermutet. Dieser Angriff hatte über 50 Kameraden das Leben gekostet und weit über 100 wurden schwer verwundet.

Am 22. Mai endlich verließen wir dieses primitive Lager. Es wurde ein Transport zusammengestellt, wir wurden verladen in vor Schmutz und Dreck strotzende Güterwagen mit der Bestimmung nach Fort *Baurlemont*, einem Fort von der Festung *Epinal* in den Vogesen. Es war eine recht üble Bahnfahrt ohne jegliche Gelegenheit zur Entrichtung der Bedürfnisse. Die Wagen wurden plombiert und erst am andern Tage an dem Bestimmungsort wieder geöffnet. Zum Trinken erhielten wir auf der ganzen Fahrt nichts. Unsere Verpflegung bestand nur aus einem halben Brot und etwas Büchsenfleisch. Auf den Stationen waren wir heftigen Wutausbrüchen der Franzosen ausgesetzt; wir mußten uns auf den Boden werfen, um gegen die hereinfliegenden Kieselsteine und sonstigen Wurfgeschosse geschützt zu sein; die Posten ließen dem ruhig gewähren; da war es ja auch kein Wunder, daß unsere Bitten, etwas Wasser zu bekommen, ungehört verhallten. Am Mittag des anderen Tages konnten wir dann endlich aus unserm Gefängnis befreit werden, wir waren bei *Baurlemont* angelangt. In diesem Fort fanden wir dann die erste Waschgelegenheit vor, von der wir sofort ausgiebig Gebrauch machten. Auch wurden wir gebadet und unsere Kleider entlaust, aber das half soviel wie gar nichts, denn das ganze Fort war verlaust. Jeder bekam Wäsche und ein Handtuch. Es wurde uns eine ganze Reihe Bestimmungen und Verhaltensmaßregeln bekanntgegeben, u. a. sagte der Dolmetscher: Wenn einer ausreißt, wird er bestraft werden mit Beerdigung! (ein allgemeines Grinsen selbstverständlich unter uns). Er meinte natürlich, daß derjenige, welcher einen Fluchtversuch machte, erschossen wurde.

Unsere wiederholten Bitten, ein Lebenszeichen in die Heimat senden zu können, blieben erfolglos, endlich, am 31. Mai, wurde uns gestattet, die erste Nachricht von unserer Gefangennahme nach Hause zu schicken, die Karte traf dann am 2. Juli hier ein.

Auf diesem Fort sollten wir jedoch auch nicht lange bleiben, es war nur ein Durchgangslager. Wir wurden hier zu eine Arbeitskompagnie von 424 Mann zusammengestellt. Diese Kompagnie zergliederte sich in 8 Sektionen à 52 Mann und [mit] einem deutschen Feldwebel an der Spitze; die Sektionen wiederum in 4 Korporalschaften mit je einem Korporalschaftsführer. Jeder Sektion wurde ein franz. Sergeant, Korporal und mehrere Posten zugeteilt. Den Oberbefehl hatte ein franz. Kapitän, diesem untergeordnet wieder ein Oberleutnant, Unterleutnant und Adjutant. Jetzt kam doch allmählich ein geordneter Zug in die Kolonne. Die Komp. bekam die Bezeichnung P. G. 10. Am 5. Juni erfolgte unser Weitertransport nach *Fort d' Arches* (unserer künftigen Wirkungsstätte), ebenfalls ein Fort von *Epinal*. Die Tätigkeit unserer Kompag-

nie bestand in Holzfällen, wir haben ganze Wälder ausgeforstet und teilweise ganz heruntergeschlagen. In dem Fort wurden wir untergebracht in den Kasmatten, welche 32 Stufen tief unter der Erde lagen, stockdunkel natürlich, ab und zu brannten elektrische Lampen, aber meistens funktionierte die Beleuchtung nicht, die wurde dann ersetzt durch eine kleine Petroleumlampe. Feucht und kalt war es in diesen unterirdischen Gelassen. Das Wasser tropfte nur so von Decke und Wänden. Von hier aus hatten wir 1½ Stunden Marsch nach unserm Arbeitsplatz, morgens um 5 Uhr gings los, abends um 6 Uhr kehrten wir wieder hungrig, ermüdet und erhitzt zurück, sodaß wir uns erst eine halbe Stunde vor dem Fort lagern mußten, ehe wir in die feuchten Gelasse hinabstiegen. Unsere Verpflegung bestand in 500 gr Brot, mittags und abends dünne Reis-, Linsen- oder Bohnensuppe, auch mitunter Kartoffelsuppe, von Kartoffeln war jedoch nichts zu sehen, man hatte nur das Wasser im Kochgeschirr, dazu zweimal in der Woche 1 Stück Maultier- oder Pferdefleisch, zähe wie Gummiabsätze. Sehr zu leiden hatten wir unter den Witterungsverhältnissen, denn dauernd entluden sich in dieser Gegend starke Gewitter, begleitet von heftigen Regengüssen. Täglich waren wir naß bis auf die Haut. Es wurde uns dann erlaubt, Feuer anzumachen, um unsere Kleider daran zu trocknen, zu welchem Zwecke wir uns nackend auszogen und mit den Lumpen in der Hand dann um das Feuer herumtanzten wie die Sioux in Wild-West.

In dem Walde begannen wir sogleich mit dem Fällen der Stämme und dem Ausroden der Wurzeln, sowie dem teilweisen Planieren des Bodens, um hier ein Barackenlager zu erbauen, damit wir direkt am Arbeitsplatze waren. Dieses Lager, umgeben von dichtem Drahtverhau, war Anfang Juli fertiggestellt, sodaß wir es am 12. beziehen konnten. An Arbeitslohn bekamen wir pro Tag 20 Centimes, welche in Bons ausgezahlt wurden. Für diese konnten wir uns in einer in dem Lager eingerichteten Kantine Lebensmittel u. dergl. kaufen. Außer dem Fällen und Zerschneiden der Stämme mußten wir diese an die gebauten Rampen befördern, von diesen wurden sie auf großen Lastautos verladen und nach der Bahn gefahren. Hier war wieder eine Abteilung mit dem Einladen in die Waggons beschäftigt. Eine andere Abteilung arbeitete wieder an einem Steinbruch und lieferte Steine für die im Walde zu erbauenden Wege.

Bei jedesmaligem Aus- und Einrücken aus dem Lager war Appell und wurde eine Zählung vorgenommen. Wer bei dem Appell sprach, bekam 8 Tage *prison* = Arrest; das Rauchen einer kalten Pfeife während der Arbeit brachte ebenfalls 8 Tage; wer auf dem Arbeitsplatz sitzend angetroffen wurde 4 Tage; eine unbegründete Beschwerde (unbegründet war sie natürlich immer) 4 Tage und so mehr. Fluchtversuch wurde mit 30 Tagen *celle* [wohl entstellt aus dt. „Zelle“] bestraft. Bei *prison* wurde tagüber gearbeitet und nur am Abend wurde man eingeschlossen. Bei *celle* Tag und Nacht bei Wasser und Brot in einem dunklen Raum, nur alle 4 Tage warmes Essen. Unser Essen bestand hauptsächlich aus Reis, einmal bekamen wir 5 Wochen lang ununterbrochen mittags und abends nur Reis, wir konnten's nicht mehr sehen und lebten hauptsächlich von unserm Brot; dann gab es wieder wochenlang Kartoffelsuppe u.s. fort. Aus dem Hungern kamen wir nicht heraus, denn erstmal regte die Waldluft den Appetit sehr an, und zweitens erforderte die schwere Arbeit, bei der

wir dauernd angetrieben wurden, auch eine stärkere Kost. Ein Jubel ging natürlich durch die Kompagnie, wie im August die ersten Nachrichten und Pakete aus der Heimat eintrafen. Diese Liebesgaben wurden aber leider zum Teil nicht ausgeliefert; eine Taschenuhr fand sich bei der Reklamation merkwürdigerweise zwischen dem weggeworfenen Packpapier. Kuchen wurden zerbröckelt, verschiedene Lebens- und Genußmittel durcheinandergemischt, sodaß sie zum Teil nicht mehr zu genießen waren. Es war uns verboten, mehr wie zwei Kartons zu besitzen. So mußten wir dann bei Ausgabe der Pakete mit der Zeltbahn antreten, in welche der Inhalt der eingetroffenen Pakete dann hineingeschüttet wurde, möglichst derart, daß alles ein Durcheinander war.

Als Speiseraum hatten wir eine gemeinsame Baracke. Abends fanden wir uns meistens hier zum geselligen Beisammensein zusammen. Messer, Holzschuhe, Pfeifen, Zigarettenspitzen, Kleidungsstücke, Schach- u. Damespiele, Brieftaschen u. manches andere fertigten wir uns mit den primitivsten Werkzeugen zu unserer Bequemlichkeit und Unterhaltung an. Manches Heimatlied wurde gesungen und einmal vergaßen wir dabei wohl ganz, daß wir Gefangene waren, denn plötzlich erscholl auch das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“. Wie das der franz. Dolmetscher hörte, kam er bleich vor Wut und fast nach Atem ringend, hereingestürzt: Sie haben gesungen Deutschland, Deutschland über alles, Sie werden bestraft werden! Einer war jedoch so kühn, zu behaupten: Herr Dolmetscher, wir haben gesungen Alles, alles über Deutschland! Ob er's nun geglaubt hat, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wurde uns am andern Tage jegliches Singen und Musizieren auf 1/2 Jahr verboten. – Eines Nachmittages entwichen von der Arbeit aus 2 Kameraden, leider wurden sie am Abend wieder ergriffen und dem Kapitän vorgeführt. Wir wurden in die Baracken getrieben und mit Erschießen bedroht, falls jemand sich draußen sehen ließ. Soviel aber konnten wir doch durch die Türspalten usw. beobachten, daß der Kapitän und noch andere mit dicken Knüppeln diese Wehrlosen bearbeiteten, bis sie aus mehreren Wunden blutend, zusammenbrachen. Dann wurden sie abgeführt und in *celle* geworfen, wo sie ihre 30 Tage absitzen mußten. In dieser bestialischen Art und Weise, sogar an einen Marterpfahl, von den Fußspitzen bis an den Hals, die Hände auf den Rücken und ohne Kopfbedeckung, mit Telefondraht festgeschnürt, sind die meisten Ausreißer behandelt worden. – Uns wurden jetzt nachts die offenen Latrinenkübel in die Baracken gesetzt, keiner durfte von nun ab die Baracken in der Nacht verlassen, um seine Bedürfnisse draußen auf der Latrine zu verrichten, es mußte drinnen geschehen; nicht einmal die Fenster durften wir öffnen. Was das für eine Luft gab, kann sich wohl jeder ausmalen. Nicht selten liefen diese Kübel noch über und der Inhalt ergoß sich unter unsere Pritschen und vergiftete die Luft noch mehr. Unsere Vorstellungen beim Arzte blieben erfolglos. –

Am 14. November 1917 war unsere Tätigkeit auch hier beendet, wir kamen nach dem 40 km entfernt liegenden Ort *Clairey* in den Vogesen. Auch hier fanden wir wieder dieselbe Beschäftigung. Die ganze Kompagnie wurde untergebracht in einem menschenunwürdigen Raume der dort befindlichen Glashütte. Wir glaubten uns natürlich zu verbessern, da wir jetzt ein festes Gebäude mit unseren Baracken vertauschen konnten, aber diese waren noch Gold hierge-

gen. Man sah nichts wie Eisen und Stein, ein Schutthaufen an dem andern, in der Mitte die großen Schmelzöfen. – Eine Höhe hatte dieser Raum von ca 20 m, Länge reichlich 30 und Breite ca 20 m. Spärliches Licht fiel nur durch einige Dachfenster hinein, an den Seitenwänden befanden sich große Luken, durch die der Wind nur so hindurchpiff. In diesem Raum sollten wir nun fast 1½ Jahr zubringen. Zuerst schafften wir natürlich den ganzen Dreck hinaus, so dann mußte innerhalb des Raumes und draußen vor starker Drahtverhau gezogen werden. Dieser war natürlich gleich zur Stelle, es war ja auch wichtiger, als für Schlafgelegenheit zu sorgen; die ersten Nächte brachten wir auf der kalten Steindiele zu, trotzdem mußten wir am nächsten Tage gleich auf Arbeit, obgleich doch die meisten kein Auge zugekriegt hatten. Allmählich wurden dann auch die Pritschen mit Strohsäcken herbeigeschafft, je ein Block für 8 Mann berechnet. Die Beleuchtung war eine recht spärliche, 8 kleine Petroleumlampen standen der ganzen Kompagnie zur Verfügung. Bei dieser Beleuchtung mußte man abends seine Sachen in Stand setzen, Briefe schreiben usw. Kamen wir von der Arbeit zurück, so mußten wir uns tastend nach unserem Lager fühlen, da das Auge sich nicht so schnell an die Dunkelheit gewöhnen konnte. Furchtbare Zeiten haben wir im Winter hier durchgemacht. Denn was schlugen die 8 kleinen Öfen in einem solchen Raume an, obgleich diese Tag und Nacht geheizt wurden? Es war uns natürlich verboten, nachts zu heizen. Aber was sollten wir anfangen? Vor Kälte konnten wir nicht schlafen. Abwechselnd war der Ofen die ganze Nacht hindurch besetzt, länger wie 2 Stunden nämlich hielten wir es auf dem Strohsack nicht aus, dann waren uns die Glieder steif gefroren; zum Zudecken hatten wir nur eine Decke.

*Es folgen sechs ausradierte und en bloc durchgestrichene Zeilen, die nur mit einiger Mühe noch zu entziffern sind. Wir verzichteten gleichwohl auf die Wiedergabe, da der Schreiber durch Radieren und Durchstreichen jedenfalls seinen Willen zu erkennen gibt, daß diese Zeilen nicht zur Kenntnis gelangen. Ob es sich dabei lediglich um die Tilgung eines sachlichen Erinnerungsirrtums oder um ein persönlich motiviertes Verschweigen handelt, kann hier unentschieden bleiben.*

Wir versuchten durch Laufschrift oder sonstige Bewegungen unsern Körper wieder etwas zu erwärmen, und wenn man Glück hatte, daß ein Platz frei war, hockte man sich am Ofen hin, eingehüllt in die Decke. Die Posten, welche in den Räumen, in einem abgeteilten Postengang, auf- und abpatrouillierten, waren natürlich eingekleidet wie die Eskimos, 2 Mäntel, einen dicken Pelzüberhang, dickes Halstuch, Kopfschützer, gefütterte Holzpantoffeln und Handschuhe und wer weiß sonst noch was, und hier lagen wir mit nur einer Decke, nicht mal einen Mantel gab man uns, diesen, sowie die 2. Decke erhielten wir erst Ende Januar, wie der Winter vorbei war. Eines Nachts war[en] ich und mein Kamerad, welcher neben mir schlief, total eingeschneit, so undicht war das Dach. Über 100 Mann hatten erfrorene Füße. Wir gingen lieber morgens hinaus bei der Kälte in den Wald zur Arbeit, als abends wieder hinein in den Stall, denn draußen durften wir mittags wenigstens ein Feuer anmachen, wo wir uns dann alle dran wärmen konnten. Wenn tiefer Schnee lag, sodaß die Pferde

nicht arbeiten und wir nicht fällen konnten, so mußten wir die Stämme unter dem Schnee mit den Händen herausholen und an die Straße tragen. Wer bei der Kälte mit den Händen in der Tasche angetroffen wurde, erhielt 4 Tage *prison*.

Unser Brot war während dieser Zeit manchmal ungenießbar; mit blauen und gelben Schimmelflecken, Bindfäden, Holz, Nägeln und sonstigem Unrat, sogar mit Granatsplintern durchsetzt. Auf unsere Beschwerde wurde erwidert, daß die franz. Posten dasselbe Brot erhielten und daß sich von ihnen noch keiner beschwert hätte. Unser Durchfall, an dem viele litten, wäre vielmehr auf verdorbene Eßwaren aus Deutschland zurückzuführen – Fertig!

Allmählich rückte das Weihnachtsfest heran; ein Weihnachtsabend, den ich nicht wieder vergessen werde. Wir kamen spät aus dem Walde zurück. Kein Baum, aber auch nichts erinnerte uns an das Fest. Einen solchen aufzustellen, war uns verboten worden. Zitternd vor Kälte lagen wir unter der Decke, mit unseren Gedanken daheim in der lieben Heimat, wo jetzt in jedem Hause der Weihnachtsbaum erstrahlte; und wohl den meisten sind die Tränen über die Backen gerollt, als einige Kameraden in dieser Verlassenheit ein Weihnachtslied anstimmten. – Am ersten Weihnachtstage ruhte die Arbeit, wir bekamen pro Mann einen Apfel als Geschenk; am zweiten gings wieder an die Arbeit. – Im Laufe des Jahres gründeten wir dann einen kleinen Gesangverein, auch eine Theatergesellschaft nebst Musikkapelle, mit zum Teil selbst gefertigten Instrumenten, fand sich zusammen, und so vertrieben wir uns in unserer wenigen freien Zeit manche trüben Stunden.

Wie der Waffenstillstand geschlossen wurde und die französischen Gefangenen zurückkehrten, hofften auch wir, bald aus unserer elenden Lage befreit zu werden, aber leider sollte unser sehnlichster Wunsch noch lange nicht erfüllt werden. Wir dachten, es besser zu bekommen, da der Krieg doch vorbei war, aber im Gegenteil, wir wurden noch mehr zur Arbeit angetrieben, größeren Schikanen waren wir ausgesetzt, denn von deutscher Seite aus konnten jetzt keine Gegenmaßnahmen mehr getroffen werden. Unser Schuhzeug wurde in diesen Monaten kaum mehr repariert, viele mußten auf Holzpantoffeln in den Wald und auf diesen täglich eine Strecke von 20-25 km, meistens durch tiefen Morast, zurücklegen. Unsere Arbeit bestand nämlich fast ausschließlich nur noch darin, daß wir das Brennholz tief aus dem Walde heraus an die Straße tragen mußten. Es war eine bestimmte Tourenzahl vorgeschrieben, sodaß wir vom frühen Morgen bis zum Abend [un]unterbrochen in Bewegung waren. Abends schlepten wir uns nur noch langsam nach Hause. –

Von dem Größenwahn eines franz. Offiziers muß ich noch etwas berichten. Wir arbeiteten auf dem Bahnhof *Darney* und waren mit dem Verladen der Stämme beschäftigt. Da tritt ein franz. Offizier an uns heran, weil wir ihn nicht begrüßt hatten. „Nix mehr Deutschland über alles, jetzt ich (zeigt auf sich), ich, Frankreich über alles. Deutschland *comme ça*, (berührt mit der Hand fast die Erde), Frankreich *comme ça*, (streckt den Arm hoch hinaus). Alle Kriegsgefangene, alle mich grüßen! Einverstanden?“ – Wir hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als möglichst viele zusammenzutrommeln. Nach einer Verabredung marschierten wir dann in Abständen von 10 Schritt mit der Hand an der Mütze an ihm vorbei. – Die Sache mag ihm dann doch wohl zu lächerlich geworden

sein, denn plötzlich war unser *Monsieur* verschwunden, er hat uns auch keine Instruktionen wieder erteilt.

Im Februar 1919 war unsere Waldarbeit beendet, wir hofften wieder, der Heimtransport stände nun bevor; aber wie stark wurden wir enttäuscht. Wir kamen nach dem Ort *Benamenille* bei *Lunéville* an die Front und mußten mit den Aufräumungsarbeiten beginnen; die Schützengräben und Granatlöcher zuwerfen, die Unterstände einreißen und den ganzen Drahtverhau wegräumen. Andere mußten wieder Granaten und Blindgänger zusammentragen, welche dann gesprengt wurden. Diese gefährliche Arbeit hat noch manchem Kameraden und auch Franzosen das Leben gekostet. – Unsere Fahrt nach *Lunéville* reihte sich den übrigen auf franz. Bahnen würdevoll an. Der Winter hatte wieder heftig eingesetzt und bei starkem Schneetreiben legten wir die 8 km lange Strecke nach dem Bahnhof *Darney* zurück, manch einer schwer beladen mit dem Gepäck. Einige mußten diese Strecke sogar auf Strümpfen marschieren, da auf den Holz-Pantoffeln wegen des Schnees nicht vorwärts zu kommen war. Am Mittag wurden wir in die Güterwagen verladen, abends erst setzte sich der Zug in Bewegung. Es war bitter kalt geworden, wir mögen in der Nacht wohl 20° Kälte gehabt haben. Nachdem wir die ganze Nacht und den folgenden Tag gefahren waren (allerdings wurde auf jeder Station erst rangiert), passierten wir zu unserm Erstaunen am nächsten Abend wieder die Station, von der wir abgefahren waren. Sie hatten uns nach einer ganz verkehrten Richtung gebracht; – so echt französisch –. Nach einer weiteren Fahrt von zwei Nächten und einem Tag langten wir dann endlich halb erstarrt in *Lunéville* an. Von hier aus hatten wir nach *Benamenille* noch eine Strecke zu marschieren von 15 km. Nur die grimmige Kälte hielt uns aufrecht, denn wir hatten auf der Bahnfahrt fast kein Auge zubekommen und wenig zu essen, sonst hätten wir diesen Marsch nicht mehr machen können. Hier angekommen 12 Uhr nachts, war natürlich kein Quartier da, die Kompagnie war hier gar nicht gemeldet. Nach vergeblichem Hin- und Herlaufen wurden uns endlich einige zerfallene Baracken angewiesen, auf deren Bretterdielen wir uns dann in der Dunkelheit hinstreckten.

Diese Gegend verließen wir wieder am 1. April und wurden weiter transportiert nach den Schlachtfeldern von *Verdun* und zwar nach dem Orte *Buzy*, um hier die Aufräumungsarbeiten fortzusetzen. Wir bezogen ein Lager, welches zuletzt von unseren Truppen belegt gewesen war, denn verschiedene Schriften aus der Schreibstube deuteten darauf hin. Die erste Arbeit war natürlich die Einfriedigung des Lagers mit Drahtverhau, dieser wurde mit der Zeit so verstärkt, daß er einen Durchmesser von 4-5 m bekam. Einen ganz fanatischen Deutschenhasser bekamen wir hier als Kompagnieführer. Alle möglichen Intrigen sann er sich aus; die Arrestzellen waren dauernd belegt. Bei der ärztlichen Visite war er stets zugegen mit der Hundepeitsche in der Hand. Sowie jemand sich krank meldete und wurde vom Arzt nicht krank geschrieben, erhielt er sofort welche übergezogen und wanderte gleich darauf in Arrest.

Viel Gutes hatten wir von den Amerikanern, welche ebenfalls in diesem Orte lagen. Manche Lebensmittel und große Mengen Tabak und Zigaretten steckten sie uns zu. Die Franzosen konnten gerne darum bitten, diese erhielten jedoch nichts; mit diesen lebten sie auf einem gespannten Fuß. Unser Gruß

wurde von den amer. Offizieren stets freundlichst erwidert, der Gruß der franz. Soldaten wurde meistens nicht beachtet. Daß die Franzosen dadurch noch eine größere Wut auf uns bekamen, war ja erklärlich und jeden Abend, bevor wir ins Lager rückten, wurden wir nach Tabak untersucht; hierbei fiel ihnen leider manches Päckchen, welches nicht genügend versteckt war, in die Hände. Auf diese Art und Weise kamen sie dann doch in den Besitz des von ihnen so begehrten amerik. Tabaks. Recht oft wurden wir auch plötzlich in dem Lager selbst revidiert, innerhalb 5 Minuten mußte jeder mit seinem Strohsack und sämtlichen Sachen auf dem Hof stehen. Hier wurde dann alles von unten nach oben gekehrt, dazu möglichst in den Dreck geworfen und mit den Füßen betreten. Manch einer flog hierbei in Zelle, da er irgend etwas besessen hatte, was nicht erlaubt war.

Eines Tages wurde unser Lager besichtigt von einem franz. General. Er erkundigte sich bei unserm Lagerfeldwebel nach dem Essen, Quartier usw. Dieser brachte dann vor, daß die Strohsäcke notwendig neu gefüllt werden müßten und daß das Essen nicht ausreichend sei und wir zu kleine Portionen bekämen. Der General gab sofort einen diesbezüglichen Befehl, daß die betr. Wünsche zu erfüllen seien. Kaum aber war er aus dem Lager heraus, so wurde der Feldwebel abgeführt in Zelle, wo er 14 Tage bei Wasser und Brot eingesperrt wurde. Ein anderer Feldwebel, welcher sich weigerte, jetzt die Komp.-Geschäfte zu übernehmen, bekam ebenfalls 14 Tage, bis sich ein Dritter schließlich einschüchtern ließ und dem Willen der Franzosen gehorchte.

An einem Ende des Ortes befand sich ein Massengrab, wo Deutsche und Franzosen gemeinschaftlich begraben waren. Ein großes Kreuz enthielt sämtliche Namen der Gefallenen. Eines Tages wurde das Kreuz herausgenommen und nach wenigen Tagen wieder hingesezt. Jetzt aber waren nur noch die Namen der gefallenen Franzosen darauf verzeichnet.

Unsere Tätigkeit bei dieser Komp. dauerte nicht lange mehr, am 17. Juni nämlich wurden wir Schleswig-Holsteiner herausgezogen (40 Mann) und nach dem Sammellager *Bar-le-Duc* transportiert, zwecks Austausches über Dänemark. Obgleich wir vor Freude laut aufjubelten, wagten wir doch nicht daran zu glauben, daß wir nun endlich die Heimat wiedersehen sollten. Mit einem größeren Transport ging es von hier aus weiter nach *Fort D'Arnieres* bei *Dijon*, welches Fort schon stark belegt war mit Polen, Elsäßern und solchen aus dem Saargebiet. Am 28. Juni wurde uns hier bekannt gegeben, daß der Friede unterzeichnet sei. Von neuen Hoffnungen erfüllt, fuhren wir Schleswig-Holsteiner dann am 11. Juli weiter über *Paris* nach *Rouen* an der *Seine*. Dieses war das Austauschlager der Nordschleswiger aus der 1., 2. u. 3. Zone. Alle 14 Tage gingen Transporte von hier ab per Schiff in die Heimat. Leider wollte es das Geschick, daß wir aus der 3. Zone nicht mitausgeliefert wurden. Das war der härteste Schlag, der uns getroffen hatte. Fortwährend hatten wir gesehen, wie unsere Kameraden in die Heimat fuhren, auch wir hatten gehofft und gehofft, bis unsere Hoffnungen uns zur Qual wurden. An einem Sonntage im September wurden wir Zurückgebliebenen, 330 Mann, wieder zu einer Kompagnie zusammengestellt und kamen nochmals an die Front, diesmal nach der *Somme* nach dem Orte *Villers Foucon* bei *Peronne*. Es waren schwere Tage, die viel

Überwindung gekostet haben, stand uns doch jetzt noch einmal ein Winter in Gefangenschaft bevor. Eine Unterkunft in diesem Orte war natürlich wieder nicht vorhanden, nur der Drahtverhau war da. Es wurden Zelte mitgeführt, in denen wir den ganzen Winter zugebracht haben. Auch hier begannen wir wieder mit den Aufräumarbeiten. Täglich sahen wir hinter dem Drahtverhau zu, wie die Kameraden aus engl. Gefangenschaft an unserm Lager mit Gesang vorbeizogen zum Bahnhof, um in die Heimat befördert zu werden. Für uns war die Zukunft dunkel; wann würde Frankreich wohl mal mit der Auslieferung beginnen? – Zu unserem Glück hatten wir einen guten Kompagnieführer, einen sehr anständigen Menschen, den ich in Frankreich kennengelernt habe. Er war mehrere Jahre in Deutschland gewesen und bemüht, unsere Lage in jeder Beziehung zu erleichtern, sorgte für gutes Essen, Kantine, Wäsche, Bekleidung usw.

Wie das Weihnachtsfest heranrückte, ließ er genügend Wein, Rauchmaterial und sonstige Kantinenwaren heranschaffen, sodaß wir einen ganz vergnügten Weihnachtsabend verlebten, der uns für die vorangegangenen doch etwas entschädigte. – Heller Jubel durchtönte das Lager, als am 10. Januar 1920 bekannt gegeben wurde, daß der Friede zwischen Deutschland und den Alliierten ratifiziert sei, daß Frankreich am 20. Januar mit der Auslieferung beginnen würde und wir wohl im Februar an die Reihe kämen. Kurz vorher wurde ich auf Anordnung des dänischen Konsulats aus der Komp. herausgezogen zwecks Auslieferung über Dänemark und zwar auf Veranlassung meiner Angehörigen, welche im Herbst 19 eine Reklamation eingereicht hatten bei der dänischen Behörde. Die Reise ging wieder nach *Rouen*, wo schon ca 700 Schlesw.-Holsteiner, darunter 80 Offiziere, zusammengezogen waren, um endlich in die liebe Heimat befördert zu werden. Nach einigen Tagen Aufenthalt betraten wir dann am 4. Februar, zum letzten Mal von franz. Posten begleitet, den Dampfer *Moskau* und das mit einem Gefühl, welches sich nicht beschreiben läßt. Wir fragten den Kapitän, ob wir uns auf dem Schiff denn frei bewegen konnten, denn daß wir nun unser eigener Herr waren, konnten wir noch nicht fassen. Ja, sagte er, meine Herren, Sie sind frei! – Die Unterbringung an Bord war eine tadellose, weiße Betten und sauber gedeckte Tische standen bereit, uns lief das Wasser im Mund zusammen, wie wir dieses sahen. Am besten von allem schmeckte uns das Schwarzbrot, welches wir so lange Jahre haben entbehren müssen. – Es war eine wunderbare *Seine*-Fahrt, leider wurde es schon recht früh dunkel. Am andern Morgen passierten wir die englische Küste, durchquerten dann die Nordsee, fuhren um *Skagen* herum und landeten am Sonntag, den 8. Febr. in *Sonderburg*. Hier empfing uns an der Landungsbrücke ein dänisches Komitee, überall wehte der Danebrog, dänische Ansprachen wurden gehalten, von der wir aber kein Wort verstanden. Einige wenige mögen's dann doch wohl begriffen haben, denn sie stimmten zum Schluß in das auf Dänemark ausklingende Hoch mit ein. Das war unsere erste Begrüßung auf deutschem Boden.

Als dann aber in der Ferne einige Realschüler mit der blau-weiß-roten Fahne dahergeernt kamen, und immer mehr Schleswig-Holsteinische Fahnen an den Häusern sichtbar wurden, da konnten wir nicht mehr an uns halten; ein tausendstimmiges Hurra erschallte und brausend erklang unser geliebtes

Schleswig-Holstein-Lied mit einer solchen Begeisterung über Sonderburgs Mauern, daß alle deutschgesinnten Landsleute mit einstimmten. Der Dannebrog entschwand, und überall wehten uns nun zum Gruß unsere Landesfarben entgegen. Nachdem dann ungefähr 30 Mann, welche wirklich zur ersten Zone gehörten, (wir andern waren nämlich alle „Blindgänger“) an Land gesetzt waren, lichtete der Dampfer wieder seine Anker, um uns nach unserem Bestimmungsort *Holtenau* zu bringen. Hier betraten wir dann nach jahrelanger Abwesenheit und Knechtschaft endlich am selben Nachmittag unsere heimatliche Erde, so hatte denn doch die Stunde geschlagen, nach der wir uns so lange gesehnt hatten. – Unser Weg führte zum Kieler Bahnhof, von wo aus wir noch in derselben Nacht zum *Loksteder Lager* befördert wurden. Die Abwicklung der Geschäfte, ärztliche Untersuchung, Einkleidung usw. nahm mehrere Tage in Anspruch. Nachdem dieses dann erledigt war, konnten wir am Morgen des 12. Februar unsere letzte und wohl die schönste Fahrt in die liebe Heimat antreten. Mit Blumen geschmückt, unter Vorantritt der Militärkapelle, gings zum Bahnhof, unter deren Klängen sich der Zug dann langsam in Bewegung setzte. Am Nachmittage rollte der Zug in den Husumer Bahnhof ein, die Stunde des Wiedersehens mit meinen Lieben, Freunden und Bekannten, welche sich so zahlreich eingefunden hatten, ist mir die schönste meines Lebens gewesen, und niemals werde ich den so überaus herzlichen Empfang vergessen, der uns in unserer Grauen Stadt bereitet worden ist.

*Im Anschluss an diese Aufzeichnungen Bollmanns wird hier als ergänzende Quelle ein Bericht der Husumer Nachrichten vom 13. Februar 1920 über die Heimkehr Bollmanns und weiterer Soldaten aus französischer Kriegsgefangenschaft mitgeteilt:*

Noch zittern in unsern Gemütern die Eindrücke von der Durchfahrt unserer Nordmärker nach, und schon stürmt ein neues Erlebnis von tiefem herzbewegendem Eindruck auf uns ein: Einundsechzig bei den Aufräumungsarbeiten auf den Kampfstätten wettergebräunte und im Sammellager Rouen von den Leiden und Entbehrungen gut erholte kriegsgefangene deutsche Brüder brachte uns gestern der Nachmittagszug von Hamburg zurück, und ihr Empfang gestaltete sich zu einem Erlebnis, das wieder vieler Augen mit Tränen füllte. Am Bahnsteig, wo die Angehörigen der Heimkehrer aus Husum und Umgegend ihre Lieben mit zitternder Spannung erwarteten, waren die militärischen Vereine mit ihren Fahnen, die Feuerwehr und Schüler und Schülerinnen der Husumer Schulen aufmarschiert, und brausend erklang hier wieder bei Einfahrt des Zuges unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, in das die mit frischem Tannenreis und schwarz-weiß-rottem Bande geschmückten Heimkehrer bewegten Herzens mit einstimmten. Einundzwanzig für den Kreis Husum (darunter vier für Nordstrand) und acht für Eiderstedt Bestimmte entstiegen mit Sack und Pack dem Zug, [mit] mehr tiefer Ergriffenheit als lautem Jubel von Angehörigen, Freunden und Bekannten begrüßt, den übrigen, die noch weiter bis nach Föhr und Sylt sollten, wurden Zigarren und Sträußchen mit blau-weiß-rotten Schleifen in die Wagen gereicht. Welche Stim-

mung unter den Braven herrschte, wird am besten durch die Antwort charakterisiert, die ein Sylter Friese auf die Äußerung gab, daß er ja auch noch abstimmen müsse: „De erste Zone kriegt se ja doch blots leihwies!“ An der Treppe vorm Bahnsteig wurde der mitheingekehrte Johs. Bollmann als alter Sangesbruder vom Husumer Männergesangverein mit dem Lied „Grüß Gott“ begrüßt und empfangen. Während dann im Wartesaal dreizehn Heimkehrer, die noch weiter in die Umgegend hinaus sollten, an festlich gedeckter Tafel mit Schweinebraten bewirtet wurden und die verschiedenen anderen hiesigen Heimkehrer mit ihren Angehörigen dem so lang erschnitten Heim zueilten, – daß bei der Eile eines jeden, nach Hause zu kommen, kein gemeinsamer Marsch in die Stadt möglich war, ist zu verstehen – begleiteten die Vereine mit voller Musik den heimgekehrten Johs. Bollmann nach seinem Elternhause auf der Neustadt, wo vorm Auseinandergehen der Vorsitzende des Kriegervereins, Herr Dr. Clasen, noch eine kurze, kernige, in ein Hoch auf Deutschland und den Gesang des Deutschlandliedes ausklingende Ansprache hielt, worauf der Heimkehrer bewegt in herzlichen, in ein Hoch auf seine liebe graue Vaterstadt am Meer ausmündenden Worten dankte. – Unter den Heimkehrern befanden sich u. a. Peter Krüger, Jessen, Rüder, Matthießen (Norderstraße) und Schacht aus Husum und Heinrich Carstens Oster-Ohrstedt. So weit wir sie feststellen können, werden wir die Namen der übrigen noch mitteilen. – Möchte die Heimat jetzt recht bald alle ihre so lang entbehrten treuen Söhne wieder vereinen!

#### *Lebenslauf Johannes Bollmanns:*

*Johannes Bollmann wurde am 8. November 1887 in Husum geboren. Sein Vater Dietrich Bollmann hatte sich im Jahre 1891 als Buchdrucker, Papier- und Schreibwarenhändler selbständig gemacht und unterhielt im Hause Neustadt 11 ein eigenes Ladengeschäft, das Johannes nach der Rückkehr aus französischer Gefangenschaft im Jahre 1920 zusammen mit seinem jüngeren Bruder Arthur übernahm und in den folgenden Jahren zu einem Unternehmen von beachtlicher Größe ausbaute. Seine Kriegskameraden 1916 waren u. a. Ernst Pingel, August Möckelmann, Carl Fehmer und Carl Peters, sämtlich ehemals wie er selbst auch Schüler der Knaben-Bürgerschule und Teilnehmer der Rektor-Möller-Klasse.*

*Johannes Bollmann war Gründungsmitglied der 1953 ins Leben gerufenen „Vereinigung ehemaliger Rektor-Möller-Schüler“ und engagierter Förderer des Mitteilungsblattes „Blaue Mütze“, Mitglied der Druidenloge „Friesentreue“ und Sangesbruder im „Husumer Männerchor von 1844“. Im Jahre 1966 konnte Johannes Bollmann das 75-jährige Bestehen der Druckerei D. Bollmann in den Geschäftsräumen in der Neustadt feiern. Er starb am 25. Dezember 1972 in Husum.*

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Privatbesitz; Abb. 2: Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, X8.1./30

# Das Schicksal des „Halbjuden“ Carl Cohn und seiner Familie

Von Christian M. Sörensen

*Vorbemerkung: Carl Cohn aus Husum ist in vielen zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen erwähnt worden. Dazu gehört auch der Beitrag „Juden in Nordfriesland – ein Überblick“ von Fiete Pingel und Thomas Steensen in dem von ihnen herausgegebenen Buch „Jüdisches Leben und Judenverfolgung in den Frieslanden“ (siehe Buchbesprechung in diesem Heft). Durch die Vorlage der Nachforschungen von Cohns Enkelin Sabine Kroth im Jahre 1999 ist es möglich geworden, sein Schicksal näher zu klären. Das sei hier zusammengefasst, nachdem jahrelanges Suchen viele Einzelheiten erbracht hatte. Der Verfasser dankt Fiete Pingel vom Nordfriesischen Institut in Bredstedt, dass er ihm das Material der Enkelin Cohns freundlicherweise zur Einsicht zugänglich gemacht hat.*

In Husum gab es nach 1933 nur einen Einwohner, der von den NS-Stellen als Jude hingestellt und behandelt wurde, obwohl er evangelisch getauft war, nämlich den Glasergesellen Carl Cohn, der seit 1919 in der Stadt wohnte.

Carl David Heinrich Cohn wurde am 4. November 1889 in Altona geboren. Sein Vater Moses Cohn war damals Zigarrenarbeiter, war in Lunden geboren, entstammte einer jüdischen Familie in Friedrichstadt und war, wie es damals hieß, Israelit und mosaischen Glaubens. Seine Mutter Anna Dorothea Catharina Cohn geb. Lebermann stammte aus der Umgebung Lübecks und war evangelisch getauft. Carl hatte noch eine Schwester und zwei oder drei Brüder. Er selber wurde wie seine Mutter evangelisch getauft, allerdings erst 1894 im Alter von 4½ Jahren. Carl hat offenbar keine leichte Kindheit gehabt. Seine Eltern wurden Ende 1905 in Hamburg geschieden. Er selber besuchte 1903/04 die Schule des Waisenhauses zu Hamburg, die sieben Klassenstufen führte, und erhielt das Zeugnis der Abschlussklasse, wobei Singen mit „sehr gut“ herausragte. Die Musik war seine große Begabung und Leidenschaft. Er spielte Klavier, Zither und Blasinstrumente. Doch zunächst erhielt er in Flensburg von 1904 bis 1908 die Ausbildung im Glaserhandwerk und arbeitete anschließend in seinem Beruf in verschiedenen Betrieben in Hamburg und 1914 in Flensburg und Glücksburg. Von Anfang 1915 bis Kriegsende 1918 war Carl Cohn Soldat, nahm an den großen Westfrontschlachten an der Somme und bei Arras teil, wurde verschüttet und durch einen Gasangriff verletzt. Er erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse, blieb jedoch ohne militärische Beförderung. Zeitweilig spielte er in einer Militärkapelle mit.

Ab Februar 1919 lebte er in Husum und arbeitete als Klavierspieler bei Stummfilmvorführungen in einem Kino und bei Tanzveranstaltungen in Gast-

wirtschaften, auch bei Timmermanns Tanzstunden (hier noch bis in den 2. Weltkrieg hinein und erneut 1946/47!). 1923 heiratete er die Arbeitertochter Frieda Amanda Caroline Petersen, die 1897 in Rödemis auf dem Damm geboren war, der bis 1908 noch zur Dorfschaft Rödemis gehörte. Das Ehepaar wohnte in der Süderstraße 158 schräg gegenüber der Loge. Ende 1923 wurde der erste Sohn Carl-Heinz geboren. 1924 machte sich Carl Cohn als Glaser selbständig, doch mit der NS-Machtübernahme wurde die wirtschaftliche und soziale Lage der Familie verzweifelt, da die NS-Kreisleitung, die schon vor 1933 Boykott gegen ihn betrieben hatte, ihn als den „einzigen Juden in Husum“ noch weiter isolierte und ihm die Mitgliedschaft in der Partei, die er in seiner Verzweiflung zu erlangen versuchte, in der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und auch im Nationalsozialistischen Kriegsoffiziersverband (NSKOV) und damit die Kriegsoffiziersversorgung verwehrte. Zeitweilig wurde er mit Arbeitsverbot belegt. In den Jahren 1937, 1938 und 1939 arbeitete er, wie sein Arbeitsbuch ausweist, zeitweilig und kurzfristig bei mehreren Husumer und Flensburger Firmen als Anstreicher, Garten- und Tiefbauarbeiter und Glaser-geselle. Es folgten bis 1944 gelegentliche Einsätze als Glaser nach Bombenangriffen. Ab September 1941 mußte Carl Cohn den weithin sichtbaren gelben Judenstern auf seiner Kleidung tragen wie alle Juden im Reich und führte schon seit dem 1. Januar 1939 zwangsweise den Namenszusatz „Israel“, hieß also Carl Israel Cohn. Er als Halbjude wurde, einem reichsweiten Trend ab 1939 ausgesetzt, somit fast wie ein Volljude behandelt. Von seinen vier Kindern starben zwei 1936 bzw. 1941 als Säuglinge, ebenso 1941 der älteste Sohn, der auf der Mittelschule manche Hänseleien und Herabsetzungen hatte erdulden



*Familie Cohn 1936: Carl Cohn mit seiner Frau Frieda und den Söhnen Carl-Heinz (r.) und Hans-Jürgen*

müssen. Er war übrigens blond und blauäugig wie seine Mutter. Bei seiner Beerdigung soll Carl Cohn – nach einer unbestätigten Mitteilung – der Zutritt von einem NS-Angehörigen verwehrt worden sein mit den zynischen Worten, ein Jude hätte auf einem christlichen Friedhof nichts zu suchen.

Im Mai 1944 starb Frieda Cohn an Krebs. Im Rückblick gab Cohn 1947 zu Protokoll: „Diese Todesfälle sind alle auf mangelnde Ernährung zurückzuführen gewesen, ich hatte keine Möglichkeit mehr, die Familie einigermaßen satt zu machen, so daß sich der Hungertod zwangsläufig einstellte.“<sup>41</sup> Die zeitweilig gewährte Erwerbslosenunterstützung hatte nicht gereicht. 1943 hatte Frau Cohn in ihrer Not noch ein Kind vom Wohlfahrtsamt zur Adoption angenommen, doch der Kreisleiter Kehr ließ es wieder wegholen.

Carl Cohn unternahm einen weiteren Versuch, seine verzweifelte Lage zu verbessern, der jedoch im Dezember 1943 zu seiner vierwöchigen „Schutzhaft“ führte, und zwar vom 12. 12. 1943 bis zum 10. 1. 1944. Er berichtete 1947: „Ich versuchte dann durch den Reichsinnungsmeister der Glaserinnungen Arbeit zu erhalten und schilderte diesem das Verhalten des Kreisleiters Kehr. Der Reichsinnungsmeister setzte sich für meine Belange ein. Hiervon erfuhr Kehr. Ich wurde dann auf Veranlassung des Kehr durch einen mir unbekanntem Gestapobeamten festgenommen. Es wurde mir gesagt, daß es sich um eine Schutzhaft handle. Der Grund wurde mir nicht gesagt. Ich blieb eine Nacht in Husum und wurde dann nach Niebüll transportiert. Dort wurde ich vernommen. Hierbei erfuhr ich, daß ich mich nach Angaben des Kreisleiters Kehr abfällig gegen ihn geäußert haben soll. Ich erkannte aber sofort, daß ich nur deshalb festgenommen wurde, weil ich meine Klagen dem Reichsinnungsmeister vorgetragen und dieser bereits Schritte gegen Kehr unternommen hatte. Nach 3 Wochen wurde ich wieder entlassen. Es wurde mir gesagt, daß ich nur deshalb entlassen werde, weil ich Frontkämpfer des Weltkrieges bin. [Frau Cohn war nach Angaben aus der Familie nach Niebüll gereist und hatte dort die Nachweise vorgelegt; Sö.] Als ich dann nach Hause kam, fand ich meine Frau krank vor.“<sup>42</sup>

Frieda Cohn, die in all den Jahren der Herabsetzung, ja Ächtung ihrem Ehemann treu zur Seite gestanden hatte – Äußerungen, sie könne Ruhe haben, wenn sie sich von ihrem Mann trenne, hatte sie zurückgewiesen –, war nun am Ende ihrer Kräfte. Sie starb am 2. Mai 1944. In der Trauerpredigt tröstete Pastor Arthur Petersen ihren Mann gerade mit dem Hinweis auf die standhafte Treue seiner Frau.

Anfang November 1944 wurde Carl Cohn erneut von der Gestapo verhaftet und ins KZ Königswusterhausen bei Berlin gebracht, und zwar „auf Anordnung des Reichsführers SS, Reichssicherheitshauptamt, Berlin, im Zuge der Sonderaktion der Gestapo gegen Juden, jüdische Mischlinge und jüdisch Versippte“, und gelangte von dort ins Arbeitslager Zerbst bei Magdeburg, wo er „als politischer Häftling mit Zwangsarbeit beschäftigt“ wurde. Er überstand dieses Lager lebend; er wurde bei Kriegsende mit seinen Mithäftlingen, etwa 40-50 „Halb-Juden“, von alliierten Truppen befreit.

Daheim in Husum – die Wohnung war seit Mitte der 1930-er Jahre im Hause Markt 22, Ecke Rote Pforte – versorgte seine Schwester Helene aus

Hamburg seinen 1935 geborenen Sohn Hans-Jürgen. Bei Kriegsende lernte Carl Cohn die aus Berlin stammende Kriegerwitwe Charlotte Flohr geb. Croll kennen. Als Carl Cohn im Herbst 1945 zu seinem Sohn nach Husum zurückfuhr, zog sie mit ihren drei Kindern nach, während seine Schwester nach Hamburg zurückzog. Im Oktober 1947 übersiedelte die Familie nach Berlin, wo Cohn wieder in verschiedenen Betrieben in seinem Beruf arbeitete, auch vorübergehend selbständig. Ende Oktober 1951 heirateten Carl und Charlotte. Mit Datum vom 17.6.1948 erhielt er vom Berliner Magistrat den Ausweis „Opfer des Faschismus“, allerdings wurde seine 1949 beantragte Anerkennung als rassisch Verfolgter (PRV<sup>3</sup>) erst sieben Jahre später vollzogen.

Nachdem er 1954 und 1958 jeweils eine Kur in Bad Mergentheim absolviert hatte, starb Carl Cohn am 25.10.1959 im Alter von fast 70 Jahren in der gemeinsamen Wohnung Großbeerenstraße 56 d in Berlin-Kreuzberg. Seine Asche wurde auf dem Friedhof der Neuen Kirchengemeinde am Mehringdamm in Berlin beigesetzt.

Carl Cohn hatte also das NS-Regime überlebt trotz all dem seelischen und körperlichen Leid, das ihm und seiner Familie von politischer Seite zugefügt wurde. Obwohl er als eher unauffällig und bescheiden galt, war er als „einziger Jude von Husum“ besonderer Beobachtung und Verfolgung ausgesetzt, zumal auch noch ein Aktivist der „NS-Kampfzeit“ (vor 1933) in seinem Haus wohnte und zudem die NS-Kreisleitung auch hier besonders scharf handelte. Offenbar konnten die Partei-Oberen nicht verhindern, dass Carl Cohn zwei militärische Ehrungen zuteil wurden. Im Dezember 1934 wurde ihm durch den Landrat das Ehrenkreuz für Frontkämpfer verliehen, und zwar „im Namen des Führers und Reichskanzlers“ und „auf Grund der Verordnung vom 13. Juli 1934 zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/18“, gestiftet „von dem Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg“. Also wurde dieses Ehrenkreuz noch kurz vor Hindenburgs Tod am 2. August 1934 geschaffen. – Im September 1935 erhielt Cohn die Korpsmedaille vom IX. Armee-Korps. Aber diese Ehrungen änderten nichts an der diskriminierenden Behandlung in Husum, die bittere Schmach und ständige Angst verursachten.

Für seine rassische Zuordnung als „Halbjude und Mischling 1. Grades“ war maßgeblich die mosaische Religion seines Vaters, während die evangelische Konfessionszugehörigkeit seiner Mutter und seiner eigenen Person kaum ins Gewicht fiel. Und offenbar brauchten die Parteivertreter Carl Cohn zur Pflege des rassischen Feindbildes und ihrer eigenen Vorurteile. Das Schicksal seiner Familienangehörigen kümmerte bei dieser menschenverachtenden Politik offenbar nicht.

Abbildungsnachweis: Foto aus Sammlung Sabine Kroth

## **Anmerkungen**

- 1 Protokoll der Vernehmung der Polizei-Abteilung Husum v. 27.6.1947 (zur Person des Kreisleiters und Bürgermeisters Hermann Hansen). Bundesarchiv Koblenz (BAK) Z 42 IV/1542.
- 2 Protokoll der Vernehmung der Kriminalpolizeistelle Husum vom 4.9.1947 (zur Person des ab 1944 amtierenden Kreisleiters Hans Kehr). BAK Z 42 V/1473.
- 3 Personengruppe der „Politisch, rassisch und religiös Verfolgten“.

# Erinnerungen an meine Flucht aus Danzig nach Husum 1945

## Die letzten Tage als Zehnjähriger in der Frontstadt und das knappe Entrinnen auf dem Seeweg

Von Günter Ramelow

*Vorbemerkung der Schriftleitung:*

*In Husum lebten nach 1945 zunächst über 10.000 Heimatvertriebene aus dem ehemaligen deutschen Osten. Sie stellten zusammen mit den Ausgebombten fast 12.000 von 27.000 Einwohnern und damit fast die Hälfte der Stadtbevölkerung. Flucht und Vertreibung nahmen und nehmen noch einen wichtigen Platz im Erleben der Husumer ein und sollen auch hier in den „Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte“ ihren Niederschlag finden. An dieser Stelle schildert Günter Ramelow, der von 1945 bis 1957 als Schüler und junger Kaufmannsgehilfe mit seiner Familie in Husum lebte und seit langem in Lingen an der Ems wohnt, die Ereignisse, wie er sie als zehnjähriger, eher neugieriger denn ängstlicher Junge erlebte.*

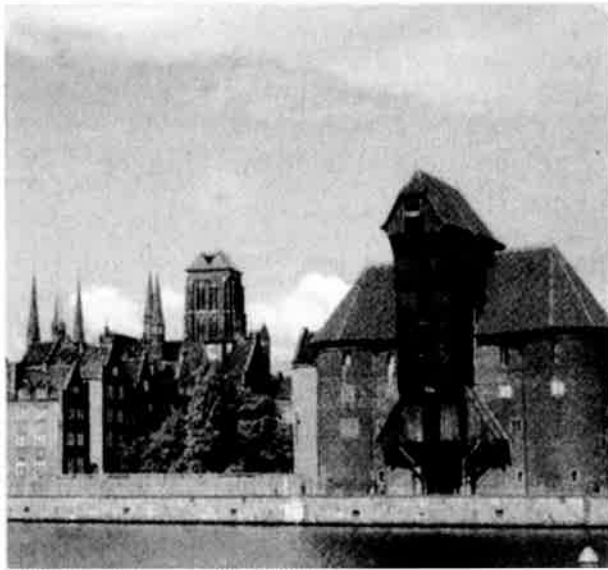
Erinnerungen an die Kindheit bleiben haften und prägen uns und kommen in den verschiedenen Lebensabschnitten immer wieder an die Oberfläche. Vieles ist im Kopf gespeichert, besonders die letzten Tage in Danzig vor der Flucht und die Flucht bleiben für mich unvergessen.

Ich bin am 5. Mai 1935 in Danzig geboren. Unsere Familie bestand aus meinen Eltern, Charlotte und Emil Ramelow, meiner zwei Jahre jüngeren Schwester Helga und mir.

Es war Anfang des Jahres 1945, als meine Eltern über eine Flucht aus Danzig nachdachten. In relativer Ruhe wurde zu Hause darüber gesprochen, so schien es mir, obwohl zu diesem Zeitpunkt schon viele Trecks mit Flüchtlingen von Osten kommend an unserer Wohnung im Danziger Stadtteil Schidlitz an der Karthäuser Straße 65 vorbeizogen. Die Front kam immer näher, und ab und zu hörte ich schon „Donnerrollen“. Der Krieg kam also auch zu uns herüber. Bis dahin kannte oder ahnte ich die Schrecken des Krieges nur aus Gesprächen meiner Eltern oder aus Berichten Betroffener. Aus dem Radio oder der Zeitung kamen noch immer Siegesmeldungen.

So war ich sehr überrascht, als ich eines Tages im März 1945 mein Kinderzimmer räumen musste. Wir bekamen auf Weisung der Danziger Stadtverwaltung Einquartierung eines Flüchtlings. Es war ein älterer, alleinstehender Mann aus Lettland, der nun unser Familienleben einschränkte.

An welche weiteren mit dem Krieg zusammenhängenden Ereignisse kann



*Abb. 1: Blick auf Danzig mit Krantor und Marienkirche, den Wahrzeichen der alten Hansestadt*

ich mich noch erinnern? Bei Fliegeralarm während der Schulzeit in der Volksschule in Schidlitz wurden wir in die Kellerräume geschickt. Ich habe ebenfalls die Kellerräume unseres mehrgeschossigen Hauses und meinen Korbstuhl vor Augen, wenn wir und die gesamte Hausgemeinschaft bei Fliegeralarm in die zwei Luftschutzkeller eilten. Sicherlich waren alle bei den vielen Stromausfällen, bei dem Schießen der Flugabwehrgeschütze oder bei den Erschütterungen von naheliegenden Bombeneinschlägen voller Angst und Bangen. Unser Haus wurde nicht getroffen und blieb unbeschädigt. Mehrere Male durfte ich mit meinem Vater als dem eingeteilten Luftschutzwart für die Karthäuser Straße bei Luftangriffen mit auf den Dachboden klettern. Mein Vater überprüfte den Boden und das Flachdach auf den Abwurf von kleineren Brandbomben. Es war für mich, der ich noch keine Gefahr ahnte, ein richtiges Abenteuer. Ich sah und hörte Flugzeuge, Flugabwehrscheinwerfer, Leuchtbomben – sogenannte Tannenbäume –, Leuchtpurgeschosse der Flugabwehr, Bombeneinschläge sowie Brandherde und Feuerschein. Bei einem Gang in die Innenstadt zeigten mir meine Eltern dann die verheerenden Folgen eines Bombentreffers für den mit Flüchtlingen belegten Danziger „Schützenhof“. Ich begriff die Tragweite nur oberflächlich und vergaß alles schnell. Denn für mich als Jungen von zehn Jahren zählten andere Dinge. Zum Beispiel wollte ich unbedingt nach meinem zehnten Geburtstag „Pimpf“ werden. Ich war sehr beeindruckt, wenn die Hitlerjugend mit und ohne Spielmannszug an unserer Haustür vorbeimarschierte, da ihr Jugendheim ganz in unserer Nähe im Falkenhof war. Wie meine Mutter mir später erzählte, hatte die schriftliche Einladung zur Aufnahme in die Hitlerjugend schon vorgelegen. Sie verzögerte die Unterschrift

mit dem Hinweis auf die starke Inanspruchnahme durch die vielen Flüchtlinge.

Inzwischen war die Schwester meiner Mutter, Erika Kneiphoff, mit ihren beiden Kindern aus Graudenz nach Danzig geflüchtet – dank guter Beziehungen mit einem Feuerwehrfahrzeug. Ihr Ehemann war als Soldat eingezogen und galt als vermisst.

So wurden nun im vergrößerten Familienverband die Fluchtvorbereitungen besprochen und die Genehmigung zur Flucht selbst bei einer Danziger Behörde beantragt. Das dauerte mehrere Tage, da viele Danziger und viele Flüchtlinge, die bereits bis Danzig vorgestoßen waren, den gleichen Wunsch äußerten.

Während dieser Zeit erkrankte plötzlich mein Vater, der bei der Danziger Schutzpolizei war. Wegen der ansteckenden Krankheit lag mein Vater auf der Isolierstation. So konnten wir uns nur durch die dicke Glasscheibe mit Zeichensprache oder Zettelmitteilungen verständigen. Mein Vater gab uns zu verstehen, dass wir so schnell wie möglich Danzig verlassen sollten in Richtung Westen. Meine Mutter war noch sehr unschlüssig, zumal ihre Eltern, die auch in Danzig wohnten, ihre Heimat nicht verlassen wollten. Durch die zeitlichen Verzögerungen waren nun auch noch Ende März 1945 die Fluchtwege über Land abgeschnitten. Alle Brücken waren zerstört. Durch die guten Kontakte meiner Tante zur Danziger Stadtkommandantur bekamen wir ganz plötzlich die Möglichkeit der Ausreise auf dem Wasserweg über die Ostsee nach Rostock. Innerhalb von zwei Tagen waren meine Mutter und ihre Schwester mit ihren jeweils zwei Kindern an Bord eines Frachtschiffes. Unser Transport von der Wohnung zum Danziger Hafen mit soviel Gepäck, wie wir selber tragen konnten, erfolgte mit einem Fahrzeug der deutschen Wehrmacht.

Unser mittelgroßes ziviles Frachtschiff hieß „Leonore Schröder“. An Bord waren jedoch auch einige Marinesoldaten. Wir waren liegend und sitzend unter Deck untergebracht, und zwar in der Nähe einer Ein- und Ausstiegs Luke, so dass wir glücklicherweise immer ein Stück Himmel sehen konnten. Das Schiff war vollbelegt mit Flüchtlingen. Wenige saßen oder lagerten auf dem Oberdeck. Wir verließen den Danziger Hafen nicht am Tag der Schiffseinquartierung, sondern erst einen Tag später.

Angeblich wartete man seitens der Schiffsführung auf die Kriegsmarine zwecks Begleitschutz durch die Ostsee. Bei einem weiteren nächtlichen Luftangriff auf Danzig legte die „Leonore Schröder“ von der Kaimauer ab und ankerte innerhalb des Außenhafens im freien Wasser. Ich hörte an Bord Flugzeuggeräusche und auch das Schießen des auf dem Schiff vorhandenen Flugabwehrgeschützes. Neugierig wie ich war, schlich ich zum Oberdeck, um den Luftangriff und das Schießen besser beobachten und erleben zu können. Es wirkte auf mich – aus meiner kindlichen Sicht – alles so ungefährlich und abenteuerlich. Mein „Ausflug“ währte jedoch nicht lange, da meine Mutter mich ganz schnell zum Unterdeck zurückbeorderte. – Über die spärlichen sanitären Anlagen an Bord will ich mich nicht weiter äußern. Nur soviel sei gesagt, dass wir Jugendlichen und die Männer über die Reling pinkeln durften. Ich erinnere mich noch sehr genau an die am Tag angebotene Bordverpflegung, nämlich grässlich schmeckende angebrannte Erbsensuppe. Während der zwei Tage

dauernden Schiffsreise nach Warnemünde blieben wir von Kriegseinwirkungen verschont. Es gab auch keine Luftangriffe. Wir schipperten an zwei versenkten Schiffen vorbei, deren Aufbauten und Masten noch teilweise aus dem Wasser ragten. Wir dachten dabei an die mit vielen Flüchtlingen untergegangene „Wilhelm Gustloff“, von der wir erfahren hatten, dass sie am 30. Januar 1945 genau unsere Strecke gefahren und dann torpediert worden war.

Wir erreichten Warnemünde am Tage und wurden mit Bussen nach Rostock zum Hauptbahnhof transportiert. Ab hier mussten meine Mutter und ihre Schwester sehen, wie sie allein zurechtkamen. Wir fuhren mit dem Zug – mit vielen Wartezeiten – über Lübeck nach Husum. In Lübeck hatten wir nachts Aufenthalt und ich erinnere mich, dass wir Kinder in einem voll besetzten Bahnhofswartesaal unter dem Tisch geschlafen haben. Mittags kamen wir in Husum an. Wir wurden von der Familie Andersen – Verwandtschaft des Mannes meiner Tante Erika – am Bahnhof abgeholt. Die Familie Andersen war Inhaber einer Gaststätte in Rödemis, Wilhelmstr. 10. Das Begrüßungsgessen, nämlich Nordseeschollen in reichlicher Menge, habe ich noch immer vor Augen, da wir wohl alle ziemlich ausgehungert waren. – Hier in Husum begann nun der zweite Teil meiner Kindheit. Wir wohnten einige Zeit in den Fremdenzimmern der Gaststätte Andersen. Danach bezogen wir eine der von der Stadt Husum aufgebauten Baracken auf der sogenannten Lenzkoppel, später Lorenz-Lassen-Straße, in Rödemis.



*Günter Ramelow mit seiner Schwester Helga vor der Wohnbaracke auf der sog. Lenzkoppel in Rödemis, März 1952*

Die Lenzkoppel war nach ihrem Eigentümer benannt worden.

Aus einem meiner ersten Husumer urkundlichen Nachweise ist ersichtlich, dass ich schon am 6. April 1945 meinen Schulunterricht in der 4. Klasse der Rödemisser Volksschule fortsetzte, aber ab Ende April gab es hier wie in allen Husumer Schulen eine Unterbrechung bis Anfang August. Mein Klassenlehrer hieß Herr Petersen, der Schullektor Herr Langosch. Wir lebten lange Zeit ohne meinen Vater, der erst Ende 1947 schwerkrank aus russischer Kriegsgefangenschaft zu seiner Familie zurückkehrte.

Wie ging der Lebensweg des Flüchtlingsjungen weiter, der mittellos mit seiner Familie nach Husum gekommen war? Ich beendete meine Schulzeit mit der Mittleren Reife 1952. Danach

durchlief ich eine Lehre als Großhandelskaufmann bei der Firma Hans A. Boysen, bei der ich bis 1957 als kaufmännischer Angestellter tätig war. Im Jahre 1954 konnten wir aus der Baracke in eine bessere Wohnung zur Familie Theising in der Wilhelmstraße ziehen. Im März 1957 verließ ich Husum aus beruflichen Gründen.

Meine Heimatstadt Danzig habe ich erstmals 1997 wieder besucht. Unsere Wohnung, meine Spielstätten, der Hof und die Volksschule waren unbeschädigt geblieben und waren noch genau so, wie ich sie in meiner Erinnerung hatte. Viele Polen-Reisende berichten, dass sie beim Wiedersehen ihres ehemaligen Heimatortes und ihres Elternhauses sehr bewegt waren. Ich hatte bei meinem Besuch wohl auch deswegen kein Herzklopfen, weil ich im Westen Deutschlands meine eigentliche Heimat gefunden habe. Nach Husum reise ich sehr oft. Hier sind meine Eltern begraben, und ich habe einige sehr verlässliche Freunde aus meiner Schul- und Lehrzeit sowie aus der sportlichen Tätigkeit als Handballer beim TSV Husum 1875.

Seit 1959 lebe ich mit meiner Frau Ursula in Lingen (Ems) in der Nähe der niederländischen Grenze, wo wir zusammen mit meiner Schwiegermutter ein Eigenheim bewohnen. Unsere drei Kinder leben in Berlin, Hamburg und Osnabrück. Meine Frau ist seit über 25 Jahren in ihrer Heimatstadt Lingen und im Landkreis Emsland mit hohen Ehrenämtern in der Kommunalpolitik betraut, heute unter anderem mit dem Amt der Ersten Bürgermeisterin. – Ich habe mich 1997 als Behördenleiter der Standortverwaltung Lingen von meinen 400 Mitarbeitern in den Ruhestand verabschiedet.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Archiv Christian M. Sörensen; Abb. 2: Günter Ramelow

## Husum

Das Rathaus,  
frei die Stirn,  
der Blick zum Meer  
vom Bug des Schiffes.  
Aber fest verankert,  
macht nicht die Leinen los  
vom Ufer.

Zufrieden in der Mitte  
der Hafendrause, der  
hebt und senkt  
mit Flut und Ebbe  
seine Schiffe.  
Einzig die Möwe auf dem Poller  
hält Wache.

Das verspielte Herz  
entfaltet sich am andern Ufer.  
Puppenklinik und Museen,  
ich steh davor und lasse Träume zu.  
Und während ich die Kopfsteinpflastergasse  
geh, finde ich die Spur  
der Dichtung.

*Therese Chromik*

# Literarische Skizzen Franziska zu Reventlows, 1893/94

## Die Entdeckung der ersten Veröffentlichungen Franziska zu Reventlows in den „Husumer Nachrichten“

Von Annegret v. Hielmcrone

Eigentlich begann alles mit der Ausstellung „Franziska Gräfin zu Reventlow. Schwabing um die Jahrhundertwende“, die am 1. September 1978 im Rittersaal des Husumer Schlosses durch Hans Eggert Schröder, den Leiter des Klages-Archivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach, eröffnet wurde. In zahlreichen Vitrinen wurden Briefe, Bilder, Schriftstücke, Fotos und vieles mehr zum Leben und Werk von Franziska zu Reventlow gezeigt. Das Interesse an Franziska zu Reventlow wurde so in Husum geweckt, und eine breite Öffentlichkeit interessierte sich auch hier für die Schriftstellerin, die 107 Jahre vor dieser Ausstellung als Fanny Sophie Auguste Liane Adrienne Wilhelmine Gräfin zu Reventlow im Husumer Schloss am 18. Mai 1871 als fünftes von sechs Kindern geboren wurde. Im Jahr 1978 jährte sich zudem der Todestag zum 60. Mal. Franziska zu Reventlow, wie sie sich später nannte, starb am 26. Juli 1918 in Locarno. Die Ausstellung, die bis zum 31. Oktober 1978 gezeigt wurde, entwickelte sich zum Publikumsmagneten.

Am 26. September 1978 erschien ein Artikel von Ulf Dietrich von Hielmcrone in den „Husumer Nachrichten“:

„Franziska zu Reventlow schrieb für die Husumer Nachrichten. Skizze ‚Nach Jahren‘ wiederentdeckt... Ein Brief des Husumer Redakteurs Albert Johannsen vom 12. Mai 1893, der in der ... Ausstellung über Franziska zu Reventlow im Husumer Schloß zu sehen ist, setzte die Fährte, die schließlich zur Wiederentdeckung eines kleinen Werkes der ... Schriftstellerin führte. Dabei handelt es sich um eine Skizze, die unter dem Titel ‚Nach Jahren‘ am 13. Mai 1893 in den ‚Husumer Nachrichten‘ abgedruckt wurde und die ein aufschlußreiches Licht auf die Beziehungen der Schriftstellerin zu ihrer Vaterstadt wirft.“

Dem Artikel war der Text der Skizze beigelegt.

Aus Anlass der Ausstellung „Franziska zu Reventlow. Schwabing um die Jahrhundertwende“ im Husumer Schloss zeigte ich in einem Schaufenster meiner Buchhandlung Delff in der Krämerstraße alles Lieferbare von und über Franziska zu Reventlow. Bücher, die sie selbst gelesen oder geschätzt hatte und die sich zufällig in unserem kleinen Antiquariat befanden, wurden ausgestellt und mit Zitaten aus ihren Briefen versehen. Hans Eggert Schröder besuchte in der Zeit, die er in Husum verbrachte, jeden Tag die Buchhandlung Delff, immer gab es umfangreiche Gespräche über Franziska zu Reventlow

und ihren Freundeskreis sowie über Husum zur Zeit des Grafen Reventlow, des ersten preußischen Landrats in Husum, und seine Familie. Hans Eggert Schröder war sehr begeistert von unserer Präsentation und meinte, es sei eine kleine Co-Ausstellung. Dies war auch der Anlass, mich nach Marbach einzuladen. Er wollte mir sehr gern das Schiller-Nationalmuseum in Marbach und das darin befindliche Klages-Archiv zeigen. Diese Sammlung ist wegen des engen Verhältnisses zwischen Ludwig Klages und Franziska zu Reventlow interessant und aufschlussreich.

Im Herbst 1978 kam ich mit Beatrice del Bondio-Reventlow, der Enkelin von Franziska zu Reventlow, brieflich in Kontakt. Sie selbst besuchte die Ausstellung im Husumer Schloss nicht, denn sie hatte diese bereits in München gesehen, wo sie vorher gezeigt wurde. Sie lud mich ein, zu ihr nach München zu kommen. So machte ich mich im Juni 1979 auf den Weg. Zuerst nach Marbach, bei meinem Eintreffen hatte Hans Eggert Schröder schon die Unterlagen und Archivalien über Franziska zu Reventlow auf einem Tisch ausgebreitet. Wir sahen alles an, nahmen vieles in die Hand und zu verschiedenen Unterlagen erzählte er mir ausführlich. Natürlich auch über Ludwig Klages und seinen Freundeskreis. Es wurde ein sehr beeindruckender Tag für mich.

Danach ging die Reise weiter nach München. Ich wohnte in einem kleinen Hotel in München-Schwabing. In der Nähe all die Wohn- und Wirkungsstätten Franziska zu Reventlows und ihrer Freunde und Weggefährten.

Dann der Nachmittag in der Möhlstrasse im Hause von Else Reventlow, der Schwiebertochter von Franziska zu Reventlow, und Beatrice del Bondio-Reventlow, der Enkelin. Rolf Reventlow, der Sohn Franziska zu Reventlows, war nicht anwesend, er befand sich gerade auf einer Reise nach Griechenland. Else Reventlow, in meiner Erinnerung eine würdige alte Dame, dunkelhaarig, von 82 Jahren, sehr präsent, erzählte von der Arbeit am vierten Band der Werkausgabe der Werke Franziska zu Reventlows. Dieser sollte nun endlich im Herbst beim Verlag Langen-Müller in München erscheinen: Titel „Autobiographisches“. Die ersten drei Bände lagen lieferbar beim Verlag vor: „Tagebücher“, 1971 zum 100. Geburtstag erschienen, „Briefe 1890 – 1917“, herausgekommen 1975, und „Romane“ von 1976. Else Reventlow hat ihre Schwiegermutter Franziska zu Reventlow nicht mehr persönlich kennen gelernt, aber bereits 1925 gab sie die „Gesammelten Werke“ heraus, denen 1929 die Briefe folgten. Beatrice del Bondio-Reventlow zeigte mir viele persönliche Dinge, Franziska betreffend, sie vermittelte mir die Möglichkeit, am nächsten Tag den Nachlass Franziska zu Reventlow im Literaturarchiv in der Monacensia, der München-Abteilung der Stadtbibliothek, anzusehen. Ich war beeindruckt von der Menge der Briefe, Karten und Telegramme von und an Franziska zu Reventlow und vieler anderer Schriftstücke, die sich dort befanden. Auf viele kleine Zettel schrieb ich mir Notizen. Aber ich machte auch eine entscheidende Entdeckung, es war ein Brief von Albert Johannsen, dem Redakteur der „Husumer Nachrichten“, vom 28. März 1893. Darin geht er auf eine bereits erschienene Skizze Franziska zu Reventlows in den „Husumer Nachrichten“ ein, der Titel „Eine Uniform“. Dies also war dann ja bereits der zweite Text, der dort veröffentlicht worden war.

Da mein Interesse an den Texten sowie am Leben und Werk von Franziska zu Reventlow geweckt worden war, versuchte ich, auch hier in Husum zugängliche Quellen zu finden. Da stieß ich auf die Hefte der „Blauen Mütze“. Dies war das Mitteilungsblatt der ehemaligen Rektor-Möller-Schüler. Zur Erklärung: 1953 wurde in Husum das 350-jährige Stadtjubiläum gefeiert, die ehemaligen Schüler von Rektor Louis Möller, Lehrer an der Husumer Knabenbürgerschule, trafen sich wieder und beschlossen in Zukunft, das heißt ab 1954, ein Mitteilungsblatt herauszugeben. „Die blaue Mütze“, die wir einst mit Stolz und Würde trugen und die uns als Schüler einer wohlberechtigten Auslese kenntlich machte, ist nun zum Titel unseres Mitteilungsblattes geworden“, heißt es im Vorwort des ersten Heftes.

In der „Blauen Mütze“ fand ich zwei Artikel von Hans Theodor Klindt, die sich mit Franziska zu Reventlow beschäftigten. Hans Theodor Klindt war nicht Mitglied der Vereinigung „Rektor-Möller-Schüler“, aber sein Vater war Lehrer an der Knabenbürgerschule gewesen, genauso wie Rektor Möller. Die Familie Klindt wohnte in der Asmussenstraße 16, nicht weit von der Bürgerschule entfernt und dem Husumer Schloss und seinem Schlossgarten gegenüber. Eine Schwester von Hans Theodor Klindt heiratete Albert Johannsen, den bekannten Husumer Maler und Sohn des Redakteurs der „Husumer Nachrichten“ Albert Johannsen.

Die Aufsätze von Hans Theodor Klindt befinden sich in Nr. 9 (1960): „Das alte Haus“ und in Nr. 18 (1969): „Die einstige Märchenprinzessin unseres Schloßgartens und ihre Bücher“. Aus beiden Artikeln geht hervor, dass Mitglieder der Familie Klindt Franziska zu Reventlow gekannt haben. In Nr. 9 (1960) heißt es unter anderem:

„Im alten Schloß residierte einstmal Graf Ludwig zu Reventlow, der Vater der ‚Wilden Komtesse‘, zuerst als Amtmann und später als erster preußischer Landrat. Er kam von Kiel, wo er Rechtsanwalt gewesen war. In dieser Zeit, nach 1864, als die Dänen das Land verlassen hatten, gab es aufregende Auseinandersetzungen zwischen den Herzogsfreunden, die sich in der Landespartei zusammengeschlossen hatten, und den Anhängern des ‚neuen Regimes‘ mit den hohen Beamten, die meist Preußen waren. Als einmal ‚bei Schau‘, so nannte man damals die Centralhalle, ein Festessen stattfand, hatte ein Pastor vom Lande in seiner Tischrede den neuen Amtmann, weil er früher so gesprochen habe und jetzt so rede, scharf angegriffen. Das war von einem Festteilnehmer eiligst dem Amtmann hinterbracht worden, und noch während des Essens erschien dieser plötzlich im Saal und zog dem Redner wortlos einige kräftige Schläge mit seinem Stock über den Rücken. Noch ehe sich die Tischgesellschaft von der Überraschung erholt hatte, war der Amtmann verschwunden. Was danach sich noch ereignet hat, darüber ist nichts überliefert, doch ‚verlieh‘ man dem Amtmann und späteren Landrat wegen dieser Tat auf Lebenszeit den Spitznamen ‚Luis mit de Stock‘. So war der Vater der Franziska zu Reventlow, und vielleicht, weil er so war, ist seine Tochter die ‚Wilde Komtesse‘ und nachher in Schwabing die ‚Tolle Gräfin‘ geworden. Auch die Söhne haben von sich reden gemacht und ‚tanzen aus der Reihe‘. Ludwig wurde Sozialdemokrat, und Ernst war auf der Gegensei-

te, bei den Erzkonservativen. ... Wir Kinder haben die ‚Wilde Komtesse‘ nie gesehen. Ihre Schloßgartenzeit war ja schon über ein Jahrzehnt zuende, als die Zeit unserer bewußten Kindheit begann. In den 80er Jahren ist die ‚Wilde Komtesse‘ einmal Schülerin unserer Mutter im alten Töchterpensionat in der Neustadt gewesen. Auf einem vergilbten Schülerinnenbild im Familienalbum sah Fanny aus wie die anderen, eingezwängt in dunkle enge Kleider mit endloser Knopfreihe, langem Rock und betonter Taille, nur das Gesicht war um ein wenig dunkler und aparter.“ (S. 17 f.).

Theodor Storm charakterisiert den Grafen Ludwig zu Reventlow in einem Brief an Paul Heyse v. 22. Oktober 1879 folgendermaßen: „... ein Mensch schroff, brunnetief u. von bedeutendem Geist und Wissen“. Storm rühmte die Gastfreundschaft Reventlows, dieser aber fand selbst nie den Weg in die Wasserreihe zur Familie Storm.

In Heft Nr. 18 (1969) der ‚Blauen Mütze‘ heißt es:

„Meine Großmutter zeigte mir auf einem Spaziergang – es war kurz vor der Jahrhundertwende – am Ostwall des Schloßgartens eine uralte, schiefgewachsene Eiche und erzählte, daß in der gewaltigen Astgabel die ‚Wilde Komtesse‘ ihren Lieblingsplatz hatte. ... Vor mir liegt eine zierliche Briefkarte aus dem Nachlaß Albert Johannsens, des unvergessenen Husumer Schriftstellers und Redakteurs. Die kurzen Zeilen tragen die Unterschrift: ‚F. Lübke, geb. Reventlow‘ und das Datum ‚Hamburg, 12. 2. 95‘. Sie sind also geschrieben in der Zeit ihrer kurzen, ersten Ehe im 24. Jahr ihres Lebens.“ (S. 35 f.)

Franziska zu Reventlow hatte am 22. Mai 1894 den Hamburger Gerichtsassessor Walter Lübke geheiratet; die Ehe wurde 1897 geschieden.

Bevor ich nach München fuhr, schrieb ich Hans Theodor Klindt einen Brief und bat ihn, mir eine Fotokopie dieser Karte zu senden; zugleich fragte ich ihn, ob er noch weitere Informationen aus Gesprächen mit seinen Eltern oder Großeltern zu Franziska zu Reventlow geben könne. Nach meiner Rückkehr aus München erhielt ich seine Antwort: „In meinem Besitz ist noch ein zweiter Brief (v. 17. 3. 1893); von diesem und der Karte anliegende Ablichtungen. Alles, was ich von Fanni Reventlow je erfahren habe, steht in den ‚Blauen Mützen‘ Aufsätzen“. Zunächst wunderte ich mich, wieso gerade Hans Theodor Klindt diese Briefe in seinem Besitz hatte, es lässt sich wahrscheinlich durch die verwandschaftlichen Beziehungen erklären, die zwischen ihm und dem Redakteur bestanden, von denen ich später erfuhr.

Nun hielt ich also vier Briefe (zwei von Franziska zu Reventlow vom 17. März 1893 und 26. [nicht, wie von Klindt angegeben, 12.] Februar 1895 – dieser trägt im Briefkopf das Monogramm WL für Walter Lübke – und zwei von Albert Johannsen vom 28. März 1893 und 12. Mai 1893) in den Händen, die deutlich belegten, dass die ersten Texte von Franziska zu Reventlow in den ‚Husumer Nachrichten‘ erschienen waren. Ich machte mich auf in das Zeitungsarchiv. Schon nach kurzer Zeit fand ich heraus, dass folgende Skizzen von Franziska zu Reventlow dort erschienen sind:

Sonnabend,	7. 1.1893	Eine Uniform
Sonnabend,	13. 5.1893	Nach Jahren
Sonnabend,	4.11.1893	Warum?
Sonnabend,	10.11.1894	Meine Frau ist Malerin. Humoreske aus dem Eheleben
Dienstag,	13.11.1894	Meine Frau ist Malerin, Fortsetzung
Donnerstag,	15.11.1894	Meine Frau ist Malerin, Schluss
Dienstag,	10.12.1894	Moment-Aufnahmen (Leben/Nacharbeit/Frühschoppen/Mein Fenster)

Sofort schickte ich meine Entdeckungen an Else Reventlow und Beatrice del Bondio-Reventlow. Beide waren erstaunt und erfreut. Zunächst schien die Entdeckung zu spät zu sein, um noch in den letzten Band der Werkausgabe „Autobiographisches“ aufgenommen zu werden. Aber mit Datum vom 18. Oktober 1979 erhielt ich folgenden Brief von Beatrice del Bondio-Reventlow: „Erzählen wollte ich Ihnen, dass Ende Oktober die abschliessende Arbeitsbesprechung zwischen meiner Mutter und dem Lektor für den berühmten 4. Band der Gesammelten Werke FR stattgefunden hat. ... Sie sehen, dass die Beiträge in den Husumer Nachrichten, die Sie mir zugeschickt haben, mit Ausnahme von ‚Meine Frau ist Malerin‘ noch mit aufgenommen werden. Meine Mutter lässt Ihnen noch einmal vielmals danken und grüsst sehr herzlich. Sie kommen dafür auch in den ‚Dank der Herausgeberin‘ mit hinein. ... Natürlich ist das Verzeichnis der ‚Skizzen und Novellen‘ nicht all umfassend, es fehlt bzw. blieb einiges unberücksichtigt. Das hat auch technische Gründe, Umfang des Buches etc. Ich bin aber sehr froh, dass meine Mutter doch die Herausgabe dieses Buches hat zum guten Ende führen können. Es ist ja einiges drin, was bisher noch nie veröffentlicht war oder/und meiner Mutter erst im Verlaufe ihrer Arbeit zugegangen ist – wie die Beiträge in den Husumer Nachrichten oder die Briefe von Paul Schwabe, Altenburg, Totenfeier, Erziehung und Sittlichkeit, Gedichte (nicht bedeutend, aber zur ‚Biographie‘ gehörig, frei nach Herrn Dame).“

Ende Mai 1980 erschien dann der 4. Band der Werkausgabe. Else Reventlow, sie starb am 12. Januar 1981, erlebte so noch die Renaissance der Werke ihrer Schwiegermutter. Im Laufe der Jahre kam es zu einer kontinuierlichen Korrespondenz und freundschaftlichen Beziehung zwischen Beatrice del Bondio-Reventlow und meinem Ehemann Ulf Dietrich v. Hielmcrone und mir. Mehrfach besuchte Beatrice del Bondio-Reventlow uns in Husum, wir zeigten ihr die Stätten der Kindheit von Franziska zu Reventlow. Das letzte Mal sahen wir uns im November 1998, am 14. November 1998 wurde auf Einladung der Buchhandlung Delff die exzellente, umfangreiche Biographie von Brigitta Kubitschek „Franziska Gräfin zu Reventlow. Leben und Werk“ im Husumer Schloss vorgestellt. Im August 1999 starb Beatrice del Bondio-Reventlow ganz plötzlich.

Mit dem Erscheinen der vierbändigen Werkausgabe wurde das literarische Werk Franziska zu Reventlows wieder in das Bewusstsein der interessierten Öffentlichkeit gerückt. Es bleibt jedoch festzustellen, dass die Skizze „Meine

Frau ist Malerin“ nach der Veröffentlichung in den „Husumer Nachrichten“ 1894 bis heute nicht wieder gedruckt wurde. Dies geschieht jetzt im vorliegenden Heft 8 der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“. Da auch die anderen Skizzen zur Zeit nicht gedruckt vorliegen, werden hiermit alle Beiträge, die in den „Husumer Nachrichten“ erschienen, chronologisch abgedruckt. Mit ihnen nahm das literarische Werk von Franziska zu Reventlow in Husum, ihrem Geburtsort, seinen Anfang.

Im Folgenden werden die vier noch erhaltenen Briefe abgedruckt, die zwischen Franziska zu Reventlow und dem Husumer Redakteur Albert Johannsen gewechselt wurden. Aus ihnen ergibt sich, dass noch weitere Briefe geschrieben wurden; nach dem heutigen Erkenntnisstand blieben sie nicht erhalten.

## **1. Brief**

den 17/3.93

Lieber Herr Johannsen.

Anfang dieses Jahres habe ich Ihnen durch Herrn Alfred Bleyer eine kleine Skizze geschickt zur Probe u. ist mir durch diesen bestellt worden, Sie wären gewillt, gelegentlich wieder etwas von mir aufzunehmen u. zu honorieren. Ich habe nun endlich eine Arbeit vollendet, die ich Ihnen hiermit schicke. Hoffentlich ist sie aufnahmefähig. Bei sehr beschränkter Zeit war es mir nicht möglich, sie genauer durchzuarbeiten u. ist auch das Äußere etwas mangelhaft geworden, wofür ich um Nachsicht bitte.

Es liegt mir daran, mir allmählich etwas Geld zusammen zu verdienen u. da ich zum Schreiben Lust und, wie meine Freunde behaupten, etwas Talent habe, so scheint mir dieser Weg gewiesen. Ich möchte es umständehalber aber nicht gerne bekannt haben u. bitte Sie deshalb, Ihre Antwort mit dem eventuellen Honorar an folgende Adresse zu richten: Herrn K. Schorer, stud. math. Lübeck, Huxstraße 39. Ich bitte Sie auch um offene Kritik meiner kleinen Novelle.

Dann auch eine Frage oder vielmehr Bitte um Beschäftigung. Können Sie mir nicht gelegentlich etwas für Ihr Blatt zu schreiben geben, etwa Recensionen bestimmter Bücher u. ä.?

Ich sehe Ihrer Antwort entgegen. Mit herzlichem Gruß, auch an Ihre Frau  
F. Reventlow

## **2. Brief**

Husum, 28. März 1893

Geehrte Comtesse !

Nachdem ich Ihre Novelle gelesen habe, kann ich mein Urtheil dahin abgeben, daß Sie entschieden Talent haben. Ich kann Ihnen daher nur empfehlen, dieses Talent weiter auszubilden. Ganz besonders gefiel mir Ihre Skizze „Eine Uniform“, die inzwischen, wie Sie wohl schon erfahren haben werden, in den Hu-

sumer Nachrichten zum Abdruck gelangt ist; wenn mir Ihre Novelle „Am Glück vorbei“ weniger zusagt, so liegt dies hauptsächlich daran, daß Sie in der selben mit zu verbrauchten Motiven arbeiten. Auch vermag man keine rechte Theilnahme für die handelnden Personen zu fassen, die das Ganze im Verhältnis zu den geschilderten Ereignissen, die den Stoff für einen ganzen Band abgeben könnten, zu skizzenhaft behandelt ist. Ich bin überzeugt, daß Sie weit Besseres schaffen können, wenn Sie nur Ihren eigenen Eingebungen folgen und vor allen Dingen sich nicht darum kümmern, ob Sie auch den Geschmack des großen Publicums treffen. Ihrer Skizze „Eine Uniform“ lag ein eigenartiges Motiv zu Grunde, das Sie in origineller, moderner Weise zu behandeln wußten. Fahren Sie in dieser Weise fort – das ist mein Rath.

Selbstverständlich werde ich Ihnen, soweit dies in meinen Kräften steht, bei der Verwerthung Ihrer Arbeiten gerne behülflich sein. Ich hoffe, daß es nicht allzu schwer sein wird, Ihre Arbeiten in größeren Zeitschriften oder Zeitungen, die natürlich auch besser honorieren können, als kleine Localblätter, unterzubringen.

Mit herzlichem Gruß auch von meiner Frau  
Albert Johannsen

### **3. Brief**

12. Mai 1893

Sehr geehrte Comtesse!

Ihre hübsche Skizze „Nach Jahren“ ist bereits in der heutigen Nummer der Hus.-Nachrichten zum Abdruck gelangt. Ich werde mir erlauben, Ihnen morgen einige Exemplare per Kreuzband zuzustellen. An Honorar zahlt der Verleger vier Pfg. per Druckzeile. Den Betrag werden Sie in diesen Tagen erhalten. Ähnliche kleine Skizzen sind uns ab und zu stets willkommen. Ich fürchte nur, daß die Husumer leicht erraten werden wer hinter der Chiffre „F. R.“ steht.

Mit herzlichem Gruß  
Albert Johannsen

### **4. Brief**

Hamburg 26/2.95

Geehrter Herr Johannsen,

mit bestem Dank für Ihre neulichen Zeilen bestätige ich zugleich den Empfang der Blätter u. des Geldes. Mit der Zeit werde ich mir dann auch wieder erlauben, etwas einzuschicken. Augenblicklich bin ich recht leidend und werde gesundheitshalber den ganzen Sommer im Gebirge zubringen. Werde mich also von dort aus mal wieder melden.

Mit bestem Gruß Ihnen sowie Ihrer Frau  
die Ihrige  
F. Lübke geb. Reventlow

## **Die Skizzen Franziska zu Reventlows in den „Husumer Nachrichten“ (1893/94)**

*Die literarischen Skizzen Franziska zu Reventlows werden nach dem Erstdruck in den „Husumer Nachrichten“ wiedergegeben. Die Orthographie wurde behutsam modernisiert, offensichtliche Schreib- bzw. Druckversehen wurden stillschweigend korrigiert. Die Schreibung von Begriffen, die in der Zeit der Textentstehung noch als Fremdwörter gebraucht wurden wie zum Beispiel „Strikes“, blieb unverändert. Der im Text „Eine Uniform“ gegenüber der sonst verwendeten Fraktur zweimal in Antiqua gesetzte Begriff „Lawntennis“ wird hier kursiv gedruckt.*

### **Eine Uniform**

*Lawntennis* – auf dem grünen, schattenlosen Platz, abwärts von den hohen alten Bäumen, die in tiefem Schatten daliegen, mit dem weiten Blick auf Kornfelder und dahinter die blaue Ostsee. Heiß flimmert, flirrt und leuchtet die Sonne vom Sommerhimmel herunter, es ist nachmittags um drei, um die müde, heiße Stunde. Aber davon wissen die jungen Leute nichts, die hier *Lawntennis* spielen, und die Alten sitzen drüben unter der Buche und sehen nur zu, dem Einnicken nahe.

Auf dem Tennisplatz wird eine heiße Schlacht geschlagen, die Bälle fliegen durcheinander, kreuz und quer, und die jugendlichen Gestalten biegen, bücken und recken sich fast wie im Zirkus, um sie in Bewegung zu halten. Alle Gesichter glühen, hier und da fliegt wohl ein kurzes Lachen, eine flüchtige Scherzrede hin und her, sonst ist alles ganz in den Eifer des Spielens vertieft.

Ein Gang ist zu Ende, der Schauplatz wird ein anderer, neue Mitspieler treten ein, während die vorigen, zur Seite stehend, mit gespannter Aufmerksamkeit den Fortgang beobachten oder sich den kühlen Räumen des Schlosses zuwenden, um auszuruhen.

Ein junges Mädchen mit schwerem Blondhaar ging langsam und müde die breite, teppichbelegte Treppe hinauf. Das ganze Haus lag so still, sie waren ja alle draußen im Sonnenschein. Hier drinnen waren alle Läden geschlossen, dass kaum ein Strahl durchdringen konnte, alles schien zu schlafen. Die Tür zum Billardsaal war angelehnt, sie öffnete dieselbe leise und trat hinein, als sie den Raum leer fand. Auch hier waren die Rouleaux niedergelassen, die Staffeleien und Bücher standen umher, als ob sie sich wunderten, dass heute niemand sie anrührte, der Billardtisch sah so gelangweilt aus und die weißen Kugeln lagen wie verirrt auf dem dunkelgrünen Tuch.

Da auf dem Sofa lag eine Uniform, und das blonde Mädchen wusste, wem sie gehörte, es war seine Uniform, die er für das Spiel am heißen Nachmittag mit der Tropenjacke vertauscht hatte.

Unten wurde das Tamtam geschlagen, um alle zum Diner zusammenzurufen. Die dumpfen Schläge dröhnten bis in den Saal hinauf und in die Ohren des

jungen Weibes, das vor dem Sofa auf den Knien lag, den schmerzenden Kopf in das dunkle, kühle Zeug der Uniform hineingewühlt, liebeschwere, traurige Küsse auf dasselbe drückend, während ihr schwere, angstgepresste Tränen aus den Augen rannen.

Und er wusste nichts davon.

## Nach Jahren

Nach Jahren kam ich wieder in meine Heimat. Der Zug wand sich langsam durch Heide, Moorstrecken und wieder Heide und zuletzt in die weite grüne Marsch hinein. Ich lehnte zum Fenster hinaus, so weit ich konnte, um alles bis auf den kleinsten Eindruck in mich aufzunehmen. Ich kannte das ja alles auswendig. Wie oft war ich diese Strecke gefahren, heimgefahren als frohes Kind, wenn die Ferien gekommen waren, heimgefahren, wenn ich mich draußen in der Welt müde gearbeitet, matt gekämpft hatte, heimgefahren, um auszuruhen. Wie schön war es gewesen, so am heißen Julinachmittag anzukommen, in dem Sommergefühl von unbändiger Freiheit und ausgelassener Ferienfreude, wie schön am Winterabend bei tiefem Schnee kurz vor Weihnachten, – Weihnachten mit den erleuchteten Bäumen in der Kirche und dem selig hoffnungsfrohen Heimweg im Dunkeln.

Die letzte wohlbekannte kleine Station war gerufen worden. Immer bekannter wurde die Gegend. Da lag sie ja schon, die kleine „graue Stadt am Meer“ mit ihrem runden Kirchturm. Wir fuhren auf beiden Seiten durch grüne Wiesen. Da floss die Au mit ihrem trüben, grauen Wasser, da lag die Mühle mit ihrem Bach, den wir als Kinder für einen Wasserfall hielten, da lag der alte ausrangierte Bahnhof, an dem wir vorüberfahren mussten, da war der Hafen, der Deich, das Meer.

Wie lange ist's her, dass wir aus der Heimatstadt fortzogen, dass ich beim Abschied zwei blaue Augen gesucht hatte, ohne die ich glaubte nicht weiterleben zu können, und die doch so gleichgültig ruhig an mir vorübersahen. – Die törichten Jugendträume waren längst vergessen, vorüber, hinabgesunken. –

Wir hielten am neuen Bahnhof und ich stieg aus und ging den alten wohlbekannten Weg entlang, allein – denn niemand hatte am Bahnhof gestanden, mich zu erwarten. Ich hatte mich nicht angemeldet, hatte allein sein wollen.

Ich versuchte mir einzubilden, es sei noch alles wie früher und ich käme wieder einmal nach Hause. Über mir neigten sich die Spitzen der alten Kastanienallee zusammen und da lag das massive, ulmenumkränzte, alte Haus, wie damals, wie immer. Gerade so stand die Tür unten am Turm halb offen, gerade so ragte die abgebrochene Fahnenstange über das Turmgitter hinaus, nur unten auf dem Hof war das Gras dicht zwischen den Steinen hervorgewachsen. Weiter durch den Garten hin. Hier sah es aus, als ob in der ganzen Zeit keines Menschen Fuß hier gegangen wäre, keines Menschen Hand hier gearbeitet hätte, so hoch wuchs das Unkraut auf den Rasen und Abhängen und über den Wegen wölbten sich die Jasminbüsche in dunklen, fast undurchdringlichen Bogen. Da

stand meine Bank noch unter der Traueresche und da saß ich wieder wie vor so vielen Jahren. Wie sonderbar war das alles. Ich fühle mich so eigentümlich beklemmt, so als ob ich tot und begraben gewesen und nun das Leben nicht mehr begreifen könnte. Ich hatte erwartet, dass mein Herz unter einem großen übermächtigen Einsturm von Empfindungen, Erinnerungen – Sehnsucht sich weiten würde, und nun – zog es sich traurig, verständnislos zusammen, ich war fremd geworden. Ich hatte nichts von dem, was ich mitgenommen und was damals mein Herz erfüllt hatte, wieder zurückgebracht, wo war es geblieben? Auf dem kurzen Weg in's Leben hinein verloren?

Und ich Tor hatte geglaubt, es hier wieder zu finden, hier wieder jung und glücklich werden zu können. In namenloser Sehnsucht war ich hierher gekommen – und nur, um zu fühlen, dass ich heimatlos war, jetzt völlig heimatlos, wo ich auch noch die Illusion von meiner Heimat verlieren musste. Und ich versuchte noch, sie wiederzufinden. Ich lauschte den Heimattönen draußen am Deich, wo das Meer gegen den Steindamm schäumte und der eintönige, langgezogene Schrei der Seevögel durch die sommerstille Einsamkeit klang. Ich lag an manchem heißen Nachmittag auf der Heide zwischen den roten Heideglocken und Erika – ein starkes tiefes Heimatsgefühl habe ich nie wieder empfinden können. Auch die alten Bekannten suchte ich wieder auf. Noch einmal rauschte das Leben wieder in tollen, heißen, schönen Jugendstunden an uns vorüber und dann blieben sie zurück in der alten Stadt und ich ging fremd wieder fort, fremd und heimatlos.

## **Warum?**

In einer Mainacht erschoss sich der Sekundaner Hans Sörensen.

Er war noch ein Kind, wenigstens hielten ihn alle dafür, die sein lachendes, offenes Knabengesicht kannten. Und er lachte oft und viel, aber dann konnten seine Augen plötzlich mit einem so seltsam leeren, toten Blick vor sich hinstarren, als ob sie etwas suchten, das sie doch nicht finden konnten, oder als ob das Lachen ihnen weh täte.

Niemand hatte ihm eine solche Handlung oder einen so jähem Entschluss zugebraut, niemand erraten, dass er einen schweren Kummer, eine innere Zerstörung in sich trug. Am letzten Nachmittag hatte er eine Verabredung mit einem Freunde, aber er kam nicht hin. Er saß in seinem Zimmer und ordnete seinen kleinen Besitz und seine Briefschaften. Dann machte er seine Schularbeiten für den nächsten Tag und ging aus. Seinem Stubengenossen, der ihn begleiten wollte, sagte er, dass er einen Bekannten besuchen wolle. Als er sich von ihm befreit hatte, ging er zu einem Waffenhändler und suchte sich zwei Pistolen aus. Er wolle sie zur Auswahl, sagte er, und er würde Bescheid schicken, ob er sie behielte.

Am Abend scherzte und sprach er wie gewöhnlich, und als sie nach Tisch um die Lampe herumsaßen, las er einen Roman zu Ende, den er am vorigen Abend angefangen hatte. Als die Uhr zehn schlug, gingen die Knaben zu Bett. Als sie die Treppe hinaufstiegen, tönte sein helles Lachen noch einmal durch das

abendstille Haus, und niemand wusste, dass er zum letzten Mal hinauf gestiegen sei und dass man nur sein zerstörtes Leben wieder herabtragen werde.

Als sie sich niedergelegt hatten, las Hans wie jeden Abend in dem Andachtsbuch von seiner Mutter, dann löschte er das Licht aus und lauschte den Atemzügen seines Kameraden und stand ganz leise wieder auf, als er sich überzeugt hatte, dass jener schlief. Leise stand er auf und setzte sich an den Schreibtisch vor dem offenen Fenster, durch das die stille Nacht hereindrang. Fröstelnd saß er da und sah dem Tod ins Angesicht. Da – vor ihm stand das Bild seiner Mutter, und er schrieb an seine Eltern. Er dankte ihnen für alle ihre große Liebe, verzeihen sollten sie ihm, dass er so von ihnen gehe – er könne nicht mehr leben – und vergessen sollten sie ihn und wieder froh sein, wenn er fort war, fort und begraben. Dass sie nie wieder froh sein konnten, dass das dunkle Geheimnis seines zerrissenen Lebens auch ihres vernichtete, das hatte er nicht begriffen.

Die Pistolen nahm er mit ins Bett. Die erste versagte den Schuss – man hat es nachher sehen können – aber die Kugel der zweiten tötete ihn, über dem rechten Auge war sie in den Kopf gedrungen. Niemand im Hause wachte von dem Schuss auf, sie schliefen alle. Der andere Knabe atmete ruhig weiter, und die Kerze brannte flackernd herunter, bis sie gegen Morgen erlosch und die helle warme Sonne ins Zimmer drang.

Am nächsten Morgen fanden sie ihn so, der eine Arm hing am Bett herunter, die andere Hand hielt noch die Pistole. Der blonde Kopf war zurückgefallen, und das blasse tote Gesicht hatte seinen alten lachenden Kinderausdruck. Über dem rechten Auge klaffte die Wunde, aus der das Blut und das Leben wie ein roter wilder Strom über die weißen Tücher hinabgeflossen waren. Vor dem Bett lag das aufgeschlagene Gebetbuch und stand die herabgebrannte Kerze. Auf dem Schreibtisch lag der Brief an seine Eltern vor dem Bild der Mutter – sein Abschied aus dem Leben.

Die Zurückgebliebenen konnten das qualvolle Rätsel nicht lösen und sie mussten es durch ihr ganzes Leben tragen.

Und er war gestorben und hatte es mit hinabgenommen. – Warum?

## **Meine Frau ist Malerin**

Humoreske aus dem Eheleben

Meine Frau ist Malerin.

Ach wie reizend muss dann ihre Häuslichkeit sein! höre ich sagen. Wie anmutig die Vereinigung von Poesie und Prosa im täglichen Leben! Wie erfrischend muss es Sie anmuten, wenn Sie von der schweren Berufsarbeit nach Hause kommen und Ihre Frau – natürlich, nachdem Sie vorher das ganze Hauswesen in schönste Ordnung gebracht hat – nunmehr in emsigem, künstlerischem Schaffen antreffen! Wie wird Ihr Haus geschmückt sein! Wie wird der Schönheitssinn der Künstlerin es zu einem geschmackvoll ausgestatteten, behaglichen Heim zu gestalten wissen! Und erst alle die reizenden, hübsch be-

malten Säckelchen, mit denen die kunstfertige Frau ihren angebeteten Gatten sinnig zu erfreuen weiß! –

Haltet ein, haltet ein, – wollt Ihr mir mein Schicksal in so wonnigen, reizvollen Farben vormalen, damit ich, aus meinem seligen Traum in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzt, dieselbe noch rauher, noch wirklicher, noch vernichtender finden soll?

Ja, es gab auch einst eine Zeit, eine schöne, längst entschwundene, wo ich ebenso dachte, wo ich den goldnen Traum von einer stillen wohlgeordneten Häuslichkeit träumte, über welcher segnend und erklärend der Genius der Kunst schwebte.

Es gab eine Zeit – es war ein Traum. Und jetzt? Fordre niemand mein Schicksal zu hören. Wenn Ihr es aber fordert, so will ich es Euch nicht vorenthalten, vielleicht dass meine Erfahrungen noch manchem andern zu Gute kommen.

Meine Frau ist Malerin. In aller Morgenfrühe wird durch heftiges Klingeln an der Haustür meinem süßesten Schlummer ein jähes Ende bereitet.

Gleich darauf klopft das Mädchen an.

„Gnädige Frau, das Modell ist da.“

„Wie – was – Modell!“ fährt meine Frau empor. „Herrgott, ja, es ist schon 8 vorbei. Mann, warum hast Du mich nicht eher geweckt?“

Kein zärtliches „Guten Morgen, Männchen,“ „Wie hast Du denn geschlafen, Männchen?“ – nein, nur dieser kalte Vorwurf: „Mann, warum hast Du mich nicht eher geweckt?“

Nun beginnt ein förmliches Kesseltreiben durchs Zimmer nach den am Abend weggelegten resp. verlegten Kleidungsstücken.

Darüber werden die Kinder denn auch glücklich wach und erheben ihre Stimmen zu einem nicht gerade erbaulichen Morgenduet.

„Mama, Mama, aufstehen! – Ich möchte aufstehen, Mam-a!“ intoniert der Junge, und das Schwesterchen begleitet mit seinem noch unartikulierten Geschrei im höchsten Diskant.

Meine Frau ist fertig.

„Lieber Schatz, Du musst heute ohne mich frühstücken, ich kann das Modell nicht länger warten lassen!“ – und fort ist sie.

An Wiedereinschlafen ist für den trauernden Hinterbliebenen nicht mehr zu denken. So erhebe ich mich denn und suche mich während des Ankleidens durch philosophische Trostgründe über mein Elend hinwegzusetzen.

Nach einem vergeblichen Versuch, den Kleinen, der immer ungeduldiger aufzustehen begehrt, in seine Gewänder hinein zu praktizieren, rufe ich das Kindermädchen und rette mich in mein Arbeitszimmer.

„Lina, meinen Kaffee.“

Bis zum Erscheinen desselben pflege ich mir die Zeit durch Lektüre des Morgenblattes zu verkürzen.

Ich suche und suche, suche auf meinem Tisch, unter meinem Tisch, auf dem Flur, im Briefkasten – vergebens. Wo kann denn das verwünschte Blatt hingekommen sein?

„Lina, fragen Sie doch die gnädige Frau, ob sie nicht weiß, wo die Zeitung ist,

oder ist etwa heute gar keine dagewesen?“

„Doch, Herr Doktor, es ist eine dagewesen.“

„Dann fragen Sie.“

Als Antwort kommt dieses Mal meine Frau selbst, einen Pinsel über jedes Ohr gesteckt und ein halbes Dutzend in der Hand.

„Liebster, bester Mann, sei doch nur nicht böse, ich habe aus Versehen das heutige Morgenblatt genommen.“

„Aber das tut ja nichts, Kind, wenn Du es mir nur wiedergeben willst, – oder muss das Modell Dir etwas daraus vorlesen?“

„Ach, Männchen,“ – nun ist sie wirklich ganz zerknirscht und „belämmert“ –, ich habe meine Palette damit reingemacht. Ich wollte die gestrige Nummer dazu nehmen und habe mich in der Eile vergriffen. Das Modell kam schon so früh –“

„Immer die alte Geschichte. Bei Dir heißt es beständig: Mein Modell, meine Palette, meine Pinsel, – Luise, sieh Dich vor, dass Du die Tischdecke nicht mit Deinen Pinseln anstreichst – anstatt: Mein Mann, meine Kinder, mein Hausstand, meine Pflicht.“

Ich muss diesmal schelten, ich bin wirklich recht verstimmt, – aber da kommt gerade das Mädchen mit den Kleinen, und es tritt der bei uns seltene Fall ein, dass ich mich einmal volle ausgeschlagene 10 Minuten im Kreise meiner Familie befinde.

Aber auch dieses flüchtige Glück verrinnt wieder wie der Sand im Stundenzeiger.

„Frauchen, wie weit bist Du denn jetzt eigentlich mit Deinem Bild?“

Wie von einer – nein, wie von mindestens 6 Taranteln gestochen, fährt meine Frau, die, während ich mit den Kindern spielte, unbeweglich da gesessen und verträumt vor sich hingestarrt hat, in die Höhe.

Ich weiß nicht, ob alle Malerinnen die Angewohnheit haben, in jedem unbeschäftigten Augenblick ihre Gedanken auf Reisen zu schicken und bei jeder Berührung der Außenwelt zu Tode erschreckt emporzufahren – oder ob es eine Spezialität meiner Gattin ist. Jedenfalls machte es mich nervös.

„Ja, mein Bild, Schatz, das ist es ja eben, woran ich denke. Ich wollte die Kinder, wenn sie Dir ‚Guten Morgen!‘ gesagt haben, mitnehmen, ich brauche sie auf meinem Bild. Die alte Frau, mein Modell, kennst Du ja –. Es soll so eine Art ‚Soziales Nachtstück‘ werden, mein Bild. Ich brauche nur noch ein paar schmutzige, zerlumpte Proletarierkinder. Die alte Frau soll eines davon auf den Arm haben, das andere –“

Nun wird es mir denn doch aber zu arg. Mein Vatergefühl empört sich. Meine Kinder, meine sauber gewaschenen, niedlich gekleideten Kinderchen sollen als schmutzige Proletarierbälge –

„Aber Luise, ich bitte Dich bei allem, was –“

„Was ist denn, Ernst, wie kann Dich das so empören? Was soll es denn unsern Kindern tun? Ich habe schon die schönsten, alten Lumpen zusammengesucht, um sie so recht malerisch herzurichten. Und vor der hässlichen alten Frau sind sie so bange, dass sie recht hübsch stille halten und auch so ein bisschen verängstet und unglücklich ausschaun werden, wie ich es grade brauche. Hast Du wirklich etwas dagegen?“

„Ja, Frauchen, ich kann es durchaus nicht zugeben. Meine Kinder sind nicht dazu da, um –“

„Ja, ja, dann muss ich mir eben auch für die Proletarierkinder Modelle suchen. Und Du schiltst schon immer, was die vielen Modelle für Geld kosten. Und überdies für die Kunst, Männchen!“

Mein armer, gemarterter Kopf muss noch eine lange Vorlesung über den Zweck der Kunst, über Mittel und Wege in der Kunst und was weiß ich aushalten.

Der Schluss ist, dass ich wie immer nachgebe, und meine Frau, glücklich und triumphierend, mit den beiden armen, kleinen Krabben abschleppt.

Lina bringt mir meinen Kaffee und eine neue Morgenzeitung. Das gute, umsichtige Mädchen hat sie von unserm Nachbar geliehen.

Ich weiß ihr herzlichen Dank für ihre Vorsorge, aber ihre mitleidigen Blicke foltern mich. Sie scheinen zu sagen: „Ja, ja, Du bist ein armer Mann, und Deine Frau ist Malerin.“

Nach dem Kaffee muss ich mit Lina abrechnen. Sie bekommt das Wirtschaftsgeld und besorgt alles. Meine Frau kann nicht rechnen – sie ist Malerin.

Um 10 muss ich auf's Büro. Wie schön hatte ich mir das früher ausgedacht, wenn ich so morgens fortginge: meine Frau mir behülflich, den Paletot anzuziehen, mir die sorglich bereiteten Butterbrote in die Tasche gesteckt und dann ein zärtlicher Abschiedskuss: „Nicht wahr, Männchen, Du kommst auch recht bald wieder?“

#### Alles Chimäre!

Luise hat sich mit ihren Modellen alias Schlachtopfern eingeschlossen, um nicht gestört zu werden.

Einen Augenblick bleibe ich horchend an der Tür stehen.

„Frauchen!“

Aber mein Flüstern wird durch das aus dem Innern des Ateliers hervordringende Klagegeschrei unserer Kleinsten übertönt. Gewiss hat sie Angst vor der hässlichen alten Frau. Mein Vaterherz bebt. – Verfluchtes soziales Nachtstück.

Dann gehe ich – gramgebeugt. Meine Frau ist Malerin.

Ich gehe und begrabe mein Leid in der Arbeit des Tages.

Abgespannt, müde, hungrig kehre ich zur Mittagszeit heim. Auf der Treppe begegnet mir das Modell. Ich bin milde und versöhnlich gestimmt und gewinne es sogar über mich, der Alten einen freundlichen Gruß zu bieten.

Im Hause herrscht Totenstille. In der Küche finde ich meine Frau, sie steht und wäscht ihre Pinsel.

„Guten Tag, Ernst, kommst Du schon?“

„Nun, Frauchen, und wie steht's mit dem Essen?“

„Ja, Schatz, da musst Du einen Augenblick warten, ich habe Lina eben ausgeschickt, Terpentin zu holen, ich kann meine Pinsel so nicht rein bekommen.“

„Und wo sind die Kinder?“

„Die habe ich schlafen gelegt, sie waren gar so müde von der Sitzung.“

Ich habe unterwegs beschlossen, heute nicht mehr böse zu werden und gehe wortlos in mein Zimmer. Meine angenehme Stimmung ist allerdings zum Teufel gegangen.

Endlich sitzen wir bei Tisch und die lang und schmerzlich ersehnte häusliche Gemütlichkeit scheint endlich mein verzagtes Gemüt besänftigen zu wollen. Luise ist munter und angeregt durch das Werk des Vormittags und erzählt in der frischen, natürlichen Weise, die ihr in guten Stunden eigen ist, was sie für Mühe und Not mit ihrem Bilde hat, wie die Alte in der letzten Stunde immerfort eingenickt ist und wie die Kinderchen so drollig waren. Mit ihrer guten Stimmung reißt sie auch mich mit fort, sodass ich über allerhand kleine häusliche Unordnungen und Unzulänglichkeiten scherze und, wo ich sonst manchmal gescholten und gebrummt habe, jetzt ganz vergnügt lachend sage: „Ja, ja, mein Frauchen ist halt Malerin!“

Da – reißt die eben von ihrem Ausgang zurückgekehrte Lina plötzlich die Tür auf: „Herr Doktor, Herr Doktor, kommen Sie bitte schnell, die Wasserleitung –“

Die Serviette hingeworfen und hinausgestürmt. Draußen strömt uns eine zweite Sündflut entgegen.

„Ich glaube, es kommt aus der Badestube, Herr Doktor,“ – und schon hat die schnell Entschlossene ihre Holzschuhe übergezogen und watet wie Schönsuschen durch das Wasser, auf die Tür des Badezimmers zu, aus der es unaufhaltsam hervorrieselt.

„Herr Jeses, Herr Jeses!“

Ich wate ihr nach, aber schon hat der gute Engel unseres Hauses die Überschwemmung – trotz der Dunkelheit der Badestube – entdeckt und mit einem resoluten Griff den Kaltwasserhahn über der Badewanne zugeschroben, wobei sie durch die über den Rand der letzteren nach allen Seiten herabstürzenden Gießbäche von oben bis unten durchnässt wurde.

Ich habe unterdessen ein Licht angezündet und sehe nun erst den Greuel der Verwüstung in seinem ganzen Umfange. Das ganze Zimmerchen steht einen halben Fuß hoch unter Wasser, der Kohlenvorrat in der Ecke ist total durchnässt und – was ist das? Oben auf der Wasserfläche der Badewanne schwimmt, anmutig auf- und niederschaukelnd, die Palette meiner Frau.

„Luise, um Gotteswillen, was ist denn das wieder?“

Meine Frau ist ganz leise hinter mir zur Unglücksstätte herangekommen und steht nun, diesmal wirklich ganz bleich und schuldbewusst da, ohne ein Wort zu sagen. Dann stammelnd: „Ach, lieber Mann, ich tue die Palette immer in Wasser, damit die Farben frisch bleiben, und da hab’ ich heut vergessen, den Hahn wieder zu schließen.“

Ich nehme jetzt, sogar trotz der Gegenwart des Mädchens, einen strengen Ton an.

„Ich muss Dich denn doch ernstlich bitten, Luise, etwas vorsichtiger zu sein. Sonst passiert es nächster Tage einmal, dass Du eins der Kinder ins Bad legst und dann vergisst, den Hahn zuzudrehen.“ –

Ich glaube wahrhaftig, meiner armen kleinen Frau kamen bei diesen Worten Tränen in die Augen. So ließ ich es denn gut sein und stieg zu unsern Mitmietern in die 2. Etage hinab, um mich zu erkundigen, ob die Flut bis zu ihnen durchgedrungen sei. Natürlich war dies der Fall, es rann und tröpfelte von der Gipsdecke herab und ich musste mich wegen des Vorkommnisses entschuldigen und erklären, dass ich es dem Hauswirt melden und auf meine Kosten re-

parieren lassen wolle. Es war mir recht fatal. Die betreffenden Unterwohner sehen mich ohnehin schon mit einem Gemisch von Hohn und Mitleid an. Und wer ist daran Schuld? Wer wohl anders als meine liebe Frau mit ihrer Künstler-Zerstretheit. Kaum 8 Tage ist es her, dass sie, nach Hause kommend, die Etagen verwechselte und durch die grade offenstehende Entreetür an dem erstaunten Mädchen vorbei gradenwegs in die Küche marschierte und dort zu hantieren anfang, ihren Irrtum auch nicht eher gewahr wurde, als bis man sie freundlichst auf denselben aufmerksam machte.

„Nun ja, Deine Frau ist Malerin,“ glaube ich in einer Anwendung von Verfolgungswahn aus den spöttischen Blicken herauslesen zu müssen und retiriere mich, sobald ich meine Entschuldigung notdürftig hergestammelt habe.

Oben ist man noch damit beschäftigt, den Schaden wieder gutzumachen. Mein armes Frauchen tut mir ordentlich leid und dabei ist sie so doppelt lieb-reizend mit ihrer Bübermiene.

Aber ich muss einmal den strengen Gebieter markieren, es ist mir heute denn doch gar zu bunt hergegangen.

Ich will an ihr vorbei in mein Zimmer, da ruft sie mir ganz vergnügt zu: „Ach Männchen, rolle mir doch eine Zigarette auf den Schrecken!“

Du unverbesserlicher Leichtsinn! Ja, weiß Gott, sie ist Malerin.

Fleißig ist sie, das muss man ihr lassen. Die Spuren ihres Fleißes sind in Gestalt von Ölfarbenflecken, vergessenen Pinseln, Mallappen, Skizzenblättern etc. etc. auf jedem Tisch, auf jedem Stuhl, überhaupt auf jedem Möbel, das nur irgend eine horizontale Fläche aufweist, zu finden.

Im Salon ist ein Stilleben aufgebaut, zu dem natürlich alle im Haus- und Privatgebrauch unentbehrlichsten Sachen herhalten müssen. Zum Beispiel:

„Lina, wo in aller Welt ist denn mein Schlafrock hingekommen?“

„Den hat gnädige Frau in ihrem Stilleben.“

Oder:

„Frauchen, seit wann lässt Du denn Lina den Tee in der Kaffeekanne anmachen?“

„Teuer Gatte, den chinesischen Teetopf brauche ich notwendig für mein Stilleben.“ –

Es ist Abend geworden. Tiefer Friede hat sich über die Welt herabgesenkt, tiefer Friede auch über unser Haus. Die Kinder schlafen längst. Ich sitze an meinem Arbeitstisch, Luise mir gegenüber – mit einer Näharbeit beschäftigt. Ich habe heute Abend ein wenig den Haustyranen gespielt und ihr meine Weste zum Ausbessern gegeben.

Mein Herz lacht ordentlich, wie ich sie endlich einmal bei einer so wenig künstlerischen, aber um so weiblicheren Arbeit sehe.

In dem Moment, wo ich diese Bemerkung mache, wirft sie das Nähzeug auf den Tisch.

„Ernst, ich mache das morgen fertig. Es ist draußen gar zu wunderbarer Mondschein – sieh doch nur, grade der Vollmond über den Giebeln da draußen – da muss ich noch eine Skizze vom Salonfenster aus machen.“

Ich, resigniert: „Tu, was Du nicht lassen kannst.“

Eine Stunde vergeht. Ich bin so vertieft in meine Arbeit, dass ich einen leich-

ten Brandgeruch gar nicht beachte und erst aufspringe, als derselbe immer stärker wird.

Eine nur zu nahe liegende Ahnung beflügelt meinen Schritt. Schnell durch das an meines stoßende Zimmer in den Salon. Da sitzt meine Frau am Fenster, ganz in ihre Skizze vertieft und – in dichten Qualm eingehüllt.

„Um Gotteswillen, Luise, was brennt denn hier?“

„Brennt?“

Da habe ich es auch schon herausgefunden. Die Lampe steht neben ihr auf dem schmalen Fensterbrett – das Fensterkreuz schwelt langsam, aber sicher – die Gardine ist auch schon angesengt.

„Frau, schnell einen Eimer Wasser!“

Die Gefahr ist beseitigt. Ich habe mich aufs Sofa gesetzt und meine Frau weint an meiner Schulter. Der Schrecken ist uns beiden gehörig in die Glieder gefahren.

„Luise, Luise, Du wirst uns noch alle in Unglück stürzen, mich, Dich selbst und unsere Kinder.“

„Aber, Ernst, ist es denn – wirklich so schlimm?“

„Es ist schlimm genug; Du zündest uns das Haus über dem Kopf an. Du bist imstande, die Kinder in der Badewanne ertrinken zu lassen, oder sie auf andere Weise ums Leben zu bringen. Hast Du nicht erst vorgestern dem Jungen einen ganzen Esslöffel voll Glyzerin anstatt seiner Tropfen eingegeben? Hätte es nicht ebensogut Gott weiß was für ein Gift sein können, das Du aus Versehen in die Hand bekommst?“

Nun ist sie wirklich ganz geknickt, die kleine Frau. Aber ich kann's doch nicht lassen, ich muss ihr einmal die Wahrheit sagen, die ganze, volle, ernste Wahrheit.

Und was antwortet sie mir darauf?

Noch immer unter Schluchzen: „Du hast es doch vorher gewusst, Ernst, wie ich war, dass ich niemals eine gute Hausfrau sein würde. D u hast mich doch genommen, D u hast den Bock zum Gärtner gemacht, D u bist schuld an allem. – Ich kann mich nun einmal nicht mehr ändern.“

Ich bin starr – ich bin entwoffnet.

Nachdem sie zu Bett gegangen ist, sitze ich noch lange auf, eine Beute äußersten Grames.

Schwarz liegt die Zukunft vor mir. Ich sehe unsere Kinder verunglückt, ertränkt, vergiftet oder wer weiß auf welche schreckliche Weise ums Leben gekommen, unser Haus niedergebrannt, mich selbst am Bettelstab, meine Frau natürlich unentwegt an ihrem „Sozialen Nachtstück“ malend.

Heute und hundertmal hat uns Gott beschützt, aber früher oder später wird das Schicksal doch über uns hereinbrechen. Solch Damoklesschwert hängt über mir und ich erwarte in dumpfer Resignation den Augenblick, wo es auf mein Haupt herabfallen wird, denn – meine Frau ist Malerin.

### Leben

Die Mutter meines Freundes war Morphinistin. Sie ließ mich einmal zu sich rufen, als es sehr schlecht mit ihr stand.

Es war mitten im Sommer.

Im ganzen Haus eine stille, eingeschlossene Kühle. Alle Fensterläden und Türen ängstlich gegen die Hitze von draußen abgesperrt.

Der alte Haushund lag von Fliegen umsummt auf einer sonnenbeschiene- nen Treppenstufe und knurrte verschlafen.

Drinnen ging alles auf Zehenspitzen. Jedem leisen Schritt hörte man die Angst vor einem Geräusch an, das die Kranke stören könnte.

Im Salon standen die Möbel still und schlafend umher. Der Flügel war geschlossen und bestäubt, es hatte wohl lange niemand mehr darauf gespielt. Auf dem Tisch verwelkte Blumen in mattgetönten Majolikaschalen. Die Flügeltür nach dem anstoßenden Schlafzimmer stand offen. Es schlug mir etwas daraus entgegen, das an die kalte Atmosphäre einer Leichenhalle erinnerte, oder lag das in meiner Phantasie? Vor den Fenstern da drinnen waren schwere grüne Vorhänge dicht zusammengezogen. Wie durch weite Ferne abgeschwächt drang das Straßengeräusch von unten herauf.

Neben der kranken Mutter, die mit stierem, leidendem Ausdruck in den mattweißen Kissen lag, stand die Tochter mit der Morphiumsspritze. Ihr Gesicht war in dem Augenblick fast ebenso fahl wie das der Mutter, aber die eine junge Hand hielt den abgekehrten Arm ruhig und fest, während die andere das Instrument mit dem verwüstenden Lebenselixier handhabte. Dann legte sie den Arm leise wieder unter die Decke zurück und nun lag die Mutter kaum atmend da, die Augen tief eingesunken wie bei einer Leiche, die schmalen Lippen starr geöffnet.

Als ich wieder auf die Straße kam, konnte ich nicht begreifen, dass der gewohnte Lärm des Lebens wieder um meine Ohren wogte. Ich konnte nicht glauben, dass es lebende Menschen und nicht Leichen waren, die sich an mir vorbeidrängten.

Wozu das alles, wozu ein ganzes Leben? Da oben hatte ich gesehen, was das Ende sein konnte.

Und wenn ich es ihnen erzählte, ob sie dann wohl noch ebenso weiter drängen und hasten würden allen ihren Begierden und Interessen nach?

Vielleicht würden sie mich nur auslachen und sagen: Das wissen wir alles schon, oder sie würden sich gar nicht die Zeit nehmen zuzuhören.

Und ich ging zwischen ihnen umher und konnte das Gefühl nicht wieder loswerden, dass mich der Tod selbst eisig angefasst hatte da oben in dem dunklen Krankenzimmer, wo er neben dem Bett der Kranken wartete.

Es war so sonderbar, dass um mich her heißer Sommer war. Warum lebte ich noch, warum die anderen, warum lebte denn überhaupt noch etwas!

Mir fiel ein alter Vers ein:

– Dunkle Zypressen –

Die Welt ist gar zu lustig, es wird doch alles vergessen.

## Nachtarbeit

Unten an der Isar ging ich entlang, wo Tag und Nacht an den Kanalisationswerken gearbeitet wird.

Tag und Nacht.

In der Mitte der Straße eine tiefe, lang sich hinziehende Grube, unten tief die Arbeiter, die unermüdet die Erde emporschaufeln. Man hört nur das Klirren der Spaten und das Hinabrollen der aufgeworfenen Steine.

Gegen Abend haben die Männer da unten noch bei der Arbeit gesungen, jetzt sind sie längst zu müde, aber die Arbeit geht immer weiter. Durch die scharfe Nachtluft rieselt empfindlicher Frostsnee auf alles herab, der beißt auf der Haut und dringt schneidend in die Kleidung ein.

Hier und da hängt eine Laterne mit unruhig flackerndem Licht an einem der hervorstehenden Balken.

Durch die Nacht klingt das Rauschen der Isar und das Ächzen der Dampfmaschine.

Schwarz, blank, kolossal steht sie da. Der mächtige Schlot atmet Rauchwolken aus, durch welche einzelne Funken blitzen und wie Sternschnuppen verschwinden. Hinter der Maschine steht der Heizer. Seine Gestalt ist in schwarzer Silhouette gegen die helle Wand der die Maschine umgebenden Bretterbude abgeschnitten.

Dann und wann fährt er sich mit der Hand über die müden, von Rauch und Hitze brennenden Augen. Nun reißt er die Ofentür auf, flackernder roter Feuerschein fährt über sein Gesicht. Dann rasselt die Schaufel durch die Kohlen und füllt den aufgerissenen Schlund mit neuer Nahrung.

Auf einer Bank im Brettverschluss sitzt ein zweiter Mann, der Kopf herabgesunken. Er scheint zu schlafen.

Der andere steht nach vollbrachter Heizarbeit wieder unbeweglich auf seinem Platz. Nur zuweilen fährt er sich über die Augen, während die Nacht mit unerbittlicher Langsamkeit vorrückt.

Über die Brücke hört man Studenten singen mit rohen berauschten Stimmen. Liebespaare drücken sich am Quai entlang.

Und drüben auf der andern Seite, wo die neuerbauten hohen Häuser stehen, kommen die Theaterbesucher nach Hause, in Pelzen und hellen Abendmänteln. Einige von ihnen gähnen und reiben sich die Augen. Es war doch recht anstrengend, so lange dazusitzen.

Ein junger Mann und eine Dame unterhalten sich über Sozialismus und über die letzten großen Strikes.

„Sehen Sie, Fräulein, ein interessantes Motiv.“

Der müde Mann an der Maschine fährt sich über die Augen und schüttelt sich zwischen Nachtfrost und Kohlenhitze.

## Frühschoppen

Ganz München war salvatortoll. Das berauschende junge Frühling Bier wirbelte in allen Köpfen.

Im N. N.-Atelier war Salvator-Frühschoppen.

Aus Kisten und „Hockerln“ war ein langer Tisch hergerichtet und mit Malkitteln und -schürzen in allen Farben bedeckt. Darauf die steinernen Maßkrüge. Rund umher die mehr oder weniger vielversprechenden Genies der Malschule.

Gerötete Gesichter, heiserer Gesang aus bierbenommenen Kehlen, umgestürzte Krüge, Bierlachen auf Tisch und Fußboden.

Das Gelage dauerte bis in den Nachmittag hinein, dann ging man ins Café.

Die Straße, über die der Zug paarweise ging, lag im hellen Frühlingnachmittagschein.

Es war ein junger Norddeutscher darunter, der sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte. Seine Augen irrten verschwommen über die Straße und wichen blinzelnd dem Licht aus.

An einer Straßenecke stand sein bester Freund im Gespräch mit einem anderen Herrn. Der Berauschte wollte auf ihn zu und mit ihm reden.

„Kommst Du mit ins Café?“

„Nein.“

„Sieht man Dich denn später noch?“

Der Angeredete sah ihm fest in die geröteten, unklaren Augen: „Heute nicht“, drehte ihm den Rücken und ging ohne ein weiteres Wort.

Der junge Mann sah ihm nach, wollte ihm nach, aber einer seiner Trinkgenossen zog ihn mit fort.

Der Blick des Freundes hatte ihm die Scham in die Seele hineingebrannt und zugleich den Trotz.

Sein Freund hatte nicht gewusst, dass er seit Wochen gehungert hatte.

## Mein Fenster

Wenn ich morgens aufwache, sehe ich grade auf mein Fenster. Es steht immer offen, ob mir der Himmel Schnee und Regen bis mitten ins Zimmer hereinschneit oder ob mir die Julisonne hereinsengt.

Gegenüber ist die Kaserne. Das Dach mit seinen vielen Giebeln liegt etwas höher wie meines. In den Giebelfenstern liegt die Morgensonne wie glühendes Kupfer. Ich liege im Bett zwischen Wachen und Schlafen und höre dem Leben da drüben mit halbgeschlossenen Augen zu. Der Tag liegt noch so frisch und unangerührt vor mir. Vor dem Fenster steht meine Staffelei und wartet auf mich. Ja, dieser Tag soll mir wunderbar werden, wie noch keiner. Es soll wirklich alles einmal Gesundheit und Leben sein.

Meine besten Tage sind, wenn es frühmorgens Militärmusik gibt. Da bin ich mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und am Fenster.

Wie die tapferen bunten Jungen da unten aus ihrer Kaserne herausmar-

schieren in ihren frischen heißen Tag hinein. Und auf der Straße treibt schon alles hin und her.

Ganz leise Morgennebel noch über den entfernteren Dächern. Und aus allen benachbarten Dachluken fahren schlafstruppige Köpfe heraus, die auch die Musik hören wollen.

Dann fange ich an zu arbeiten neben meinem Fenster und die Luft von draußen fließt mir in Wellen um den Kopf und badet mich immer frischer und es ist so still hier oben.

Abends, wenn die Arbeit eingeschlafen ist, stehe ich lange am Fenster.

Ja, wo ist mein heller, frischer Tag hingekommen? Er ist doch wieder müde und zerstückelt worden.

– Schwarzrote Abenddämmerung über der Stadt. Zwei stumpfe Kirchtürme, einige starre Fabrikschornsteine und langgestreckte Dächer steigen in den letzten Schein hinauf.

Die Kaserne liegt dunkel, schwarz und ohne Leben. Nur oben sind einige Fenster erleuchtet und zuweilen streift der Schatten einer einsamen Wache dahinter vorbei.

Darüber nachtschwarzer Himmel oder Sterne, oder der Mond wirft kalte grüne Schimmer über das Schieferdach.

Unten auf der Straße grade vor mir brennt eine einsame Laterne.

Manchmal sehe ich rückwärts in mein freundlich lampenhelles Zimmer.

Ich will an nichts denken, aber wenn ich die Gedanken zur einen Tür hinauswerfe, kommen sie zur andern wieder herein.

Grade hier muss ich an manches denken. Ich bin so tiefeinsam hier oben.

Wo sind meine Genossen geblieben? Früher kamen sie jeden Abend unter mein Fenster und unser vertrauter Signalfiff klang zu mir herauf.

Wie ich auf den Ton wartete, und wenn ich ihn hörte, dann war ich unten, meine vier Stiegen hinunter wie der Blitz.

Und dann waren wir bis in die tiefe Nacht zusammen.

Wie wir damals jung waren und begeistert. Die ganze Kunst und das ganze Leben, das hatten wir alles, gehörte alles uns. Und wir waren gute Brüder und teilten uns in alles.

Wo ist die Zeit hingekommen – und alles ist mit ihr gegangen.

Zuweilen denke ich, sie müssten wiederkommen, und ich müsste noch einmal wieder unsern Pfiff hören.

Aber es ist vorbei – und ich bin allein.

## Nahe der kleinen Stadt

Eine Möwe im Abendlicht  
ist selten allein.  
Ich setze die Jahre fort,  
wo das Wasser singt,  
bau ich ein Haus.

Ein Haus aus Fenstern,  
an denen ich den Regen lesen kann  
und den Wind taumeln höre,  
dass ich aufhorche und höre  
die Klopfschritte in der Nacht.

Ein Haus im Garten  
mit rotleuchtendem Mohn  
und Lerchengesang.  
Vor dem Haus die weiße Bank,  
da sitzt und wartet die Amsel.

*Therese Chromik*

## **Jubiläen von Husumer Vereinen, Gesellschaften, Verbänden und Einrichtungen**

*Vorbemerkung: In diesem Heft 8 setzen wir die in Heft 7 begonnene Reihe über Jubiläen mit zwei Beiträgen fort. Außerdem sei hingewiesen auf das Husumer Wasserwerk als eine städtische Einrichtung, die 1902, also vor 100 Jahren eingeweiht wurde. Der interessierte Leser findet darüber Näheres in der von Jürgen Dietrich verfassten Festschrift und in der Besprechung dazu, die in diesem Heft abgedruckt ist (s. S. 180). Ebenso sei hier auf die Rezension der Festschrift zum 475-jährigen Bestehen der Hermann-Tast-Schule hingewiesen.*

### **125 Jahre Verein für Bürgervogelschießen**

Von Christian M. Sörensen

Im August 2002 konnte der Husumer Verein für Bürgervogelschießen sein 125-jähriges Bestehen mit 240 Gästen aus anderen Vereinen feiern. Er war 1877, wenige Jahre nach der Bismarckschen Reichsgründung, ins Leben gerufen worden, um Interessierten Gelegenheit zu geben, dem Schießsport in geselliger Form nachzugehen und dabei die Tradition zu wahren, auf den Vogel zu schießen, zumal die Schützengilde Husum von 1586, die wohl aus einer Art Bürgerwehr hervorging und mit dem gleichaltrigen Schützenhof in der Süderstraße in Verbindung stand, inzwischen zum Scheibenschießen übergegangen war.

Auch für den Verein für Bürgervogelschießen galt, dass während des Ersten und Zweiten Weltkrieges das Vereinsleben ruhen musste. Nach dem totalen Zusammenbruch von 1945 dauerte es noch bis 1955, ehe der Verein wieder auflebte. Schon am zweiten Fest von 1956 nahmen über 100 Schützen teil. Im Jahre 1972 erreichte die Mitgliederzahl mit 308 Mitgliedern ihren bisherigen Höchststand. Der Verein gehört im Unterschied zur Gilde nicht dem Deutschen Schützenbund an und trägt keine grüne Uniform, wohl aber einheitliche Kleidung mit dunklem Anzug, weißem Hemd und grünem Schützenhut. Die Frauen tragen Rock und Weste in Schwarz und weiße Bluse.

1980 erwarb der Verein von der Bundesbahn das bis dahin gemietete Gebäude an der Ladestraße nahe dem Hafen und verfügt damit über ein ansprechendes Vereinsheim mit Saal, Küche, Getränke- und Schießstand. Wahlspruch ist: „Frohsinn, Ordnung, Einigkeit – ob arm oder reich, bei uns sind alle gleich.“

Mit ihrem regen Vereinsleben wirkt auch diese Organisation geselligkeits- und gemeinschaftsfördernd in der Stadt Husum, die mit ihren rd. 21.000 Ein-

wohnern schon in der Gefahr der Anonymität städtischen Lebens steht. Auch die soziale Hilfe wird gepflegt: Im Sommer 2002 wurden nach der Elbflutkatastrophe in einer großen Sammelaktion Sachspenden mit acht Lkws nach Grimma an der Mulde in Sachsen gebracht.

Abbildungsnachweis: Herbert Jacobsen, Husum



*Vorstand des Vereins für Bürgervogelschießen mit König 2001/2002.*

*Von links oben: Herbert Jacobsen, Bernd Nommensen, Erk Hansen, Harri Ketelsen, Horst Hansen, Gerhard Monke; von links unten: Vorsitzender Theodor Prenger, König Peter Heinrich I. Hansen, 2. Vorsitzender Erich Haase*

Von Frenz Bertram

Welche Gründe auch immer dazu geführt haben mögen, im Zeitraum zwischen 1850 und 1930 schossen in Deutschland Vereine wie die Pilze aus dem Boden. Der Höhepunkt der Aktivitäten lag um die Jahrhundertwende. Was für Deutschland gilt, trifft auch auf Husum zu. Ein Blick in das „Husumer Wochenblatt“ unterstreicht diese Feststellung eindrucksvoll. Eine kleine Auswahl derartiger Vereinsgründungen möge dies belegen: Husumer Leseverein (1867), Frauenverein Husum (1876), Verein gegen Bettelei (1879), Verein zur Unterstützung reisender Handwerksburschen und Arbeiter (1880), Verein für Volkswohl (1891), Beamtenverein Husum (1897), Kommunalverein des Ostens der Stadt Husum (1907), Verein ehemaliger Kriegsgefangener (1920), Plattdeutscher Verein (1920), Verein der Gartenpächter (1921, Logo: gekreuzte Wurzeln), Vereinigung männlicher kaufmännischer Angestellter (1922), Glasversicherungsverein auf Gegenseitigkeit (1923).

Allein im Jahre 1902, dem Gründungsjahr des heutigen Nordfriesischen Vereins Husum-Rödemis e. V., wurden in Husum ein Landwehr-Verein (7. Januar), der Nautische Verein (13. März), ein Tierschutzverein (6. Mai) sowie ein Männer- und Jünglingsverein (10. Mai) gestiftet.

So trafen sich auch am 13. August 1902 auf Betreiben des Mildstedter Pastors August Schulz in Ingwersens Gasthof im Dorfe Rödemis bei Husum Honoratioren aus ganz Nordfriesland. Sie gründeten den „Nordfriesischen Verein für Heimatkunde und Heimatliebe“ („großer Verein“), der zugleich angelegt war als Dachverein, denn seine Initiatoren bereiteten zeitgleich die Stiftung weiterer örtlicher Gruppen vor.

Die Gründung des Ortsvereins Husum wurde, wie mündliche Berichte bezeugen, schon am 13. August 1902 vorgenommen oder erfolgte kurz danach. Das genaue Datum ist leider unbekannt. Jedoch berichtet das „Husumer Wochenblatt“ bald darauf von einer Versammlung der Ortsgruppe Husum am 22. Oktober in Ingwersens Gasthof in Rödemis, die „verhältnismäßig recht gut, auch von mehreren Damen besucht“<sup>1</sup> war. Der Vorsitzende Pastor Schulz schlug damals vor, „unserer Ortsgruppe den alten Namen für den südlichen Teil des Amtes Husum ‚Südergoesharde‘ zu geben“. Dem wurde zugestimmt. Daraufhin wählte man in den ‚Gruppenvorstand‘ außer den „hiesigen 5 Mitgliedern des Hauptvorstandes ... die Herren Kunstmaler Jan Hamkens, Amtsgerichtsrat Jürgensen, Gymnasiallehrer Rohweder, Journalist Johannsen und Redakteur C. P. Christiansen“. Der Kassierer führte aus, dass der Verein 110 Mitglieder besitze und dass fast täglich Neuanmeldungen (für den „großen Verein“) einliefen. Der Schriftführer berichtete, dass Ortsgruppen in Rödemis, Bredstedt, Niebüll und Eiderstedt gegründet seien und dass Föhr und Engelsby wahrscheinlich folgen würden.

Das Wirken der Ortsvereine Rödemis und Südergoesharde verliert sich bald im Dunkel der Geschichte. „Husumer Wochenblatt“ und die Nachfolge-

zeitung „Husumer Tageblatt“ schweigen. Akten, die Auskunft geben könnten, sind nicht vorhanden.

Erst zu einem sehr viel späteren Zeitpunkt, nämlich im Jahr 1951, kann der Faden wieder aufgenommen werden. Der Vorsitzende des Nordfriesischen Vereins Rödemis, Hans Muhl, schrieb unter dem 8. September 1951<sup>2</sup>, dass in Husum vor dem Zweiten Weltkrieg ca. 70 Mitglieder gewesen seien, eine Liste darüber aber fehle und viele Husumer nun eine Mitgliedschaft im Ortsverein Rödemis anstrebten. Dabei führten sie Klage darüber, dass die Vereinsarbeit in Husum noch nicht wieder aufgenommen sei. Gleichzeitig bemängelten sie die Haltung der Rödemisser, die ihre Anträge ablehnten. Hans Muhl bemüht die „Wahrung des dörflichen Charakters“ und dass man „für sich alleine bleiben“ wolle. Geradezu versöhnlich klingt aber sein Nachsatz: „Vielleicht bietet sich einmal die Gelegenheit, die Husumer zu einem Zusammenschluß zu bewegen.“

Im Verlauf der Vorbereitungen zur 50-Jahr-Feier des „großen Vereins“, die 1952 in Rödemis als „Allfriesientreffen“ unter Beteiligung von West- und Ostfriesen begangen werden sollte, kam es zu diesem Zusammenschluss. Erster Vorsitzender des „Nordfriesischen Vereins Husum-Rödemis für Heimatkunde und Heimatliebe“ wurde dann Hans Muhl.

Der Husum-Rödemisser Verein entwickelte in der Folgezeit ein reges, plattdeutsch akzentuiertes Vereinsleben. Anfangs fanden in zwangloser Folge Klöönabende in Ingwersens Gasthof statt. In der Winterzeit kamen Tanzabende im „Schützenhof“, Vortragsabende im Nissenhaus, im Gemeindesaal der Marienkirche und im Albert-Schweitzer-Haus dazu. Rudolf Kinau, Ivo Braak oder Ernst Schlee traten als Referenten auf. Um Nis Richard Marcussen bildete sich sogar ein Kreis friesisch sprechender Frauen und Männer, dem bisweilen dreißig Mitglieder angehörten.

1956 trat Hans Muhl aus Altersgründen vom Vorsitz zurück. Sein Nachfolger wurde Rektor Brar V. Riewerts. Er entwickelte in den Folgejahren viele Aktivitäten, die zur Gründung verschiedener erfolgreicher Arbeitskreise innerhalb

des Vereins führten. So etablierte sich Ende der 60-er Jahre ein „Arbeitskreis für Husumer Stadtgeschichte“. Sichtbare Erfolge stellten sich im Zusammenhang mit der Verhinderung des B-Plans 28, bei der Erneuerung der Kleinen Straße, bei der Sanierung des Pole-Poppenspärer-Hauses in der Süderstraße – des ehemaligen Schützenhofes –, bei der Umgestaltung des Alten Rathauses und des Torhauses zum Schloss vor Husum ein.

Schließlich bildete sich ein Arbeitskreis, der zur Gründung der „Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes“ führte. Auf Einladung dieser Gruppe hielt der Direktor des Museums in Tondern, Dr. Sigurd Schoubye, einen viel beachteten Vortrag über Stadtbilderhal-



Abb. 1: Logo des Nordfriesischen Vereins Husum-Rödemis (Zeichnung: Brar V. Riewerts)

tung. Der Magistrat der Stadt Husum griff daraufhin dieses Thema auf. Bürgermeister Ernst Schlüter entwickelte einen Plan, wie Stiftungskapital eingebracht werden könne und in welcher Weise die Stadt und der Nordfriesische Verein Husum-Rödemis dieses Projekt gemeinsam tragen könnten. Am Ende wirkten der Bürgermeister und der Vorsitzende des Vereins als gleichberechtigte Stellvertreter im Vorstand der „Stiftung“.

Während der 1970-er Jahre wurde der Husum-Rödemisser Verein korporatives Mitglied der Husumer Universitätsgesellschaft. Dies führte dazu, dass innerhalb der Universitätswoche, die jährlich Anfang Januar stattfindet, ein Thema in das anspruchsvolle Programm aufgenommen wird, das Nordfriesland betrifft.

Aus Altersgründen gab Brar V. Riewerts am 9. März 1993 den Vorsitz des Husum-Rödemisser Friesenvereins ab. Frenz Bertram wurde als sein Nachfolger gewählt. Der erfolgreich eingeschlagene Weg der Vereinsarbeit mit Tagesausflügen, Kaffeefahrten, Vortragsveranstaltungen, Lotto oder „Hedewecken-Dreihn“ wurde fortgesetzt. Große Sorge bereitet den heute Verantwortlichen jedoch das hohe Durchschnittsalter der ca. 100 Mitglieder. Durch intensive Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und andere Maßnahmen wird um eine Behebung dieser misslichen Lage intensiv gerungen.



*Abb. 2: Hans Muhl, Erster Vorsitzender des Nordfriesischen Vereins Husum-Rödemis (bis 1956)*

Abbildungsnachweis: Nordfriesischer Verein Husum-Rödemis

### **Anmerkungen**

- 1 Husumer Wochenblatt vom 25. Oktober 1902.
- 2 Kreisarchiv Nordfriesland, Husum, G1 Nr. 195.

## Tätigkeitsbericht

Von Holger Borzikowsky

Im facettenreichen Husumer Kulturleben hat die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte durch ihre regelmäßig durchgeführten Veranstaltungsreihen und ihre publizistische Tätigkeit ein eigenes Profil erhalten. Dieses Bild zu sichern und auszubauen, muss Ziel der Vorstandsarbeit der kommenden Jahre sein. Besondere Gelegenheit wird hierzu das Jahr 2003 bieten, in dem Husum auf sein 400-jähriges Bestehen als Stadt zurückblicken kann. Ein Dank gilt hier am Beginn des Tätigkeitsberichtes jenen Mitgliedern, die durch vielerlei Aktivitäten, wie zum Beispiel Mitgliederwerbung, die Arbeit des Vorstandes wirksam unterstützt haben.

Zu danken ist auch Herrn Dr. Günter Klatt, der aus persönlichen Gründen im Mai 2002 den Vorstand verlassen hat. Auf Initiative von Dr. Klatt wurde die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte 1987 gegründet; Dr. Klatt übernahm die Geschäfte des Vorstandsvorsitzenden, leitete die Gesellschaft bis 1997 und gehörte dann dem Vorstand als Beisitzer an. Beherzt setzte Dr. Klatt Ideen in die Tat um, er widmete sich besonders intensiv der Begründung und Ausformung der Schriftenreihe „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ in Zusammenarbeit mit dem Redaktionsausschuss und seinem Vorsitzenden Dr. Christian M. Sörensen. (Vgl. auch „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ H. 6, 1998, S. 121)

Die Veranstaltungsreihe des Winterhalbjahres 2000/2001 begann mit der Mitgliederversammlung am 12. Oktober 2000. In ihr wurde Rektor a. D. Brar Volkert Riewerts auf Grund seiner Verdienste um die Erforschung der Stadtgeschichte zum Ehrenmitglied ernannt. Zur Tagesordnung gehörte auch die Vorstellung des Heftes 7 der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“; im Anschluss an die Mitgliederversammlung hielt Dr. Hans Joachim Kühn einen Vortrag über „Archäologische Funde in Husum aus Mittelalter und früher Neuzeit“. Helge Kiebach und Klaus Schumacher setzten die Reihe „Gerichte mit Geschichte“ im November fort und servierten ein Menü nach Rezepten der Storm-Zeit. Zwei weitere Vorträge schlossen sich im Januar bzw. Februar 2001 an: Dr. Christian M. Sörensen sprach über „Theodor Storm und die Erhebung 1848-1851“, Prof. Dr. Gerhard Fouquet (Universität Kiel) über „Städtisches Wohnen und Leben im ausgehenden Mittelalter“. Dieser letztgenannte Vortrag wurde zusammen mit der Ortsgruppe Husum der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft veranstaltet. Am 31. März schließlich führte eine Busexkursion nach Schleswig mit Besichtigung der Volkskundlichen Sammlungen der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen und des Gortorfer Neuwerkgartens.

In der Mitgliederversammlung vom 12. Juli 2001 wurde die Umstellung des Jahresbeiträge von DM auf Euro beschlossen. Es besteht ab 1. Januar 2002 folgende Staffelung: Mindestbeitrag EUR 15,-, ermäßigter Beitrag EUR 7,50, Beitrag für Fördernde Mitglieder mindestens EUR 50,-. Da Uwe Iben das Amt eines Kassenprüfers abgegeben hatte, wurde zum Nachfolger Thomas Friedrichsen, bisher Stellvertretender Kassenprüfer, gewählt. Dessen Nachfolge trat Klaus-Hinrich Evers M.A. an. Im Anschluss an die Mitgliederversammlung hielt Klaus Schumacher einen Vortrag über „Britschen‘ auf dem Husumer Wochenmarkt. Eine handgreifliche Strategie im Jahre 1631“.

Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte richtete anlässlich der „Husumer Hafentage“ 2001 ihre erste Ausstellung aus. In einem Schaufenster der Buchhandlung C. F. Delff sowie in mehreren Schaufenstern der Fa. C. J. Schmidt wurden hafengeschichtliche Fotografien, zum Teil in großformatigen Reproduktionen, von Hans Hoffmann und Walter Nehm gezeigt. Die Ausstellung wurde von Klaus Schumacher und Holger Borzikowsky erarbeitet.

In der „Klosterkirche“ im Gasthaus zum Ritter St. Jürgen, Husum, wurde am 4. September 2001 die Schrift von Klaus Schumacher „Theodor Storms Grab auf St. Jürgen zu Husum“ vorgestellt. Der Autor stellt in dieser Arbeit das Grabmal erstmals in seinen familiengeschichtlichen und historischen Zusammenhang und gibt zugleich eine kurzgefasste Geschichte des ältesten Husumer Friedhofes. Die Publikation entstand in Zusammenarbeit mit der Husumer Druck- und Verlagsgesellschaft und erschien als Band 2 in der Reihe „Schriften der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte“. (Rezension in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft Bd. 51, 2002, S. 150 f.)

Mit einer Buchvorstellung begann die Veranstaltungsreihe des Winterhalbjahres 2001/2002: In der Husumer St.-Marien-Kirche stellte am 9. Oktober 2001 Prof. Dr. Konrad Küster (Universität Freiburg) seine im Carus-Verlag Stuttgart erschienene Edition des „Husumer Orgelbuches von 1758“ vor, einer handschriftlich in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen bewahrten Sammlung von Orgelwerken norddeutscher Meister, unter ihnen als ältester der 1697 gestorbene Nicolaus Bruhns (s. die Rezension im vorliegenden Heft). Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte unterstützte die Drucklegung mit DM 500,-. Mitveranstalter der Buchvorstellung waren die Kirchengemeinde St. Marien und die Buchhandlung C. F. Delff, Husum. „Zwischen Fasten und Schlemmen – speisen wie im Mittelalter“ war das Menü der Reihe „Gerichte mit Geschichte“ zum Jahresausklang überschrieben (Helge Kiebach, Klaus Schumacher). Es folgten im neuen Jahr Vorträge von Susanne Stern: „Die städtebauliche Entwicklung Husums nach 1945“ und Prof. Dr. Heinz-Günter Schmitz (Universität Kiel) „Einblicke in die Welt der Hofnarren am Beispiel des sächsischen Hofes“. Der letztgenannte Vortrag wurde wiederum gemeinsam mit der Ortsgruppe Husum der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft angeboten. Dank der guten Zusammenarbeit mit dem Leiter der Ortsgruppe, Studiendirektor i. R. Helmut Quack, sollen auch in den kommenden Jahren Vorträge von beiden Einrichtungen gemeinsam angeboten werden. Ende März 2002 schloss eine Busexkursion zur ehemaligen Festungsstadt



Rendsburg und zum Eisenkunstgussmuseum Büdelsdorf die Veranstaltungsreihe ab.

Seit Anfang April 2002 hat die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte Internetpräsenz über die Webadresse der Stadt Husum. Die Homepage wurde von Klaus Schumacher und Holger Borzikowsky inhaltlich und von Hans-Lothar Rexfort technisch erstellt.

Die Tätigkeit der Arbeitsgruppe zur Erfassung Husumer Grabdenkmäler ist im Anschluss an diesen Bericht in einem gesonderten Beitrag dargestellt.

Die Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte wurde im September 2001 mit einem Siebdruck „Altes Rathaus Husum“ des ehemaligen Kunsterziehers an der Hermann-Tast-Schule Friedrich Laubengeiger fortgesetzt (s. Beitrag im vorliegenden Heft).

Die Gesellschaft beteiligte sich an den Materialkosten für die Kopie eines in Sandstein gefertigten Wappens der Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorf am Hause Norderstraße 44, das ursprünglich am Alten Rathaus angebracht war. Die Sandstein-Kopie wurde durch die Steinbildhauermeisterin Michaela Hättich in Eigeninitiative angefertigt und am 16. April 2001, dem Tage der 400. Wiederkehr der Grundsteinlegung des Gebäudes, der Stadt Husum als Geschenk übergeben. Das Wappen soll in die Rathausfassade eingefügt werden. Mit ihm wird an die Verleihung der Stadtrechte an Husum durch Herzog Johann Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf im Jahre 1603 erinnert werden.

Für das Jubiläumsjahr 2003 plant der Vorstand eine eigene Veranstaltungsreihe, sodass das bisherige Prinzip der ‚Winterzyklen‘ durchbrochen wird. Einen Höhepunkt wird die Vorstellung der Stadtgeschichte bilden, die in Herausgeberschaft der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte im Verlag Husum Druck im April 2003 erscheinen wird.

Wir mussten Kenntnis nehmen vom Tod unseres Ehrenmitgliedes Brar Volkert Riewerts, dem ein Nachruf in diesem Heft gewidmet ist, und unserer Mitglieder Dr. Hans A. Christiansen, Käte Lehne, Silke Nicolaisen und Rudolf Schick. Wir sind den Verstorbenen zu Dank verpflichtet.

Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte hat gegenwärtig 142 Mitglieder (Stand: 1. November 2002).

# Die Erfassung der Husumer Grabdenkmäler

Von Thomas Friedrichsen

Im Jahre 1999 wurde durch den Verf. und Klaus Schumacher eine Erfassung der Husumer Grabdenkmäler nach den Richtlinien der „Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal“ in Kassel begonnen. Diese Arbeitsgemeinschaft, an die auch ein Museum für Sepulkralkultur angeschlossen ist, tritt für die Pflege der traditionellen Friedhofskultur ein. Sie versteht sich auch als eine Einrichtung, um die Erforschung der Bestattungs- und Friedhofskultur zu gewährleisten.

Zur Erfassung von Friedhofsanlagen, Begräbnisstätten und Bestattungsriten hat uns das Institut eigene Erfassungsbögen überlassen, die die Aufnahme der Grabdenkmäler nach einem bewährten Schema systematisieren und vereinfachen. Die ausgefüllten Bögen gehen nach Kassel zurück, Kopien davon verbleiben beim Stadtarchiv Husum und werden so eine wichtige Sammlung zur Erforschung der Husumer Geschichte bilden.

Das Ziel der Aktion ist eine möglichst lückenlose Erfassung der Husumer Grabdenkmäler, wobei zunächst der Gasthausfriedhof in seinem Bestand untersucht wurde, der ja der älteste Friedhof Husums ist und neben den verstorbenen Gasthausinsassen eine ganze Reihe von Husumer Persönlichkeiten birgt, die für die Geschichte der Stadt nicht ohne Bedeutung waren. Die einzelnen Grabdenkmäler wurden im Frühjahr 2000 fotografisch erfasst, die Daten der Gräber dann auf die vorgesehenen Erfassungsbögen übertragen. Diese beinhalten unter anderem die Inschriften mit Namen und Lebensdaten der Bestatteten und eine detaillierte Beschreibung der Grabdenkmäler nach Form, Größe, Ausstattung und Erhaltungszustand. Insgesamt konnten wir noch 61 Grabstätten in mehr oder weniger gutem Zustand ermitteln. Klaus Rensmeyer hat dankenswerterweise eine Lageskizze angefertigt, die den heutigen Belegungszustand dokumentiert.

Leider sind einzelne Grabdenkmäler, unter anderem von Hieronymus Sommer, Catharina Asmussen und Friedrich Woldsen auf dem Gasthausfriedhof in der Vergangenheit mehrfach mutwillig zerstört worden. Dem gegenüber steht die erfreuliche Initiative des Husumer Realschullehrers Peter Empen, der im Rahmen der diesjährigen Aktion „Schüler helfen leben“ mit seiner Klasse die Grabdenkmäler gründlich gesäubert und damit wieder in einen ansehnlichen Zustand versetzt hat. Für diesen beispielhaften Einsatz hat sich der Vorstand unserer Gesellschaft ausdrücklich bei Herrn Empen und seinen Schülerinnen und Schülern bedankt.

## Nachrufe

### Brar Volkert Riewerts †



Im Alter von 87 Jahren verstarb am 8. April 2002 in Mildstedt der Pädagoge und Husumer Geschichtsforscher Brar Volkert Riewerts. Am 30. September 1914 in einer nordfriesischen Pastorenfamilie zur Welt gekommen, verbrachte er Kindheit und erste Jugend in Mildstedt, wo sein Vater als Pastor wirkte. Nach dem Tode des Vaters 1928 zog die Mutter mit ihren fünf Kindern nach Husum. Hier legte Brar Riewerts 1935 an der Hermann-Tast-Schule die Reifeprüfung ab, studierte bis 1937 an der Kieler Hochschule für Lehrerbildung, absolvierte sodann den ersten Schuldienst in Ostpreußen und musste gleich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 zum Militärdienst einrücken. Als junger Leutnant verlor er 1941

in einem Minenfeld in Russland den rechten Unterschenkel.

Ab 1943 war er wieder im Schuldienst tätig. Nach Stationen in Sankt Peter-Ording, Bohmstedt und an der Realschule Husum übernahm er 1956 das Rektorat der Husumer Knabenbürgerschule. Diese wurde 1967 mit der Mädchenbürgerschule zur „Bürgerschule“ zusammengefasst, die Brar Riewerts bis zu seiner Pensionierung 1976 leitete. Der Lehrerberuf war für ihn stets mehr als nur Broterwerb. Große Bedeutung räumte er der musischen und der künstlerischen Erziehung ein. Er habe sich stets von der Erkenntnis leiten lassen, dass Kinder nicht lernen zu schreiben und zu rechnen, wenn man nicht mit ihnen singt und spielt, betonte die damalige nordfriesische Kreispräsidentin Renate Schnack 1997 in ihrer Laudatio zur Verleihung des Hans-Mommsen-Preises, der höchsten Kulturauszeichnung des Kreises Nordfriesland, an Brar Riewerts.

Die Heimatpflege war Brar Riewerts über Jahrzehnte ein zentrales Anliegen. Bereits 1946 setzte er sich ein für die Wiederbegründung des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe. Von 1957 bis 1993 war er Vorsitzender des Nordfriesischen Vereins Husum-Rödemis, zur Schriftleitung des Heimatkalenders Zwischen Eider und Wiedau gehörte er vom ersten Jahrgang 1958 an bis in das Jahr 2001 und von 1985 bis 2000 vertrat er den Nordfriesischen Verein in der Redaktion des Nordfriesischen Jahrbuchs.

Ein sehr großer Teil seines Engagements galt der Stadt Husum. Als ehrenamtlicher Stadtarchivar betreute er von 1953 bis 1988 die Bestände des Stadtarchivs. Auf dieser Grundlage verfasste er zahlreiche Aufsätze und eine Reihe von Büchern zur Husumer Geschichte (s. dazu die unten stehende Veröffentlichungsliste). Schwerpunkte waren das Schloss vor Husum, das Gasthaus zum Ritter Sankt Jürgen und der Tinebrunnen. Sein 1969 erschienenes Buch „Die Stadt Husum in Geschichte und Gegenwart“ kann als Höhepunkt dieser Tätigkeit gelten. Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte ernannte Brar Riewerts im Jahre 2000 zu ihrem ersten und bisher einzigen Ehrenmitglied.

Auf vielfältige Weise engagierte sich Brar Riewerts für das Gemeinwesen. Als Kommunalpolitiker setzte er sich intensiv für die Erhaltung einer gesunden Umwelt und für eine Stadtentwicklung nach menschlichen Maßstäben ein. Im hohen Alter noch übernahm er unter manchen Schwierigkeiten den Vorsitz des Vereins „Werkstatt Europa“, der – anknüpfend an die friedenspädagogischen Ideen des Halligbauern Hermann Neuton Paulsen von Süderoog – um internationale Jugendbegegnung bemüht ist. Als junger Student hatte Brar Riewerts auf der „Hallig der Jungs“ als Betreuer mitgewirkt. In seinem Buch „Mit Herz und frischer Brise. Hermann Neuton Paulsen und die Hallig Süderoog“ beschrieb er die Geschichte des in den 1920-er Jahren eingerichteten Jugendlagers.

Eine persönliche Anmerkung: Im Jahre 1963 lernte ich „Rektor Riewerts“ kennen, seinerzeit als ABC-Schütze der Knabenbürgerschule. Seither gehörte Brar Riewerts für mich selbstverständlich zum Leben in Husum dazu. Die Vielfalt seiner Interessen führte später zu Begegnungen bei vielen unterschiedlichen Gelegenheiten. Im Gedächtnis bleiben werden mir seine Gradlinigkeit, sein stets hundertprozentiges Engagement und sein stiller Humor.

Nach dem Tode seiner Frau Jette, die ihn bei allen Aktivitäten nachdrücklich unterstützt hatte, zog Brar Riewerts in eine Seniorenwohnung nach Mildstedt, wo sich sein Lebenskreis schloss. Seine sechs Kinder mit ihren Familien und eine zahlreiche Trauergemeinde geleiteten ihn am 12. April 2002 auf dem Friedhof der Mildstedter St. Lamberti-Kirche zur letzten Ruhe.

*Fiete Pingel*

## **Veröffentlichungen von Brar Volkert Riewerts**

Auswahl. In chronologischer Reihenfolge zusammengestellt vor allem nach der Schleswig-Holsteinischen Bibliographie.

Das Schloß vor Husum. In: Kunst in Schleswig-Holstein 1953, S. 196-198.

Husumer Kunstwerke in anderen Museen. In: Husumer Monatshefte 12/1962, S. 6-11.

Einiges über die Wasserversorgung unserer Stadt in alter Zeit. In: Husumer Monatshefte 3/1963, S. 7-8.

Der Schloßgarten in Husum. In: Husumer Monatshefte 4/1963, S. 3-8.

Das Rathaus in Husum. In: Husumer Monatshefte 5/1963, S. 1-9.

Schiffsstrandungen auf Süderoogsand. In: Husumer Monatshefte 6/1963, S. 5-9.

Der Hof Engelsruh in Osterhusum. Die wechselvolle Geschichte eines alten Hauses. In: Husumer Monatshefte 7/1963, S. 3-6.

Theodor Storm und das Schloß. In: Husumer Monatshefte 9/1963, S. 5-7.

Denkmäler im [Husumer] Schloßgrund. In: Husumer Monatshefte 11/1963, S. 7-9.

Grenzwächter aus alter Zeit. [Grenzsteine in Husum]. In: Husumer Monatshefte 2/1964, S. 11-15.

Kostbarkeiten aus Stein [in Husum]. In: Husumer Monatshefte 3/1964, S. 5-10, und 5/1964, S. 12-18.

Das Schloß vor Husum. In: Husumer Monatshefte 6/1964, S. 12-16.

Die Kamine im Schloß vor Husum. In: Husumer Monatshefte 8/1964, S. 15-22.

500 Jahre Gasthaus zum Ritter St. Jürgen, Husum 1965.

Barock-Zeitalter der Gegensätze und der Widersprüche. In: Festschrift zum 300. Geburtstag von Nicolaus Bruhns, Husum 1965, S. 39-45.

Theodor Storm und das Schloß. Zum 150. Geburtstag des Dichters am 14. September 1967. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1967, S. 50-52.

Theodor-Storm-Festtage in Husum. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1968, S. 35-43.

Hermann Neuton Paulsen und die Hallig der Jungs. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1968, S. 50-55.

Die Stadt Husum in Geschichte und Gegenwart, Husum 1969.

Kunsthandwerk in Eiderstedt. Zu den Federzeichnungen im Kalendarium. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1969, S. 23-24.

Friesenkongreß 1970 in Husum. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1970, S. 112-113.

Husum. In: Schifffahrt und Häfen im Bereich der Industrie- und Handelskammer zu Flensburg. Herausgegeben anlässlich ihres 100jährigen Jubiläums von der IHK Flensburg, Heide 1971, S. 251-268.

Das Schloß vor Husum. Mit einem Beitrag von Ulf Dietrich v. Hielmcrone, Husum 1972.

„Een ganze Klühnkorf vull Kinner“. Zum Tode der plattdeutschen Dichterin Greta Marcussen. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1972, S. 34-36.

Schnitzornamentik des Mittelalters in Nordfriesland. Zu den Zeichnungen im Kalendarium. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1972, S. 146-147.

Die plattdeutsche Sprache in Nordfriesland. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1973, S. 153-158.

Boy Timon gestorben. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1974, S. 27.

(Red.): Festgabe zum Friesentag in Bohmstedt am 18./19. September 1976, Husum 1976.

(Darin: Vor 550 Jahren – die Siebenhardenbeliebung der Nordfriesen, 17. Juni 1426.)

Vorwort zu Ulf Dietrich v. Hielmcrone: Gewinn und Verlust. Die Entwicklung des Husumer Stadtbildes seit 1956, Husum 1977.

Hermann Neuton Paulsen. In: Hermann-Tast-Schule (Hrsg.): 1527 Gelehrten-schule 1977, Husum 1977, S. 45-46.

Alter Schützenhof [in Husum]. In: Husumer Monatshefte 10/1978, S. 2-6.

„Häuser haben ihr eigenes Schicksal“. Ein Gang durch die Süderstraße in Husum. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1981, S. 75-84.

Zusammen mit Heinrich Fries: „Beichte auf Hallig Oland“. Gemälde von Jacob Alberst im Nissenhaus. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1981, S. 147-152.

Nis Richard Marcussen \* 23. 12. 1897, † 11. 12. 1979. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1981, S. 207.

Ein Denkmal für Husum. 80 Jahre Tinebrunnen, Husum 1982.

Mitarbeit an: Andreas Reinhardt (Red.): 80 Jahre Nordfriesischer Verein für Heimatkunde und Heimatliebe. Jahresversammlung in Mildstedt am 14. und 15. 8. 1982 in Mildstedt, Langenhorn 1982.

Mitarbeit an: Hilde Hudemann: Wanderungen in Nordfriesland, Hamburg 1982. Grundlagen für die Entstehung des Nordfriesischen Vereins am 13. August 1902. In: Kleine Schriften zur Mildstedter Geschichte 6 (1982), S. 6-9.

Ganz vergessen war er nie! Seit 1980 hat das Schloß vor Husum wieder seinen alten Turm. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1982, S. 122-123.

Europäisches auf kleiner Hallig. Hermann Neuton Paulsen gründete vor 60 Jahren das Nordsee-Ferienlager. In: Nordfriesland 72 (Dezember 1984), S. 109-111.

Rettet das Beselerhaus, jetzt! In: Der Maueranker 4/1985, S. 4-7.

Paulsen, Hermann Neuton, geb. 24. 7. 1898 Hallig Süderoog, gest. 5. 2. 1951 Husum. Jugendpfleger. In: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon 8 (1987), S. 268-270.

Hafen und Schiffbrücke in Husum. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1987, S. 154-167.

Mit Herz und frischer Brise. Hermann Neuton Paulsen und die Hallig Süderoog, Bräist/Bredstedt 1990, Neuauflage 1996.

Mitarbeit an: Jörg Ziegenspeck (Hrsg.): Hermann Neuton Paulsen. Pädagogik auf der Hallig Süderoog. Erinnerungen von Freunden und Mitarbeitern, Lüneburg 1990.

Der Vierseithof auf Süderoog. In: Der Maueranker 4/1990, S. 10-15.

Dr. Walter Fuglsang †. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1991, S. 194-196.

Die Stadt Husum und die Schleswiger Herzöge. In: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 5 (1994), S. 9-26.

Prof. Dr. Ernst Schlee, 5. 1. 1910 – 26. 3. 1994. In: Nordfriesisches Jahrbuch 30 (1994), S. 7-10.

Prof. Dr. Ernst Schlee †. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1995, S. 152-153.

Mitarbeit an: Beseler – Arbeit für Frauen e. V., Husum 1995.

Werkstatt Europa e. V. Durch Begegnung zur Verständigung. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1996, S. 126-129.

August Petersen – der Glaskünstler aus Bohmstedt. In: Nordfriesisches Jahrbuch 32/33 (1996/1997), S. 243-246.

„Wi sind dorför, wi mööt dor dör!“ Die Neugründung des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe im Jahre 1946. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1997, S. 48-49.

Der Nordfriesische Verein Husum-Rödemis. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1997, S. 57-61.

Handpuppenspiel in Nordfriesland. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 1999, S. 120-122.

Neues Leben für eine sterbende Warft [in der Hattstedtermarsch]. In: Heimatkalender Zwischen Eider und Wiedau 2001, S. 205.

## Klaus Lengsfeld †



Am 28. Juni 2002 starb mitten aus vollem Schaffen heraus völlig überraschend der Leiter des Nordfriesischen Museums Ludwig-Nissen-Haus Dr. Klaus Lengsfeld im Alter von 57 Jahren. Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte trauert um ihr Gründungs- und früheres Vorstandsmitglied.

1945 wurde Klaus Lengsfeld als jüngstes von neun Kindern in Scheslitz in Bayern geboren. Der frühe Tod des Vaters ließ ihn früh in hohem Maße auf eigene Kräfte angewiesen sein. Er lernte zunächst Kellner, machte sein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg und studierte dann in Kiel Biologie. Er arbeitete nebenher in verschiedenen Berufen und kam 1977 mit seiner Familie nach Husum, um eine Stelle im Nissenhaus anzunehmen. Bis 1982

wurde das Museum geleitet von Prof. Dr. Erich Wohlenberg, der dem Hause über Jahrzehnte in unverwechselbarer Weise seinen Stempel aufdrückte.

Sein Nachfolger Klaus Lengsfeld hatte es nicht immer leicht. Entschlossen aber nahm er sich der Aufgabe an und setzte viele neue Akzente. Zahlreiche Schätze konnte er aus den lange Zeit unbeachteten Magazinbeständen heben. Besondere Schwerpunkte bildeten dabei unter anderem eine zeitgemäße Darbietung der Thematik Sturmflut und Küstenschutz, die Alltagskultur der Halligen, anknüpfend an Leben und Wirken des Museumstifters Ludwig Nissen und an Ergebnisse des beim Bredstedter Nordfriisk Instituut angesiedelten Auswanderer-Archivs Nordfriesland die Auswanderung aus der Region und aus Schleswig-Holstein sowie die Präsentation bildender Kunst. Ein wichtiger Einschnitt war die Errichtung des Erweiterungsbaus, der 1986 eingeweiht werden konnte. An über 200 Spezial-Ausstellungen und an mehr als 60 Buchveröffentlichungen in der Schriftenreihe des Nissenhauses war Klaus Lengsfeld maßgeblich beteiligt.

Für die Erforschung und Dokumentation der Stadtgeschichte sind vor allem die unter seiner Leitung konzipierten Ausstellungseinheiten im Nissenhaus etwa zum Husumer Hafen, zum Handwerk und zum Apothekenwesen von Bedeutung. Das 1987 von dem Husumer Geschäftsmann Peter Cohrs gestiftete Schiffahrtsmuseum am Zingel, das maritime Aspekte der Stadtentwicklung wie Fischerei, Schiffbau und Reedereiwesen veranschaulicht, leitete Klaus Lengsfeld gewissermaßen „nebenher“. Zudem führte er die Geschäfte des 1996 gegründeten Husumer Museumsverbundes. Als langjähriger „Klosterarchivar“ kümmerte er sich um die Überlieferung des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen. Wie seine sämtlichen Tätigkeitsfelder hat auch die Husum-Forschung einen äußerst hilfsbereiten, findigen, initiativ- und kenntnisreichen Mitstreiter verloren.

*Fiete Pingel*

Abbildungsnachweis: Nordfriisk Instituut, Bredstedt (Porträt Riewerts); Nordfriesisches Museum Ludwig-Nissen-Haus

## **Angebot der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte: Graphik „Altes Rathaus Husum“ von Friedrich Laubengeiger**

Im Jahre 2001 erschien nunmehr das dritte Blatt der Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte: ein von Friedrich Laubengeiger gefertigter Siebdruck mit der Ansicht des Alten Husumer Rathauses vom Schlossgang aus. Mit dieser Arbeit erinnerte die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte an die 400. Wiederkehr der Grundsteinlegung des Gebäudes im Jahre 1601, das von 1603 bis 1989 die Stadtverwaltung oder doch ihre zentralen Ämter beherbergte. In den „Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte“ veröffentlichte die Gesellschaft bereits 1988 und 1989 grundlegende Aufsätze zur Geschichte des Gebäudes.

Friedrich Laubengeiger hat sich in über vierzigjähriger künstlerischer Tätigkeit in Nordfriesland einen großen Wirkungskreis erschlossen. Er wurde 1929 in Stuttgart geboren. Nach dem Abitur studierte er von 1949 bis 1953 an der Kunstakademie in Stuttgart und legte 1953 die Künstlerische Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen ab. Nach seiner Referendarausbildung in Lübeck nahm er 1958 eine Tätigkeit als Kunsterzieher am Hermann-Tast-Gymnasium in Husum auf und übte diese bis 1991 aus. Seine Stuttgarter Lehrer Gerhard Gollwitzer und Manfred Henninger sowie Oskar Kokoschka – über ein Sommerseminar an der Internationalen Sommerakademie für Bildende Kunst in Salzburg 1961 – prägten Friedrich Laubengeiger als Maler nachhaltig. Seine Gemälde und Aquarelle zeigen eine farbkraftige Expressivität, Formen aus Farbrastern bildend und zu einer „Komposition“ zusammenordnend; der Kunsterzieher Friedrich Laubengeiger hat „Komposition“ als Aufgabe stetig gestellt. Die Motive sind vielfältig, inhaltlich, wie auch räumlich: Husum, Nordfriesland, Schleswig-Holstein, die schwäbische Heimat – und der sommerblühende Garten am Wohnhaus in Schwesing bei Husum. Dem Thema „Stadtansicht“ widmet sich Laubengeiger seit vielen Jahren, und im Besonderen sieht er den Husumer Hafen als gestalterische Aufgabe. Dies zeigt auch der Katalog „Friedrich Laubengeiger – Zwischen Meer und Schwabenland“, der anlässlich einer retrospektiven Ausstellung zum 70. Geburtstag des Künstlers im Neuen Husumer Rathaus erschien.

Neben seiner Kunsterziehertätigkeit an der Hermann-Tast-Schule unterrichtete Friedrich Laubengeiger fast 40 Jahre lang Malen und Zeichnen an der Volkshochschule Husum. Verschiedene seiner Arbeiten fanden als Illustrationen Eingang in Bücher, so in Editionen zeitgenössischer schleswig-holsteiner Lyriker. Seine Vielseitigkeit bewies der Künstler auch, als er 1963 eine Bronzeplakette zum 225-jährigen Bestehen des Husumer Commerziums gestaltete, sie zeigt auf einer Seite eine stilisierte Ansicht Husums.



2.01

Friedrich Laubengeiger 2001

*Friedrich Laubengeiger: Rückfront des Alten Husumer Rathauses. Siebdruck, 2001 (Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte)*

Den Siebdruck „Altes Rathaus Husum“ (Bildgröße ca. 27 x 21 cm, Blattmaße 40 x 30 cm) von Friedrich Laubengeiger können Mitglieder über die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte, Krämerstr. 8, 25813 Husum, zum Preis von EUR 26,-, Nichtmitglieder zum Preis von EUR 36,- erwerben. Die Druckauflage beträgt 100 Exemplare.

*Holger Borzikowsky*

## Buchbesprechungen

*Heimatsforschung in Schleswig-Holstein. Handbuch für Chronisten, Regionalforscher und Historiker. Für den Schleswig-Holsteinischen Heimatbund herausgegeben von Ute Neuhaus-Schröder. Zweite überarbeitete Auflage. 267 S. 19,95 EUR. Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum 2002.*

Dass ein Buch seine zweite Auflage erlebt, während ein Rezensent noch an der Besprechung der ersten arbeitet, kann zwei Gründe haben: Entweder hat der Rezensent ‚geschlafen‘ und versäumt, rechtzeitig zur Feder zu greifen oder der Erfolg der ersten Auflage war so durchschlagend, dass ihm kaum Zeit zum Luftholen blieb. Das Zweite ist hier der Fall, denn die Erstaufgabe der „Heimatsforschung“ war binnen Jahresfrist ausverkauft. A propos ‚zur Feder greifen‘: Dass die Änderungen der zweiten Auflage wesentlich durch die Aufnahme einschlägiger Internet-Adressen bestimmt sind, widerlegt gründlich und hoffentlich ein für allemal das etwa hier und da noch anzutreffende Vorurteil, Heimatforscher seien doch „nur pensionierte Dorfschullehrer und Pastoren“: zwar bienenfleißig und selbstlos engagiert, aber im Grunde stockkonservativ und neuen Entwicklungen gegenüber skeptisch bis zur Ignoranz. Niemand mehr ‚greift zur Feder‘: Computer und Laptop gehören heute selbstverständlich zum „Werkzeug des Historikers“ (Ahasver von Brandt).

Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis macht deutlich, dass Heimatforschung längst nichts mehr mit politisch verdächtiger ‚Heimattümelei‘ und staubig-selbstvergessener ‚Chronisterei‘ gemein hat: Gelehrte unterschiedlichster Biographie und Provenienz haben sich hier zu einem Autorenkollektiv vereinigt, das in acht Kapiteln grundsätzliche wie auch konkrete Fragen über Literatur- und Quellenermittlung, allgemeine Landesgeschichte, über Landschaft, Wirtschaft und Gesellschaft, Administration und Rechtsprechung, Kultur, Sprache und Volkskunde kompetent und ausführlich, wissenschaftlich fundiert und dabei lesbar (!) beantwortet. Abbildungen und Karten, Diagramme und Tabellen, Skizzen und faksimilierte Originalzeugnisse sind niemals Selbstzweck und ‚Seitenfüller‘, sondern fügen sich durchweg organisch in den textlichen Zusammenhang ein.

Die Materialfülle ist beachtlich: Wie könnte es anders sein bei der kaum überschaubaren Stoffmenge, die sich dem heimatgeschichtlich Interessierten präsentiert? Die großen und kleinen Schätze in öffentlichen und privaten Archiven, in Bibliotheken und Kirchenbuchämtern, Museen und Sammlungen, ja das Erscheinungsbild der Landschaft, der Städte, Dörfer und Höfe, überliefertes Handwerk und lebendiges Brauchtum: All das birgt wertvolle Informationen, all dies sind Quellen, aus denen der Kundige ohnehin schon reich zu

schöpfen versteht; dass er gleichwohl noch viel lernen kann, dafür wird ihm dieses Buch von Seite zu Seite die Augen öffnen. Aber auch dem interessierten Laien, der erst noch am Anfang seiner Forschungen und darum gelegentlich ratlos steht, diese Quellen nutzbar zu machen, ihm „einen Überblick über das Themenfeld der Landeskunde Schleswig-Holsteins zu bieten, ihm eine methodische Anleitung für seine Forschungen zu vermitteln und ihm Möglichkeiten, Hilfsmittel, aber auch die Grenzen der einzelnen Fachgebiete aufzuzeigen“, ist das erklärte Ziel dieses Buches. Das Versprechen, sich als „nützlicher Leitfaden auf dem Gebiet der historischen Landeskunde [zu] erweisen“, hat schon die erste Auflage wahrhaft erfüllt. Die zweite ist noch zu haben ...

*Klaus Schumacher*

*Fiete Pingel u. Thomas Steensen (Hrsg.): Jüdisches Leben und Judenverfolgung in den Frieslanden. Beiträge vom 4. Historiker-Treffen des Nordfriisk Instituut. 144 S. 10,50 EUR. Verlag Nordfriisk Instituut, Bräist/Bredstedt 2001.*

Am 13. November 1999 fand in Bredstedt das 4. Historiker-Treffen des Nordfriisk Instituut statt, diesmal unter dem Thema „Jüdisches Leben und Judenverfolgung in den Frieslanden“. Unter diesem Titel sind auch die Vorträge der Fachreferenten im vorliegenden Band abgedruckt, wenn auch in überarbeiteter und teilweise erweiterter Form.

Zunächst werden Überblicke über das jüdische Leben in den einzelnen Frieslanden gegeben, nämlich von Fiete Pingel und Thomas Steensen über Nordfriesland, von Herbert Reyer über Ostfriesland und Sjoerd de Haan über die niederländische Provinz Friesland. Dabei zeigt sich als eine der Gemeinsamkeiten, dass das jüdische Leben hier relativ spät begann – im Unterschied etwa zu den oberdeutschen Siedlungsgebieten an Rhein, Main und Mosel, wo schon im hohen Mittelalter vielerorts Judenviertel bestanden und Pogrome im Verlaufe der Kreuzzüge, so 1096, begangen wurden. Erst am Anfang der Neuzeit siedelten sich die ersten Juden in den Frieslanden an, und zwar in Ost- und Westfriesland im Laufe des 16. Jahrhunderts und in Nordfriesland erst in den 1670-er Jahren.

In ihrem Beitrag „Juden in Nordfriesland – ein Überblick“ haben Pingel und Steensen den jetzigen Wissensstand über Anfänge, Entwicklung und Verfolgung jüdischen Lebens im nördlichen Westküstenkreis mit manchen bisher nicht bekannten Einzelheiten dargestellt. Eine Grafik über die Verbreitung jüdischer Personen in Nordfriesland vervollständigt den Überblick. Sie zeigt, dass um 1925 nur wenige Juden verstreut in den damaligen Kreisen Husum, Eiderstedt und Südtondern lebten und nur Friedrichstadt, das bis 1970 noch zum Kreis Schleswig gehörte, mit 40 Zugehörigen eine eigene Gemeinde bildete. Zudem werden Fotos gebracht, die zum größeren Teil bisher nicht veröffentlicht waren. – Am Schicksal des Husumers Carl Cohn wird übrigens ein interessanter forschungsgeschichtlicher Aspekt deutlich. Über Cohn sind nun durch weitere fachhistorische Nachforschungen und letztlich durch private Beiträge von Angehörigen, die sich erst 50 Jahre nach dem Geschehen zu Wort

melden, neue Details zutage getreten, nachdem in den 1970-er und 1980-er Jahren durch mühsame Spurensuche überhaupt erst sein Schicksal für die Historiker bekannt geworden und Aufnahme in die Fachliteratur gefunden hatte. Der Verfasser dieser Besprechung konnte in seinem Beitrag „Zur NS-Herrschaft in Husum“ (Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte 6, 1998, S. 84-116, bes. S. 109 f.) Cohns Lebens- und Leidensweg kurz darstellen, gestützt vor allem auf Nachforschungen der ehemaligen Lehrerin und Schulrätin Ina Carstensen. Erst durch die Vorlage der Nachforschungen seiner Enkelin Sabine Kroth wissen wir jetzt, dass er als „Halbjude“ eingestuft und bei Kriegsende ins KZ eingeliefert worden war. Vgl. zu Carl Cohn auch den Beitrag von Chr. M. Sörensen „Das Schicksal des ‚Halbjuden‘ Carl Cohn und seiner Familie“, abgedruckt in diesem Heft.

Einen weiteren interessanten Überblick gibt Gerhard Paul, Professor für Geschichte an der Universität Flensburg, mit seinem Beitrag über „Juden in Schleswig-Holstein vor und nach 1933“, in den er auch bemerkenswerte Einschätzungen zur vieldiskutierten Frage eines Zusammenhangs von Antisemitismus und Holocaust einfügt wie diese: „Einen Kausalzusammenhang zwischen Antisemitismus und Holocaust – wie ihn Daniel J. Goldhagen in seinem simplifizierenden Weltbild unterstellt – gab es allenfalls indirekt, da die antisemitische Propaganda eine weitverbreitete – aber auch hier nirgends hundertprozentige – Lethargie und eine Abstumpfung der Gefühle produzierte, mit der die Deutschen der Tatsache der Judenverfolgung begegneten.“ Vor allem die „gewaltförmige Variante der NS-Rassenpolitik“ habe auch in Hitlers „Muster-gau“ Schleswig-Holstein „keine größere populäre Unterstützung“ gefunden, wie „der Misserfolg der wirtschaftlichen Boykottbewegung der NSDAP und das Verhalten der Bevölkerung in der Kristallnacht zeigten ...“ (S. 85).

In den weiteren Beiträgen beleuchten verschiedene Autoren beispielhaft einzelne Aspekte, so Wiebe Bergsma „Die Bekehrung der Juden in Friesland im 17. Jahrhundert“, Dieter Lohmeier „Jacob Mussaphia (1647-1701) und die Anfänge der Niederlassung von Juden in Tönning und Friedrichstadt“ und Manfred Wedemeyer den „Antisemitismus auf Sylt“, wobei letzterer den NSDAP-Ortsgruppenleiter von Kampen hervorhebt, der im November 1938 SA-Leute daran hinderte, den in jüdischem Besitz befindlichen Klenderhof anzuzünden. Claas Riecken stellt vier „Jüdische Wissenschaftler als Erforscher des Friesischen und des Niederdeutschen“ vor und betont, dass drei von ihnen „vom deutschen Nationalbewusstsein durchdrungen“ waren, aber gleichwohl in der NS-Zeit zu leiden hatten. In ihrem Beitrag „Friedrichstadts Umgang mit der jüdischen Vergangenheit“ bringt Christiane Thomsen einige Kritik an und stellt abschließend den Plan vor, die ehemalige Synagoge als Kultur- und Gedenkstätte zu nutzen.

Die verschiedenen Beiträge fügen sich zu einem abgerundeten Bild jüdischen Lebens, das der Leser mit großem Interesse aufnehmen wird, zumal hier eben viele neue Forschungsergebnisse dargeboten werden. Allerdings wäre zur Orientierung zusätzlich eine Zeittafel nützlich gewesen mit den wichtigsten Daten, so z. B. zur Judenemanzipation: in Preußen 1812, im Herzogtum Schleswig erst 1854 und in Holstein 1863. Erst das Reichsrecht nach 1871 und

die preußischen Gesetze verschafften den Juden völlige Gleichberechtigung (s. Otto Brandt, Geschichte Schleswig-Holsteins, Kiel 1981, S. 303), nachdem die Erhebung von 1848 mit der Einführung der Glaubensfreiheit einen ersten Schritt versucht hatte.

Insgesamt zeigt die vorliegende facettenreiche Darstellung, dass das Leben der Juden auch in den Frieslanden von Beschränkungen und letztlich von Verfolgung geprägt war. Dem ansprechenden Band ist ein großer Leserkreis zu wünschen.

*Christian M. Sörensen*

*David A. Jackson: Theodor Storm – Dichter und demokratischer Humanist. Eine Biographie. 360 S. 29,80 EUR. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2001. (Husumer Beiträge zur Stormforschung 2).*

Im Jahre 1998 erhielt der britische Germanist David A. Jackson den Storm-Preis der Stadt Husum, und zwar unter der Maßgabe, „seine englisch geschriebene, 1992 in Oxford und New York herausgekommene Storm-Biographie auf den neuesten wissenschaftlichen Stand zu bringen und selbst ins Deutsche zu übersetzen“, wie Prof. Karl Ernst Laage im Geleitwort der Storm-Gesellschaft erläutert. So kam es zur vorliegenden, umfangreichen Ausgabe, die das Ergebnis fast 30-jähriger Forschungsarbeit ist. Dabei konnte Jackson auch den Teil der Briefe Storms einbeziehen, den dessen Tochter Gertrud in ihrer Ausgabe „Theodor Storm: Briefe an seine Kinder“ (Braunschweig 1916) aus familiären Rücksichten ausgelassen hatte.

In seiner breit angelegten Biographie stellt der Autor die politischen, sozialen und psychologischen Verhältnisse und Hintergründe dar, die Einfluss auf Storm und sein Werk hatten, und schließt daran jeweils eingehende Analysen seiner betreffenden Arbeiten an. Jackson bringt viele historische Fakten, so zur Monopolstellung der lutherischen Kirche, die ja die Staatskirche im dänisch-schleswig-holsteinischen Gesamtstaat war: Katholiken und Calvinisten hatten in den Herzogtümern bis 1818 nur Niederlassungsrecht in den vier Städten Altona, Glückstadt, Rendsburg und Friedrichstadt, und für Juden blieben Einschränkungen noch länger bestehen (S. 33), nämlich, um es zu präzisieren, bis zur Judenemanzipation 1854 in Schleswig und 1863 in Holstein. Einfluss auf Storm hatte sicherlich die Tatsache, dass Pastoren und Bürgertum in Husum und anderen Städten vom Rationalismus geprägt waren (S.33) und dass sein Vater kein Kirchgänger war, obwohl es Pastoren in dessen Familie gab. Die Vorherrschaft der Evangelischen Kirche zeigte sich auch darin, dass das Theologiestudium Vorbedingung für die Anstellung als Gymnasiallehrer war. Unter den zehn Gelehrtenschulen der Herzogtümer, zu denen auch die Husumer Schule gehörte, gab es eine kleine Elite, die sogenannten Gymnasien, die speziell auf das Universitätsstudium vorbereiteten. Storm besuchte die Husumer Gelehrtenschule und noch für zwei Jahre das Gymnasium „Katharineum“ in Lübeck.

Jackson schildert die politische Entwicklung in der Erhebungszeit mit ihren

Verfassungsbestrebungen und mit den Willensbekundungen der Husumer Bürger, wobei er meines Erachtens die Beteiligung Storms zu gering ansetzt. Er „unterzeichnete“ sie nicht nur bzw. „schloss sich ... an“ (S. 76 f.), nein, er war, wie sein Amt als Sekretär des Patriotischen Hilfsvereins schon nahelegt und seine Berichte für die Schleswig-Holsteinische Zeitung noch bekräftigen, führend an der Abfassung und Einreichung der Eingaben beteiligt.

Wie Jackson erläutert, hatte Storm als Autor viele Rücksichten zu nehmen, da er als preußischer Beamter (ab 1853) von der Duldung durch den reaktionären preußischen Staat und als Schriftsteller von dem Wohlwollen seiner Leserschaft, die besonders stark in Berlin vertreten war, abhängig war, zumal er auf Zuverdienst für seine große Familie angewiesen war. Verleger und Herausgeber wachten über die Einhaltung dieser Rücksichten. Storm musste also seine demokratischen und gesellschaftskritischen Anliegen diskret, und das hieß metaphorisch, ja geradezu „verblümt“ darstellen, so auch sein oft wiederkehrendes Thema „Individuen verraten ihr wahres Glück, indem sie Klassennormen gehorchen.“ (S. 107). Nach Storms Auffassung sollten „die Liebe und die Rechte des Einzelnen den Vorrang vor Klassenschranken und anderen Interessen haben.“ (ebd.)

Storm sah als die bestimmenden Kräfte seiner Zeit den Adel und die Kirche an, und zwar als reaktionäre Kräfte, die den Fortschritt der Gesellschaft, ja der Menschheit aufhielten, den er als Humanist so sehr erstrebte. Insbesondere widerstrebte Storm der preußische Staat mit seiner Vorherrschaft von Militär und pflichtbesessenem Beamtentum, in dem die Menschlichkeit zu kurz komme. Auch die Todesstrafe hielt er für ein Überbleibsel aus einem dunkleren Zeitalter (S. 174). Im „Schimmelreiter“ sei es Storm gelungen, „Hauke als einen wahren Helden der Humanität zu schildern“ (S. 319 f.), der als Autodidakt an sich arbeitete, zum Nutzen seiner Gemeinschaft einen Deich baute und gegen Aberglauben und Vorurteile kämpfte (S. 319 ff.). Diese humanistische Grundeinstellung Storms an dessen Werk aufzuzeigen, ist das Hauptanliegen Jacksons, und er tut es in bewundernswerter Tiefe gerade dadurch, dass er die geistigen Strömungen und historischen Bedingungen so ausführlich beleuchtet.

Der historisch versierte Leser wird dabei über manche Ungenauigkeit und Vereinfachung hinwegsehen müssen – und auch können. Für unsere historisch ausgerichteten „Beiträge“ sei hier immerhin eine Korrektur angebracht. Jackson wiederholt die Version, dass „die Bürger“ Storm „auf einer öffentlichen Versammlung“ Anfang 1864 zum Landvogt gewählt hätten (S. 165). Da aber der Landvogt nicht für die Stadt, sondern für das Umland zuständig war, wären Husumer Bürger gar nicht berechtigt gewesen, ihn in dieses Amt zu wählen. Der Stormforscher Peter Goldammer hat jetzt eine Rezension zu Heiner Mückenberger „Theodor Storm – Dichter und Richter“ veröffentlicht (in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft Bd. 51, 2002, S. 147 ff.; vgl. auch die Besprechung zu Mückenberger im vorlieg. Heft). Darin bringt Goldammer eine erhellende Angabe zur Wahl Storms. Demnach hat der Vater Storms seinem Sohn am 9. Februar 1864 nach Heiligenstadt geschrieben, dass „Eiderstedter und Husumer Eingeseßne“ ihn zum Landvogt gewählt hätten. Bei

diesen – privilegierten – Eingesessenen handelte es sich um Einwohner des Amtes Husum, das damals den südlichen, ländlichen Teil des späteren Kreises Husum umfasste, also ohne die Stadt, wobei Pellworm und Nordstrand auch nicht zu Storms Zuständigkeitsbereich als Landvogt gehörten. Storm wurde nach dieser Wahl, die vermutlich nach vorheriger Fürsprache seines Vaters zustandekam, vom neuen Amtmann Thomsen, der kurzfristig durch den preußischen Zivilkommissar eingesetzt worden war, zwecks Bestallung nach Husum bestellt. Bei diesem Treffen mit weiteren Amtsbewerbern am 16. Februar 1864 – also schon zwei Monate vor der Entscheidungsschlacht von Düppel – blieb es für Storm beim Landvogtamt, während der frühere Advokat Franz Rehder als Amtsverwalter und der Friedrichsstädter Kaufmannssohn Friedrich Feddersen Stuhr als neuer Bürgermeister von Husum bestätigt wurden (siehe Mückenberger, Theodor Storm – Dichter und Richter, S. 147 ff.). Übrigens handelte es sich bei dem neuen Amtmann, der auch der Vorsitzende des Treffens vom 16. Februar war, um den langjährigen Abgeordneten der Schleswiger Ständeversammlung und Eiderstedter Ratmann Adolf Theodor Thomsen aus Oldenswort, der entgegen Mückenbergers Ansicht (S. 152) nicht mit dem früheren „patriotischen Bürgermeister Husums“ Thomsen identisch war (vgl. Johannes Jensen, Nordfriesland in den geistigen und politischen Strömungen des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl 1993, S. 279 u. Personenregister S. 308).

Hin und wieder stören unangemessene Ausdrücke, die offenbar bei der Übersetzung aus dem Englischen entstanden sind. So schreibt Jackson, dass in der Novelle „Auf dem Staatshof“ von Storm „eine erdige, landwirtschaftliche Welt dargestellt“ werde (S. 111). Das Wort „erdig“ ist wohl besser durch „bodenständig“ zu ersetzen. – Beim Vornamen von Storms angeheiratetem Onkel Heinrich Carl Esmarch muss die Abkürzung H. C. und nicht J. C. lauten (S. 69).

Erfreulich ist, dass ein Personenregister und ein Register der Werke Storms angefügt wurden, die die Benutzbarkeit dieses grundlegenden Werkes weiter erhöhen.

*Christian M. Sörensen*

*Heiner Mückenberger: Theodor Storm – Dichter und Richter. Eine rechtsgeschichtliche Lebensbeschreibung. 255 S. 32,00 EUR. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2001. (Juristische Zeitgeschichte, Abteilung Recht in der Kunst Bd. 8).*

Dieses Buch über Theodor Storm ist für die Leser unserer Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte interessant, weil es nicht nur die jeweilige Situation des Dichters in seinen verschiedenen Lebensabschnitten, sondern auch die politischen, kulturellen und personellen Verhältnisse im Husum des 19. Jahrhunderts schildert, und zwar ausführlicher und damit verständlicher als es die gängigen Biographien tun, die stärker Storms Werk in den Mittelpunkt stellen. Dr. Heiner Mückenberger, so erfahren wir vorne über dem Impressum, „war bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1997 Vorsitzender einer Jugendstrafkammer bei dem Landgericht Frankfurt am Main.“ Daneben und danach hat er

sich intensiv mit dem Leben, Umfeld und Werk Storms und insbesondere dessen Richtertätigkeit befasst, wie er schon bei seinem Vortrag zum Buchthema im Rahmen der Storm-Akademie 2001 zeigte.

Mückenberger bringt viele Details, die in der Sekundärliteratur oft zu kurz kommen; denn er geht teilweise mit neuen Fragestellungen an den Dichter heran. Allerdings findet der Leser dort auch viele weniger schmeichelhafte Bemerkungen zu Storms Wesenszügen, so zu seinem Egoismus, die bei vielen Autoren entfallen, weil sie als Eigenarten eines außergewöhnlichen Menschen, eben eines Poeten, hingenommen werden, jedenfalls nicht als wichtig für eine Würdigung seines Werkes erscheinen. Manchmal hat der Leser den Eindruck, als wolle der Autor durch seine schonungslose, fast überharte Charakterisierung Theodor Storm von seinem Dichtersockel holen, zumal er dessen Werk eher sparsam würdigt.

Der Leser erfährt, dass Storms Vater Johann Casimir ein sehr fleißiger Advokat war und es zu solidem Wohlstand brachte, aus dem heraus er seine fünf erwachsenen Kinder auch noch in deren Berufsjahren fördern konnte, und dass sein Sohn Theodor sich schon eine gutgehende Anwaltspraxis aufgebaut hatte, als er 1853 Husum wegen seines Berufsverbots verlassen musste und von da an auf finanzielle Unterstützung seitens seines Vaters angewiesen war. In Geldnöten waren auch seine Richterkollegen in Heiligenstadt und später auch in Husum, weil der preußische Staat nur knappe Gehälter zahlte. Übrigens war Storm weder als Landvogt (1864-1867) noch als Amtsrichter (1867-1880) für die Stadtbevölkerung zuständig, sondern stets nur für das Husumer Umland, und dabei war er, wie Mückenberger nachweist, schon ganz durch seine preußisch-strenge juristische Schulung geprägt. – Der Autor hat nicht nur Storms Amtsführung beleuchtet, sondern auch das vielfältige, ja buntscheckige und daher schwerfällige Rechtswesen in Schleswig-Holstein, dem er das klar gegliederte preußische System als großen Fortschritt für Bürger und Staat gegenüberstellt. Diese Ausführungen sind für den Nichtjuristen sehr informativ und erleichtern das Verständnis für die politische Entwicklung, unter der Storm stark litt, weil sie ihn aus der geliebten Heimat verdrängte und in den ungeliebten Staatsdienst drängte.

Nicht jeder Einschätzung wird der Leser folgen können. Z. B. kommt Mückenberger zu Beurteilungen, die allzu sehr dem alten Storm-Bild vom Heimatdichter verhaftet erscheinen und die die neueren Forschungsergebnisse, so die von David Jackson (s. vorangeg. Besprechung), nicht einbeziehen. Der Autor wirft die Frage auf: „War Theodor Storm ein politischer Mensch?“ (S. 67 ff.). Er kommt zu dem fragwürdigen Schluss: „Storm war – und dies sah er selbst so – an den Dingen der Politik kaum interessiert.“ Dabei beruft er sich auf Storms Äußerungen von 1854 gegenüber Theodor Mommsen, er sei „eigentlich ein unpolitisches Thier“ und dass „die Politik nicht eben seine Domäne“ sei. Damit allerdings stellte Storm vor allem klar, dass ihm die Mentalität eines Vollblutpolitikers, der kämpferisch und notfalls rücksichtslos gegen andere und auch gegen die Wahrheit seine gesteckten Ziele verfolgt, abging. Diese Erfahrung hatte sich für ihn im Erhebungskrieg 1848-1851 bestätigt. Bezeichnenderweise war Storm gerade in diesem Zeitabschnitt stark

patriotisch gestimmt und in seiner Heimatstadt politisch besonders aktiv. Die Untersuchungen von Karl Ernst Laage („Der kritische Sturm“. Heide, 2. Aufl. 1990) und Frithjof Löding über Storms Verhältnis zur Landespolitik („Theodor Storm und Klaus Groth in ihrem Verhältnis zur schleswig-holsteinischen Frage“. Neumünster 1985. Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 84) und von dem Rezensenten („Theodor Storm als politischer Mitkämpfer der Erhebung 1848-1851“, in: Zwischen Eider und Wiedau 2001, S. 70-87) kommen zu einem anderen Ergebnis als Mückenberger. Wohl ist richtig, dass Storm die meiste Zeit seines Lebens wenig am tagespolitischen Geschehen interessiert war. Unzutreffend ist aber Mückenbergers anschließende Aussage (S. 69): „Er vertrat nie seine Gesinnung öffentlich, sondern lebte still in seiner Kanzlei und in seiner Dichterwerkstatt.“ Gerade sein Einsatz als Sekretär des Patriotischen Hilfsvereins ab 1848, der führend an den öffentlichen Erklärungen, Adressen und Petitionen beteiligt war, aber auch sein Wirken als Chorleiter und seine lebenslange geistige Auseinandersetzung mit wichtigen politischen Kräften des 19. Jahrhunderts, nämlich Adel, Kirche, Preußen- und Dänentum, zeugen von lebendiger politischer Einstellung. Schon 1990 stellte Laage heraus, dass Storm „gesellschaftspolitisch engagierter [war] ... als man allgemein annimmt“ (S. 28). David Jackson nennt Storm einen „demokratischen Humanisten“ (s. Untertitel) und schreibt ihm somit nicht nur eine ausdrücklich politische Haltung, sondern auch eine große geistige Welt zu, anders als Mückenberger, der von Storms „heimatlich-engem Kosmos“ spricht (S. 68). Storm fühlte sich den liberalen Idealen des 19. Jahrhunderts verpflichtet, wie auch seine Mitwirkung an den Willensbekundungen von 1848 in Husum zeigt, und war entgegen eigenen, vorschützenden Bemerkungen ein politischer Mensch.

Trotz der angeführten Kritik ist das Lesen durchweg anregend. Es wird allerdings etwas gestört durch einige Lese- und Druckfehler, insbesondere bei Ortsnamen, z.B. Bantrum statt Rantrum (S. 175, 177) und Meldstedt statt Mildstedt (S. 172), Fehler, die durch regionalkundiges Korrekturlesen zu vermeiden gewesen wären. Auch gibt es leider weder Orts- noch Personen- oder gar Sachregister. Aber trotz dieser Mängel sollte sich der Husum- und Stormfreund diese Lektüre nicht entgehen lassen.

*Christian M. Sørensen*

*Reinhold Lütgemeier-Davin: Lothar Schücking (1873-1943). Eine Biographie. 232 S. 15,40 EUR. Donat Verlag, Bremen 1998. (Schriftenreihe Geschichte und Frieden Bd. 8).*

Im Ostteil Husums gibt es die Schückingstraße. Sie wurde benannt nach Dr. jur. Lothar Schücking, der von 1903 bis zu seinem Amtsverzicht 1909 Bürgermeister der Stadt war. Das im Jahre 1908 von der preußischen Regierung gegen ihn eingeleitete Amtsenthebungsverfahren hatte für reichsweites Aufsehen gesorgt, weil es alle Züge eines von einer reaktionären Obrigkeit verschuldeten Skandals trug. – Gestützt auf intensive Nachforschungen, die gepaart sind mit einem breiten Quellenstudium, hat Reinhold Lütgemeier-Davin in

der 1998 veröffentlichten Biographie den Lebensweg Schückings, seinen privaten und politischen Hintergrund, seine Ziele und Konflikte eingehend geschildert. Einen breiten Raum nehmen dabei Schückings Zeit als Bürgermeister von Husum und das Disziplinarverfahren gegen ihn ein.

Schücking wurde 1873 geboren und stammte aus einer alten, bedeutenden Gelehrten- und Juristenfamilie im Münsterland. Nach ein paar Jahren Verwaltungserfahrung, zuletzt in Osnabrück, trat er im Herbst 1903, nachdem die 300-Jahr-Feier der Stadt abgewickelt war, seinen Dienst in Husum an. Sein Vorgänger Adolf Menge war in demselben Jahr zum Bürgermeister von Wilhelmsburg gewählt worden. Dort hatte sich auch Schücking beworben und dabei Husumer Stadtvertreter so beeindruckt, dass sie ihn zur Kandidatur in Husum aufforderten. Nach der offenbar eindrucksvollen Vorstellung in der „Centralhalle“ in der Großstraße wurde Schücking von der Bürgerschaft mit 558 von 620 abgegebenen Stimmen, also genau 90 %, auf 12 Jahre gewählt, und zwar nach dem preußischen Zensuswahlrecht, also ungleichem Wahlrecht. Die restlichen Stimmen entfielen auf zwei Mitbewerber. Schücking betrachtete Husum wegen seiner Kleinheit und seiner Randlage im Reich als Sprungbrett und bewarb sich in den nächsten Jahren wiederholt in anderen Städten. Immerhin setzte er sich erfolgreich für den Schleusenbau von 1905 und den Bau der Bahnlinie Husum-Rendsburg über Mildstedt und den 1910 vollendeten Bahnhofsbau ein.

Sehr bald entwickelte sich der folgenreiche Konflikt mit dem ihm übergeordneten Landrat Nasse, der sich aus Kompetenzstreitigkeiten ergab und sogleich persönliche Züge annahm, zumal da beide ähnliche Wesensmerkmale aufwiesen. Der Autor charakterisiert Schücking und Nasse beide als impulsiv, selbstbewusst, eigenwillig und durchsetzungsfreudig. Bei Schücking kamen starkes Temperament und Exaltiertheit, aber auch Kontaktfreudigkeit hinzu. Nasse war konservativ-reaktionär, verachtete Sozialdemokraten und die Freisinnigen und genoss wegen des gemeinsamen Studiums in Bonn die Protektion des Kaisers. Er betrachtete den jungen dynamischen Husumer Bürgermeister als „unverschämten Eindringling“ in seine Domäne (S. 47). Sehr bald erkannte Schücking die Probleme als typisch für das preußische Verwaltungssystem und kritisierte sie in allgemeiner Form in anonymen Beiträgen und Schriften, so in der 1908 veröffentlichten Anklageschrift „Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens, von Bürgermeister X. Y. in Z.“. In der liberalen Frankfurter Zeitung kritisierte er ab 1905 in verschiedenen Beiträgen die Allgewalt der Landräte und die Auswahl der Beamten nach Herkunft und politischer Ergebenheit. Der Landrat sei höchste Polizeinstanz und Aufsichtsbeamter der Bürgermeister des Kreises und verhindere Eingemeindungen, wenn dadurch die Städte kreisfrei werden könnten. Schücking brachte Anspielungen auf die Husumer Verhältnisse ein: „Daß die Stadt von Aufsichtswegen nicht direkt dem Landrat untersteht, ist sein steter Schmerz. Er dehnt seine polizeiliche Aufsicht vielfach übertrieben aus ... In Städten unter 10.000 Einwohnern müssen die Berichte an den Regierungs-Präsidenten durch die Hand des Landrats gehen. Das ermöglicht dem letzteren, Anzeigen über städtische Vorgänge zu machen und Begleitberichte, in denen die Absichten der Stadtvertretung durchkreuzt werden, Berichtigungen ihrer Angaben usw.“ (vgl. S. 50).

Die Stadtgröße wurde hier als wichtige Rechtsgrenze angesprochen. Husum hatte damals unter 10.000 Einwohner, war aber immerhin auf über 9.000 im Jahre 1905 angewachsen. Der Rezensent kann zu dieser Frage präzisieren: Den von Schücking gewünschten 10.000-Einwohner-Status konnte die Stadt in absehbarer Zeit nur durch Eingemeindungen erreichen. Dafür boten sich aus dem angrenzenden Kirchspiel Mildstedt die Dorfschaften Rödemis und Osterhusum mit zusammen 1.540 und Nordhusum mit 231 Einwohnern – Angaben für 1905 – an. In diesen Dörfern, so können wir weiter ergänzen, gab es jedoch Vorbehalte. Insofern konnte Landrat Nasse bei seinem Widerstand gegen die Absichten Schückings – und der Stadtvertretung – auf Zustimmung im Umland rechnen.

Da sich Schücking mit seinen Ansichten (Demokratisierung auf allen Ebenen, u. a. gleiches und direktes Wahlrecht, Meinungsfreiheit, Stellenbesetzung nach Eignung, Stärkung der Städte und Gemeinden gegenüber der Obrigkeit) der linksliberalen Programmatik genähert hatte, wurde er im Jahre 1908 gebeten, für die Freisinnige Volkspartei im Nachbarkreis Tondern bei der Wahl zum Preußischen Landtag zu kandidieren. Das Wahlergebnis war zwar besser als bei der vorherigen Wahl, aber doch enttäuschend, da der nationalliberale Mitbewerber mit hohem Vorsprung gewann.

Gleich nach dieser verlorenen Wahl eröffnete der Regierungspräsident in Schleswig, der ebenso erzkonservativ wie Landrat Nasse war, das Disziplinarverfahren gegen den offenbar überraschten Schücking. Es sollte sich nur auf politisch anstößige Äußerungen Schückings stützen und nicht auf seinen jahrelangen Streit mit dem Landrat, der auch auf juristischer Ebene wegen amtlicher Beleidigung Schückings durch den Landrat und wegen absichtlichen Nichtgrüßens durch Schücking seine Fortsetzung gefunden hatte. In seinen Veröffentlichungen habe Schücking, der auch als Verfasser des Buches über die Reaktion in Preußen erkannt worden war, „eine Gesinnung bekundet und sich zu Anschauungen bekannt, die mit seiner Stellung als Bürgermeister und mittelbarer Staatsbeamter unvereinbar“ seien. Er habe „hierdurch nicht nur seine [Amts-]Pflichten verletzt, sondern sich auch der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens“, die sein Beruf erfordere, „unwürdig gezeigt“. Verfahrenszweck sei die Dienstentlassung. Lütgemeier-Davin ergänzt: „Zum Untersuchungskommissar bestellte man ausgerechnet seinen schärfsten Kontrahenten auf lokaler Ebene, Landrat Nasse.“ (S. 75). Regierungspräsident und Landrat hofften, Schücking durch die angefügte Geheimhaltungsklausel einzuschüchtern.

Lothar Schücking zog sofort seine jüngeren Brüder Walther und Levin ins Benehmen, die ihm auch während der ganzen Affäre und darüber hinaus zur Seite standen. Sein Bruder Walther lancierte sofort einen anonymen Artikel in die Frankfurter Zeitung, in dem es u. a. hieß: „Bisher galt in Preußen immer nur die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie mit der Beamtenstellung für unvereinbar, jetzt soll ein Bürgermeister vom Amte entsetzt werden, der sich ... zu den Anschauungen des unterschiedenen Liberalismus und der bürgerlichen Demokratie bekannt hat. Man bedenke: ein Kommunalbeamter, der lediglich von seiner Kommune bezahlt wird und mit dieser im schönsten Frieden lebt ... Man will einen Familienvater brotlos machen, aber er darf nicht darüber spre-

chen ... Jeder Raubmörder kann die gegen ihn eingeleitete Untersuchung der Öffentlichkeit mitteilen, der preußische Beamte wird im Stillen abgetan. Die Öffentlichkeit hat wirklich Ursache, sich mit diesem Fall zu beschäftigen.“

Damit war eine Pressekampagne um den „Fall Schücking“ eröffnet. Einen Tag später brachte das Berliner Tageblatt einen Leitartikel des liberalen Chefredakteurs Theodor Wolff: Immerhin werde hier „ein Enkel des Dichters Levin Schücking und ein Bruder des nicht minder freisinnigen Marburger Rechtslehrers Prof. Dr. Walther Schücking gehetzt ... Ein verlogenes Lakaien-tum, ein Gesinnungslumpentum soll gezüchtet werden ...“ Außer der Großstadt- und Lokalpresse nahmen sich auch Lokalblätter, ja sogar ausländische Nachrichtenorgane des Falls an, und alle ergriffen sie die Partei Schückings. Jedenfalls verurteilte die linksliberale, nationalliberale und sozialdemokratische Presse einhellig den Angriff auf einen unbequemen Beamten. – Das Husumer Stadtverordnetenkollegium stellte sich hinter seinen Bürgermeister und gab in einer einstimmig angenommenen Eingabe an den Regierungspräsidenten, den Oberpräsidenten und den Reichskanzler „seinem Erstaunen und seiner Verwunderung darüber Ausdruck, dass nach Zeitungsberichten die Aufsichtsbehörde es unternommen hat, gegen den Bürgermeister der Stadt, der sich seit fünf Jahren in redlichster Weise bemüht, seine Pflichten als Kommunalbeamter zu erfüllen und ... stets bestrebt gewesen ist, die Interessen der Stadt nach verschiedenen Richtungen, besonders in wirtschaftlicher Beziehung, zu fördern und sich auch einwandfrei geführt hat, ein geheimes Disziplinarverfahren ... zu eröffnen. – Das Stadtverordneten-Kollegium protestiert dagegen, dass der Bürgermeister Dr. Schücking seines Amtes unwürdig sein sollte.“ (S. 80). Bezeichnend für den autoritären Geist der Vorgesetzten ist die Reaktion des Oberpräsidenten, der sich intern wegen des angeblich „ungehörigen, achtung-verletzenden Tones“ empörte. Das behördliche Vorgehen sah er überhaupt nicht als Skandal an.

Seine reichsweite Brisanz erhielt der „Fall Schücking“ durch die Zusammensetzung der Reichsregierung. Seit Anfang 1907 war Schückings freisinnige Partei an der Koalition aus Konservativen, Nationalliberalen und eben Linksliberalen unter dem Reichskanzler Bülow beteiligt. Diesem Bülow-Block kam der Streit höchst ungelegen, zumal starke linksliberale Kräfte ihn zur Koalitionsfrage machen wollten. Deshalb gerieten die Initiatoren des Verfahrens auch vorübergehend in die Defensive. Der Fortgang ist vom Autor spannend geschildert und kann hier nur angedeutet werden. Da Schücking sich nicht mit der Geldstrafe in Höhe eines Monatsgehalts abfinden konnte und wollte – trotz Zuratens seiner Freunde angesichts der Macht des Staatsapparates – verzichtete er mit Wirkung vom 15. Januar 1909 auf sein Amt. Von seiner Frau erhielt er kaum Unterstützung: Gerade in der Konfliktzeit Ende 1908 erfolgte die Trennung, 1912 wurde die Scheidung ausgesprochen.

Schücking war nach seinem Abschied aus Husum als Anwalt und als Schriftsteller tätig und konnte trotz vieler Bewerbungen kein öffentliches Verwaltungsamt mehr bekommen. In der NS-Zeit war er vielerlei Repressionen ausgesetzt und erhielt 1941 Schreibverbot. 1943 starb er in seiner westfälischen Heimat.

Gegen seinen Husumer Widersacher Landrat Nasse (1859-1920), der sich insbesondere bei Linksliberalen und Sozialdemokraten verhasst gemacht hatte, wurde noch ein Disziplinarverfahren wegen Unterstützung des Kapp-Putsches vom März 1920 angestrengt, aber wieder eingestellt, da Nasse erkrankte und bald darauf verstarb.

Für den allgemein- und lokalgeschichtlich interessierten Leser hat der Autor ein spannendes Buch geschrieben, dessen Wert noch durch ein Personenregister erhöht worden wäre.

*Christian M. Sørensen*

*Das Husumer Orgelbuch von 1758. Praeludien, Fugen und Concerten für die Orgel mit Pedal. Sammlung Bendix Friedrich Zinck mit Werken aus dem Alten Land, dem Land Kehdingen und Schleswig-Holstein, eingeleitet und herausgegeben von Konrad Küster. 138 S. 49,50 EUR. Carus-Verlag, [Stuttgart 2001].*

Die vorliegende Erstausgabe gibt den vollständigen Inhalt der 1758 in Husum geschriebenen Sammlung von Orgelwerken wieder, die ihr Schreiber, der damalige Husumer Stadtmusiker Bendix Friedrich Zinck (1715-1799) mit dem Titel „Praeludien, Fugen und Concerten für die Orgel mit Pedal“ versah. Dessen Manuskript befindet sich heute in Det Kongelige Bibliotek in Kopenhagen.

Die mit Hilfe der Kulturstiftung Altes Land, Jork, der Buchhandlung C. F. Delff, Husum, der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte und der Sparkasse Nordfriesland, Husum, von Konrad Küster durch den Carus-Verlag erfolgte Erstausgabe ist ein großer Gewinn für Organisten, Musikforscher und -liebhaber auf der ganzen Welt, zeigt sie doch ein zu Unrecht bislang vergessenes Kapitel norddeutscher Orgelmusik des 18. Jahrhunderts.

Neben Werken anonymer Komponisten enthält die Sammlung ein bisher unbekanntes Adagio des an St. Marien zu Husum tätigen Organisten Nicolaus Bruhns (1666-1697) sowie Kompositionen von Hinrich Zinck (1677-1751), der in Schleswig-Holstein wirkte, und von Christoph Wolfgang Druckenmüller (1687-1741) und Marx Philipp Zeyhold (1704-1760), die im Stader Raum tätig waren. Die 17 teils mehrsätzigen Werke machen insbesondere deutlich, dass außerhalb der Zentren Hamburg und Lübeck eine blühende Orgelkultur vorhanden war und es eine norddeutsche Weiterentwicklung parallel zu Bachs Kunst gab.

Als kleine Sensation kann sogar gewertet werden, dass der Band mehrere Concerti italienischen Stils als Originalkompositionen für Orgel enthält. Mindestens ebenso interessant ist der Umstand, dass auch den Präludien teils mehrere Sätze folgen, im Gegensatz zu dem v. a. durch J. S. Bach geprägten Paar Präludium und Fuge. Dahingegen schien Zinck keinen Bedarf an choralgebundener Orgelmusik gehabt zu haben.

Ohne die musikwissenschaftliche Bedeutung der einzelnen Werke hier angemessen berücksichtigen zu können, sei hier für Liebhaber und Spieler vergrößert gesagt: Es handelt sich um sehr ansprechende Musik ohne größere spieltechnische Probleme. Der Reiz dieser Musik liegt nicht in der polyphonen

Kunst, sondern bereits in der Priorität der Oberstimme, also der Betonung der melodiosen Gestalt. Es mangelt nicht an langsamen Sätzen, bei denen die Melodiestimme mit der rechten Hand auf einer Soloregistrierung gespielt werden kann. Konrad Küsters Vorwort (auch in gekürzter englischer und französischer Version) wie der nachfolgende Bericht sind ausführlich und inhaltlich exzellent. Mehrere Seiten der Handschrift sind als Faksimiles wiedergegeben. Wäre nur jede Ausgabe alter Orgelmusik so gründlich ...

Der neue Notensatz des Carus-Verlages ist im Querformat übersichtlich und sehr spielerfreundlich. Das Originalmanuskript basiert auf der damals üblichen Schreibweise auf zwei Systemen. Bei der Ausgabe entschied man sich für eine Wiedergabe auf den heute gebräuchlichen drei Systemen. Offenbar hat Zinck durch seine Notationstechnik keine Zweifel über die Verteilung linke Hand/Pedal aufkommen lassen, so dass die Wiedergabe auf drei Systemen den Spieler nicht wie in anderen Fällen der Intuition des Herausgebers ausliefert.

Allen an der Ausgabe Beteiligten gebührt Dank und Anerkennung für eine vorbildliche Veröffentlichung.

*Jürgen Essl*

*Jürgen Dietrich: 100 Jahre zentrale Wasserversorgung in Husum. Herausgegeben von den Stadtwerken Husum. 60 S. Husum 2002.*

Im Jahre 1902 wurde die zentrale Wasserversorgung der Stadt Husum in Betrieb genommen, der im Februar jenen Jahres fertig gestellte Husumer Wasserturm sorgte für den nötigen Leitungsdruck. Die Initiative zu dem Projekt hatte Adolf Menge ergriffen, der seit 1896 als Bürgermeister für das Wohl der damals gut 8.000 Bürgerinnen und Bürger zuständig war. Noch im ersten Jahr schlossen sich 750 Haushalte an die Leitung an, die nun sauberes und gesundes Wasser lieferte. Bis dahin hatten 50 öffentliche und ungezählte private Pumpen und zahlreiche Brunnen der Wasserversorgung gedient. Häufig kam es zu Hygieneproblemen, aus denen immer wieder auch Epidemien entstanden. Durch die Errichtung von Hydranten wurden die Möglichkeiten der Brandbekämpfung wesentlich verbessert. Nachzulesen ist die Geschichte der Husumer Wasserversorgung und ihre Entwicklung bis in die Gegenwart in der hier vorzustellenden profund recherchierten und ansprechend gestalteten Broschüre von Jürgen Dietrich, die anlässlich des Jubiläums von den Stadtwerken kostenlos abgegeben wurde. Eine Feierstunde, bei der am 3. September 2002 im Stadtwerke-Foyer eine informative Ausstellung zum Thema Wasser eröffnet wurde, bot Gelegenheit, mit einem Glas „Unser Gutes Husumer“ auf die Leistung und auf die Zukunft der zentralen Wasserversorgung anzustoßen.

*Fiete Pingel*

*Hermann-Tast-Schule – Husumer Gelehrtenschule 1527-2002. Festschrift. Herausgegeben von der Hermann-Tast-Schule Husum. 248 S. 16,00 EUR. Husum 2002.*

475 Jahre zählt die Husumer Gelehrtenschule, die im Zuge der Reformation im Jahre 1527 in Husum – basierend auf älteren Lateinschultraditionen – neu begründet wurde, und die seit 1914 den Namen Hermann-Tast-Schule trägt. Mit einem umfangreichen Veranstaltungsreigen und mit einer Festschrift wurde dieser Geburtstag feierlich und unter Beteiligung vieler heutiger und früherer HTSlerinnen und HTSler begangen.

Die großformatige Festschrift enthält eine kurze Darstellung der Schulgeschichte, der Schul-Namensgeber Hermann Tast, erster evangelischer Propst und Vollender der Reformation im Husumer Raum, wird gewürdigt, ein Schulprogramm aus dem Jahre 1588 wird vorgestellt und die Bedeutung der zu Recht weithin berühmten historischen Schulbibliothek wird hervorgehoben. Der ausführlichste Einzelbeitrag ist der Entwicklung der Schule in der bewegten Zeit vom Ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik und die NS-Zeit bis zum Beginn der Wirtschaftswunders gewidmet.

Jetzige und frühere Schülerinnen und Schüler setzen sich mit unterschiedlichen Aspekten der Schulentwicklung auseinander, Lehrkräfte tragen Gedanken und Bilanzen aus ihren jeweiligen Fachbereichen bei, wobei eine Abrechnung mit dem Reformversuch „Studienstufe“ besonders pointiert herausgearbeitet ist. Erinnert wird an herausragende Persönlichkeiten der Schulgeschichte. Veranschaulicht werden – auch mit reichlich Illustrationen – verschiedenste Aktivitäten in der HTS und um sie herum. Sämtliche Schülerinnen und Schüler und das gesamte Kollegium des Jubiläumsjahres sind im Bild vertreten. Die Festschrift ist ein höchst lebendiges Zeugnis einer lebendigen Schule, der man ihre vier-dreiviertel Jahrhunderte auf keinen Fall anmerkt.

*Fiete Pingel*

*Andreas Nohr: Mitternacht. Die Geschichte des Nicolaus Bruhns. 240 S. 22,50 EUR. J. H. Röll-Verlag, Dittelbach 2000. Als Beilage eine CD der Organistin Barbara Kraus mit dem Orgelgesamtwerk von Nicolaus Bruhns und anderen Kompositionen.*

Die Zahl der historischen Romane ist unübersehbar. Mehr oder weniger phantasievoll führen die Autoren die interessierte Leserschaft in vergangene Jahrhunderte und Gestalten, die man gängigerweise nur aus trockenen Geschichtsdarstellungen kennt, werden zu lebenden, mit allen Irrungen und Leidenschaften behafteten Menschen. So erging es nun auch dem 1697 im Alter von nur 31 Jahren verstorbenen Komponisten und Husumer Organisten Nicolaus Bruhns. Der Hamburger Autor und Theologe Andreas Nohr, der neben theologischen Texten bereits mehrere Erzählungen aus der Geschichte veröffentlichte, lässt in seinem Roman „Mitternacht“ nicht nur Bruhns, sondern auch allerlei weitere Personen aus der Husumer Stadtgeschichte auferstehen, allen

voran den Stadtsekretär August Giese. Weitere für den Ablauf der Handlung wichtige Personen sind gemäß dem Zeitkolorit hinzuerdacht. Darauf weist der Autor in einem informativen Nachwort ausdrücklich hin.

Selbstverständlich lebt die von nur wenigen verstandene Künstlernatur in quälender Spannung zu den Bauern-, Krämer- und Spießerseelen ihrer Umgebung. Selbstverständlich auch gibt es eine tragische Liebesgeschichte und sogar eine Schatzsuche. Und selbstverständlich liegt der geniale Musiker auf dem Umschlagbild in dramatischer Pose hingestreckt.

So weit, so voraussagbar; aber es gelingt dem Autor, der sich mit großer Sorgfalt den historischen Zusammenhängen gewidmet hat, zu veranschaulichen, dass man sich im Geiste nicht nach Schottland, nach Amerika oder ins alte Rom begeben muss, um spannende Erzählstoffe zu finden. So etwas gibt es auch vor der eigenen Haustür. Wer sich über das Schicksal des Nicolaus Bruhns lieber weiterhin seine eigenen Gedanken machen möchte, wird sicherlich Unterstützung finden in seinen und den anderen zeitgenössischen Orgelstücken auf der dem Buch beiliegenden CD.

*Fiete Pingel*

## **Verzeichnis der Autoren**

Frenz Bertram, Dahlacker 5, 25866 Mildstedt

Dipl.-Päd. Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Therese Chromik, Lund 27, 25875 Schobüll

Jürgen Dietrich, Hindenburgstraße 26, 25813 Husum

Prof. Jürgen Essl, Institut für Kirchenmusik der Musikhochschule Lübeck,  
Große Petersgrube 17-29, 23552 Lübeck

Thomas Friedrichsen, Woldsenstraße 64, 25813 Husum

Annegret von Hielmcrone, Süderstraße 14, 25813 Husum

Dr. Ulf Dietrich von Hielmcrone, Süderstraße 14, 25813 Husum

Jürgen Kühl, Rosenweg 7, 22967 Tremsbüttel

Prof. Dr. Konrad Küster, Musikwissenschaftliches Seminar der Albert-  
Ludwigs-Universität Freiburg, Werthmannplatz, 79098 Freiburg

Claus Paulsen, Lornsenstraße 59, 25813 Husum

Fiete Pingel M.A., Nordfriisk Instituut, Süderstraße 30, 25821 Bredstedt

Günter Ramelow, Rembrandtstraße 9, 49808 Lingen (Ems)

Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum

Dr. Christian M. Sörensen, Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt